

Mitteilungen

des Uckermärkischen
Geschichtsvereins
zu Prenzlau

Uckermärkischer Geschichtsverein zu Prenzlau e. V. – Online-Lesesaal

Heft 20

Titelbild:

Aquarell von K. David (um 1935) mit Prenzlauer Rathausgiebel, Alter Wache und Marienkirche im Zentrum in der Originalgröße 44x28 Zentimeter. Dieses Gemälde gelangte 1991 als Schenkung der Familie Helmut Thiel (Prenzlau) in den Besitz des Uckermärkischen Geschichtsvereins und wurde hier unter der Registriernummer G/IV/AA/93 in das Bildarchiv des Vereins übernommen.

Alle Beiträge und Abbildungen wurden honorarfrei zur Verfügung gestellt. Dafür unser Dank an alle Autoren. Die Verfasser tragen für den Inhalt ihrer Beiträge alleinige Verantwortung. Nachdruck nur mit schriftlicher Genehmigung des Uckermärkischen Geschichtsvereins zu Prenzlau e. V.

Dieses Heft wurde von der Stadt Prenzlau und der Wohnbau GmbH gefördert.

Redaktion: Dr. Matthias Schulz (Leitung), Jürgen Theil und Reinhard Timm

Manuskripte werden an die Adresse des Herausgebers erbeten:
Jürgen Theil, Friedenskamp 6, 17291 Prenzlau
oder per Email an Vorsitzender@uckermaerkischer-geschichtsverein.de
www.uckermaerkischer-geschichtsverein.de

Erscheinungsdatum: 2013

ISBN: 978 - 3 - 934677 - 30 - 2

Herstellung: Druckerei Nauendorf GmbH, Nordring 16, 16278 Angermünde
Tel. 03331.3017-0

Inhalt

Zum Geleit	7
Klaus Neitmann, Potsdam	
100 Jahre staatlicher Bodendenkmalschutz in Brandenburg.....	12
Matthias Schulz, Prenzlau	
Bischof Siegfried II. von Brandenburg (Ende 1216 – 1220/21) bestätigt dem Brandenburger Domkapitel dessen Rechte und Besitzungen, 28. Dezember 1216	14
Lutz Partenheimer, Universität Potsdam	
Teerofen und Schneidemühle bei Christianenhof	38
Ute Bleich, Kraatz	
1945 – Erinnerungen an Flucht und Heimkehr	50
Paul Senske, Prenzlau	
Das „Pädagogische Institut“ Lychen, März bis Oktober 1947 Erinnerungen eines Kurssteilnehmers	71
Werner Kieckbusch, Hamburg	
„Endlich etwas Vernünftiges machen“ – Die Neulehrerkurse 1948/1949 und 1949/1950 an der Landesschule Templin.....	84
Werner Kieckbusch, Hamburg	
Der Volksaufstand des 17. Juni 1953 und die Ereignisse in der Uckermark	95
Jürgen Theil, Prenzlau	
Der Blick von außen. Wendezeiten in Fürstenwerder	112
Pauline de Bok, Amsterdam	
Anlage einer Tuchscherenfabrik am Ravit	139
Leonhard Riewald †, Prenzlau	

Warum die Hausnummerierung der Prenzlauer Alt- und Neustadt in den letzten Jahrhunderten mit der Nr. 2 begann. Aus der Geschichte des Hausgrundstückes Mühlenstraße Nr. 1	148
Frank Wieland, Prenzlau	
Die Entwicklung der Freibäderkultur in Prenzlau.....	159
Sabine Nietzold, Stadtarchiv Prenzlau	
Die Wiesener- Holz- Stiftung zur Freilegung der Marienkirche.....	171
Sabine Nietzold, Stadtarchiv Prenzlau	
Erinnerungen an das Haus Voss, Friedrichstraße 255	177
Hans Praetorius (1896–1958)	
Gedenkstein für Professor Otto Rostoski (1872–1962) in Wendemark	190
Heinz Schneider (Mahlow), unter Mitarbeit von Marina Lienert (Dresden)	
Was über mich in Kürze zu sagen ist ... – Ein Lebenslauf in Zahlen und ein paar Bildbeschreibungen.....	197
Hagen Mueller-Stahl, Berlin	
Archäologische Untersuchungen an den uckermärkischen Dorfkirchen von Cremzow und Malchow	219
Manfred Roeder, Berlin	
Eine mittelalterliche Bronzegießerei in der Prenzlauer Steinstraße	222
Manfred Roeder, Berlin und Matthias Schulz, Prenzlau	
Johann Ernst Nizze (1788–1872) – Prenzlauer Pädagoge und preußischer Patriot.....	224
Martin Herzig, Hoppegarten	
Der Ausbruch des Ersten Weltkrieges vor 100 Jahren und seine Auswirkungen auf die Stadt Prenzlau.....	235
Jürgen Theil, Prenzlau	
In den Transylvanischen Alpen	267
Alfred Hinrichs (†), Prenzlau	

Ein Barock-Epitaph wird belebt	281
Bernhardt Rengert, Boitzenburg	
Tätigkeitsbericht für das Geschäftsjahr 2012	283
Jürgen Theil, Prenzlau	
Bibliotheksbericht für das Jahr 2011.....	290
Frank Wieland, Prenzlau	
Mitgliederbewegung für das Geschäftsjahr 2012.....	295
Reinhard Timm, Prenzlau	
Autorenverzeichnis	296

Tickermark

Schreibbrief.

Wir zu Endes unterschriebene,

jetziger Zeit Gültige Aeltesten bei der Kaufmannschaft hiesiger Hauptstadt,
 erkunden und bekennen nachstehend, so wie es auch von dem Kauf- & Handelsherrn
F. Hellwig als gewesenen Lehrherrn
 des nachbenannten Handlungsdieners hiermit geschahet,
 daß nachdem der *Johannes Heubel*
 gelurigt aus Zehdenick, die folgende Zeit des Lehr-
 Jahres, als von 12. Octobr. 1896 bis 1. April 1898
 allhier zugebracht und sich während dieser Zeit überall wohl
 erhalten hat, welches wir auch nach unserem Regipoll-Book
 Nr. 255 als richtig befunden, wir gedachten *Johannes*
Heubel nunmehr für einen ordentlichen und rechtmässigen
 jungen Handlungsdieners erkennen, ansehen und dafür halber
 wollen Wir thun solches mit Verkündung des gewöhnlichen
 Handlungsdienstes, und Gültigkeit hieselbst öffentlich, und
 wünschen ihm zu seinem fernem Glück Gottes Segen
 and Amen.

In geschriebener **PRENZLAU** den 1. April 1898



Albrecht Schneider
H. G. G. Heubel

Lesesaal

Lehrbrief für Johannes Heubel aus Zehdenick, gelernt beim Kauf- & Handelsherrn F. Hellwig in Prenzlau, Prenzlau 1. April 1898 (Schenkung Heinrich Heubel, Zehdenick)

Zum Geleit

Klaus Neitmann, Potsdam

Die Erforschung, Darstellung und Vermittlung von Geschichte wird in Deutschland entsprechend den unterschiedlichen Anforderungen und Erwartungen, wie sie sich seit dem 19. Jahrhundert herausgebildet haben, von verschiedenartigen Kräften getragen, vornehmlich von staatlichen Universitäten, Akademien und anderen außeruniversitären Forschungsstätten sowie von nicht-staatlichen Gesellschaften wie den Historischen Kommissionen und Geschichtsvereinen. Dabei kommt den Geschichtsvereinen eine gewichtige, oftmals unterschätzte Aufgabe zu. Ähnlich wie die Historischen Kommissionen konzentrieren sie sich auf die Landes-, mehr noch auf die Regional- und Lokalgeschichte, im Gegensatz zu ihnen sind sie aber keine reine Gelehrtenvereinigungen, sondern sie bestehen in ihrer Mitgliedschaft sowohl aus Fachleuten einzelner historischer Teildisziplinen wie vor allem aus geschichtsinteressierten Laien. Denn ihre wesentlichen Anliegen decken sich mit denen der akademischen Geschichtswissenschaft nur teilweise. Es geht den Vereinen und ihren Mitgliedern vorrangig um die Vermittlung und Verlebendigung der Geschichte eines bestimmten Ortes oder einer bestimmten Landschaft unter ihrer Bevölkerung, sie sind bestrebt, die Vergangenheit des jeweiligen Kleinraumes unter seinen Bewohnern bewusst zu halten oder bewusst zu machen, auf Grund der Einsicht, dass die eigene Lebensumwelt aus der Arbeit vieler zurückliegender Generationen erwachsen ist, nur im Wissen um deren Wirken und seine Ergebnisse angemessen verstanden und in historischer Kontinuität fortentwickelt und für die Zukunft fruchtbar geformt werden kann. So sind die Geschichtsvereine darauf bedacht, die von den Jahrhunderten hinterlassenen schriftlichen, steinernen und sonstigen Zeugnisse und Denkmäler für die Nachwelt zu bewahren, zu pflegen und in ihrer Bedeutung zu erhellen wie das historische Argument, also die aus der Erkenntnis der Geschichte erwachsene Einsicht in die Entstehung heutiger Verhältnisse, in die jeweiligen aktuellen Debatten in ihrem unmittelbaren Umfeld um die Gestaltung von Gegenwart und Zukunft einzubringen.

Sie nehmen damit eine wichtige, ja unverzichtbare Funktion wahr, denn niemand kümmert sich ansonsten so dauerhaft und nachdrücklich wie sie um die Orts- und Landschaftsgeschichte. Die akademische Geschichtsschreibung umgeht diese nahezu vollständig, da sie auf die großen, allgemeinen Themen und Einheiten, auf die Geschichte von Staaten, Nationen und Gesellschaften in Deutschland, Europa und der Welt fixiert und allzu leicht das Gewicht des kleinen historischen Raumes zu übersehen geneigt ist. Sehr viel engere Berührungen bestehen zwischen den Geschichtsvereinen und den Historischen Kommissionen, denn diese haben sich eine einzelne deutsche Landesgeschichte zum Gegenstand ihrer Tätigkeit ausgewählt und kommen dabei um die Einbeziehung der einzelnen Regionen ihres Landes nicht herum. Sie sind freilich mit ihren begrenzten Kapazitäten in der Regel außerstande, sich ihnen nachdrücklich und umfassend zu widmen, und sind daher hierfür auf die Zusammenarbeit mit den Geschichtsvereinen und auf deren eigenständige Wirksamkeit und Forschungserträge angewiesen. Sie sind in ihrer Existenz dadurch gerechtfertigt, dass ansonsten ihr Feld weitgehend brach läge und allenfalls sporadisch und punktuell beackert würde. Die Pflege des regionalen und lokalen historischen Bewusstseins setzt aber voraus, dass sich genügend Menschen „vor Ort“ ihm verpflichtet fühlen und ihre Fähigkeiten und Kräfte durch einen vereinsmäßigen Zusammenschluss zum Wohle für die Allgemeinheit bündeln.

Es versteht sich dabei nahezu von selbst, dass man der skizzierten Aufgabenstellung nur gerecht wird, wenn man selbst in einem unendlichen und unabsehbaren Prozess die Erforschung der Geschichte fördert und vorantreibt und ständig mit neuen Untersuchungen das Bild der Vergangenheit stärker aufzumalen und umfassender und genauer zu beschreiben trachtet. Dazu gehört in der Folge, dass die vom einzelnen erzielten Arbeitsergebnisse veröffentlicht werden müssen, damit sie von allen anderen wahrgenommen werden können. Die Geschichtsvereine haben sich daher üblicherweise ihr eigenes Publikationsorgan geschaffen, in dem sich ihr Vereinsleben widerspiegelt und in dem vorrangig kleinere und größere historische Studien zu den verschiedenartigsten Zweigen des menschlichen Lebens abgedruckt werden. Die Herausgabe einer solchen heimatgeschichtlichen Fachzeitschrift ist eine anspruchsvolle

volle Herausforderung, sie setzt voraus, dass der Verein in der Lage ist, sowohl die materiellen und finanziellen Bedingungen eines solchen Druckerzeugnisses zu gewährleisten als auch dessen Seiten mit ausreichenden Beiträgen kompetenter Autoren in regelmäßiger Folge zu füllen. Gerade dem Periodikum – wenn es denn überhaupt vorhanden ist – lassen sich die Leistungsfähigkeit und das fachliche Niveau eines Geschichtsvereins sehr deutlich ablesen, und die dortigen Aufsätze und Artikel entscheiden letztlich darüber, ob und inwieweit er über den engeren Kreis seiner eigenen Mitglieder hinaus wahrgenommen und anerkannt wird. Außen- und Fernerstehende orientieren sich für ihr Urteil über ihn an seiner Zeitschrift und deren Gehalt, ihr lesen sie ab, ob sie dort ernsthafte und eindringliche Forschungsbeiträge zu erwarten haben und für sich selbst verwenden können – oder ob das wissenschaftliche Niveau, das für eine überzeugende historische Forschungstätigkeit angesetzt werden muss, verfehlt wird.

Solche allgemeinen Überlegungen gilt es im Blick zu haben, wenn man den Uckermärkischen Geschichtsverein zu Prenzlau zum 20. Heft seiner „Mitteilungen“ beglückwünscht. Bereits auf seiner ersten Tagung im Januar 1992 beschloss der Vorstand, „möglichst jährlich ein Mitteilungsheft des Geschichtsvereins herauszugeben“. Dem Wort ist die Tat gefolgt, in der Weise, dass seit 1992 in ununterbrochener jährlicher Folge 20 Hefte erschienen sind, im Laufe der Jahre mit deutlich zunehmendem Umfang, wie man sogleich sieht, wenn man die ersten Hefte mit unter 100 Seiten und die letzten mit 200-300 Seiten miteinander vergleicht. Der Wiederbegründung eines uckermärkischen Geschichtsvereins folgte somit sogleich und ohne zu zögern die Wiederbegründung einer eigenen Vereinszeitschrift, ebenso wie am Ende des 19. Jahrhunderts die Begründung des Uckermärkischen Museums- und Geschichts-Vereins unmittelbar mit der Herausgabe seiner „Mitteilungen“ verknüpft war, die bis zu dessen Ende 1945 in ihren vielen Heften von der hohen wissenschaftlichen Qualität der uckermärkischen Regionalgeschichtsschreibung kündeten. Ein ähnliches Zeugnis möchte der brandenburgische Landeshistoriker heutzutage den „Mitteilungen des Uckermärkischen Geschichtsvereins zu Prenzlau“ nach den vorliegenden 20 Heften aussprechen. Sie haben sich in der Landschaft der brandenburgischen his-

torischen Fachzeitschriften fest etabliert und werden von jedem Interessenten als erstes herangezogen, wenn er sich nach neueren und neuesten historischen Forschungen zur Uckermark erkundigen will.

Die Redaktion hat es dabei, wie der Blick in das Inhaltsverzeichnis der einzelnen Bände mit ihren Themen und Autoren zeigt, verstanden, einen weiten Bogen zu schlagen. Auf ihren Seiten sind alle historischen Epochen von der Ur- und Frühgeschichte bis zur Gegenwart vertreten, sicherlich mit einem Übergewicht des 19. und 20. Jahrhunderts, ohne dass aber die älteren Zeiten allzu sehr vernachlässigt worden wären. Und unter den Verfassern der Artikel trifft man sowohl „Einheimische“ aus der Uckermark wie „Fremde“ aus dem übrigen Brandenburg, aus Berlin und anderen deutschen Ländern – sie sind alle vereint durch ihre Zuneigung zur uckermärkischen Geschichte und zu deren Untersuchung. Unter den Mitarbeitern der „Mitteilungen“ aus der „Fremde“ sei hier beispielhaft nur die verstorbene Potsdamer Landesarchivarin und Landeshistorikerin Lieselott Enders namentlich erwähnt, die der Verein zu Recht zu seinem Ehrenmitglied gemacht hat. Denn sie hat sich wie nur wenige andere brandenburgische Landeshistoriker mit ihren stupenden Quellenkenntnissen in die Geschichte einzelner brandenburgischer Landschaften eingearbeitet und die Trias ihrer drei Landschaftsgeschichten 1992 mit ihrem Werk „Die Uckermark. Geschichte einer kurmärkischen Landschaft vom 12. bis zum 18. Jahrhundert“ eröffnet, das damals sogleich auf einer Veranstaltung des Uckermärkischen Geschichtsvereins in Prenzlau öffentlich vorgestellt worden ist. In der Folge hat sie in den „Mitteilungen“ zahlreiche vorbildliche Beiträge vornehmlich zur uckermärkischen Ortsgeschichte vorgelegt, die verdeutlichen, wie die „stumme“ Vergangenheit eines einfachen, unbemerkten Ortes ohne spektakuläre Vorgänge durch die Verbindung von intensivem Quellenstudium, von Übersicht über die allgemeinen brandenburgischen, preußischen und deutschen Entwicklungen und von wohlüberlegten übergreifenden Fragestellungen zum Sprechen, wie sie in einem vielschichtigen Gemälde zum Leuchten gebracht werden kann. Lieselott Enders lassen sich in den Mitteilungen des Uckermärkischen Geschichtsvereins noch einige weitere Autoren aus der akademischen Welt Berlin-Brandenburgs zur Seite stellen, aber mindestens ebenso maßgebend, wenn nicht sogar entscheidender ist es für die Zeitschrift,

dass sie in ihrer Mitgliedschaft und in der Uckermark selbst über einen festen Autorenstamm verfügt und regelmäßig mit Artikeln aus deren Feder rechnen darf – insgesamt ist so eine glückliche Mischung erreicht, die hoffentlich auch in der Zukunft bewahrt werden kann, denn sie hat bislang gewährleistet, dass insgesamt viele ertragreiche, gehaltvolle Untersuchungen vorgelegt worden sind.

Dass nach 1990 in Brandenburg wieder eine vielfältige historische Vereinslandschaft entstanden ist, dass die Vereine sich der einzelnen historischen Landschaften und Gemeinden annehmen und dass sie dadurch das Gewicht und die Eigenart der Regionen wie der Uckermark, des Barnim, der Prignitz oder der Niederlausitz innerhalb des Landes Brandenburg vergegenwärtigen, dass in ihnen die bürgerschaftliche Liebe an der Vergangenheit des eigenen Lebenskreises und der bürgerschaftliche Einsatzwille zu seiner Erforschung und Darstellung seinen tätigen Ausdruck gefunden hat, gehört aus der Sicht des brandenburgischen Landesarchivars und Landeshistorikers zu den schönsten Seiten der Wiederbelebung der Landesgeschichte nach der friedlichen Revolution von 1989. Der Uckermärkische Geschichtsverein und seine „Mitteilungen“ waren und sind ein Teil dieses Prozesses und, wie gerade seine Zeitschrift bezeugt, ein sehr erfolgreicher und für die allgemeine Landesgeschichtsforschung unübersehbarer Teil. Anlässlich des 20. Heftes bleibt daher nur der Wunsch übrig, dass die regelmäßige Herausgabe der niveaувollen Zeitschrift kontinuierlich fortgesetzt werden möge – in den nächsten 20 Jahren und darüber hinaus ...

Potsdam, im Oktober 2013

Privatdozent Dr. Klaus Neitmann
Direktor des Brandenburgischen Landeshauptarchivs und
Vorsitzender der Brandenburgischen Historischen Kommission e.V.

100 Jahre staatlicher Bodendenkmalschutz in Brandenburg

Matthias Schulz, Prenzlau

Archäologen und Bodendenkmalpfleger haben 2014 einen guten Grund zu feiern – seit 100 Jahre stehen in Brandenburg Bodendenkmale unter staatlichem Schutz.

Die Beschäftigung mit „Altertümern“ oder „Merkwürdigkeiten“ war lange Zeit etwas für Privatpersonen. Die Sammlung des Prenzlauer Kaufmanns und Stadtverordneten Bartholomäus Gressel (1701–1765) gehört sicher zu den frühesten systematischen Sammlungen in der Uckermark (Wieland 2011). Mitte des 18. Jhs. entstand ein beeindruckendes Werk zur Geschichte, die „Historische Beschreibung der Chur und Mark Brandenburg“ von Beckmann (Wetzel 2006, 26). Im 19. Jh. erlebte die Archäologie auch regional einen Boom. Napoleons Truppen brachten aus Ägypten faszinierende Funde mit, in Italien wurde Pompeji und Herculaneum entdeckt und in Deutschland entwickelte sich nach den Befreiungskriegen der Nationalstolz. Angeregt von den antiken Stätten begann man, verstärkt nach der heimatlichen Geschichte zu suchen. Mit den in Brandenburg seit 1836 gegründeten Heimat- und Geschichtsvereinen (Wetzel 2006, 27) versuchten geschichtlich interessierte Bürger, die individuelle, oft planlose und objektorientierte Suche nach archäologischen Funden in geordnete Bahnen zu lenken. Zu dieser Zeit entstanden große archäologische Sammlungen. Besonders Adlige und Geschäftsleute kamen in der 2. Hälfte des 19. Jhs. im Zuge der Modernisierung der Landwirtschaft, des Ausbaus der Verkehrswege und der Industrialisierung oft mit archäologischen Funden in Berührung. Nicht selten führte der Wunsch nach schönen Objekten zur regelrechten Plünderung diverser Fundstellen.

Nach längeren Diskussionen galten mit dem Erlass des preußischen Ausgrabungsgesetzes vom 26.03.1914 (Kaufmann 2006, 174) auch in Brandenburg erstmals verbindliche Regeln im Umgang mit archäologischen Funden und Fundstellen. Ein verbindliches Fundmeldeformular war die wichtigste Neuerung bei der Erfassung. Erstmals wurden Angaben zu Fundort (Karte, Geologie, Fundzeichnungen usw.) und Objekten (Großsteingrab, Burgwall, Siedlung usw.) bis hin zu den verwendeten Begriffen einheitlich erfasst, ein bis heute bestens bewährtes System.

Archiv des Staatl. Vertrauensmanns für kulturgeschichtliche Bodenaltertümer der Provinz Brandenburg	
<h1 style="font-size: 2em;">Fundmeldung</h1>	
Ort (Gemarkung): Bezirkspflegschaft:	Kreis: Bezirkspfleger:

Abb. 1: Kopf des Fundmeldeformulars

Ab 1920 bekam jede preußische Provinz einen „Vertrauensmann“, von 1922 bis 1932 war das in Brandenburg Alfred Götze, der 1931 die unzureichende Ausstattung mit Geld und Personal in einer „Denkschrift“ bemängelte (Neitmann 2006, 182–183). Man setzte daher von Anfang an auf eine umfassende ehrenamtliche Arbeit. Das Denkmalamt fungierte dabei sehr erfolgreich als Ausbilder, Lenker und Leiter. Ein Modell, das bis 1989 sehr gut funktionierte und für das es auch in Zukunft keine Alternative gibt.

Das „Gesetz über den Schutz und die Pflege der Denkmale und Bodendenkmale im Land Brandenburg“ vom 22. Juli 1991 (GVBl., 311) hat, wie alle modernen Denkmalschutzgesetze in Deutschland, die Grundregeln des preußischen Ausgrabungsgesetzes übernommen: Funde sind zu melden, Ausgrabungen bedürfen einer Erlaubnis und müssen nach wissenschaftlichen Grundsätzen durchgeführt werden.

Literatur

- J. Chr. Bekmann, Historische Beschreibung der Chur und Mark Brandenburg (Berlin 1751). GVBl., Gesetz- und Verordnungsblatt für das Land Brandenburg.
- D. Kaufmann, Zur Geschichte der Denkmalschutzgesetzgebung in Preußen aus archäologischer Sicht. In: J. Haspel / W. Menghin, *Miscellanea Archaeologica III*, Berlin und Brandenburg, Geschichte der archäologischen Forschung. Beiträge zur Denkmalpflege in Berlin Bd. 22, 2006, 164–178.
- K. Neitmann, Die Kulturverwaltung und Kulturpolitik der Provinz Brandenburg und die Begründung der brandenburgischen Provinzialarchäologie. In: J. Haspel / W. Menghin, *Miscellanea Archaeologica III*, Berlin und Brandenburg, Geschichte der archäologischen Forschung. Beiträge zur Denkmalpflege in Berlin Bd. 22, 2006, 179–189.
- G. Wetzel, Die Bedeutung regionaler Vereine und Museen für die archäologische Forschung in Berlin und Brandenburg. In: J. Haspel / W. Menghin, *Miscellanea Archaeologica III*, Berlin und Brandenburg, Geschichte der archäologischen Forschung. Beiträge zur Denkmalpflege in Berlin Bd. 22, 2006, 26–41.
- F. Wieland, Bartholomäus Gressel – ein in Vergessenheit geratener Prenzlauer Stadtchronist. Mitt. Uckermärk. Geschver. 17, 2011, 41–52.

**Bischof Siegfried II. von Brandenburg
(Ende 1216 – 1220/21) bestätigt dem Brandenburger
Domkapitel dessen Rechte und Besitzungen,
28. Dezember 1216**

Übersetzung und Erläuterungen:
Lutz Partenheimer, Universität Potsdam (2011)

Dr. Lutz Partenheimer (1957 in Berlin) studierte von 1978 bis 1982 Geschichte und Germanistik an der Pädagogischen Hochschule Potsdam und absolvierte 1982–1985 bei Prof. Dr. Helmut Assing am Bereich Mittelalterliche Geschichte der Sektion Geschichte/Germanistik der Pädagogischen Hochschule Potsdam ein Forschungsstudium. 1986 bis 1989 war er Wissenschaftlicher Assistent am Bereich Mittelalterliche Geschichte der Sektion Geschichte/Germanistik der Pädagogischen Hochschule Potsdam. 1988 promovierte er über die Anfänge deutscher Herrschaft im Fläming. 1989 bis 1991 war er am Bereich Mittelalterliche Geschichte der Sektion Geschichte/Germanistik der Pädagogischen Hochschule Potsdam bzw. Brandenburgischen Landeshochschule Lehrer im Hochschuldienst. Seit 1991 ist er Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Historischen Institut der Universität Potsdam, Professur für Geschichte des Mittelalters, mit den Forschungsschwerpunkten Mittelalterliche Geschichte der Mark Brandenburg und des Fürstentums Anhalt. (<http://www.lutz-partenheimer.de/>, http://de.wikipedia.org/wiki/Lutz_Partenheimer)*

Zehn brandenburgische Orte, darunter sieben Städte, sowie eine Stadt in Sachsen-Anhalt verdanken ihre erste Erwähnung einer Urkunde Bischof Siegfrieds II. von Brandenburg vom 28.12.1216, von der zwei Fassungen existieren. Beide sind erhalten und liegen im Domstiftsarchiv zu Brandenburg an der Havel. Zur Vorbereitung der Feiern zum 800. Jubiläum der ältesten schriftlichen Nennung dieser Gemeinden im Jahre 2016 sind beide Versionen dieser wichtigen Quelle hier abgebildet und im lateinischen Text mit Übersetzung veröffentlicht. Es handelt sich um die Orte: Bötzw (Oranienburg), Fehrbellin, Friesack, Glienecke (östlich von Ziesar) Jessen (Sachsen-Anhalt), Kremmen, Luckenwalde, Rathenow, Rhinow, Saarmund und Zehdenick.

Original – in zwei Fassungen – im Domstiftsarchiv Brandenburg (DStA), Bestand: Domkapitel Brandenburg 1161–1945:¹

- Bischof Siegfried II. bestätigt dem Domkapitel alle Besitzungen und Rechte (Regesten Nr. 26, Beck Nr. 1284). 1216 Dez. 28: **BDK 5/U. 27**
- Bischof Siegfried II. bestätigt dem Domkapitel alle Besitzungen und Rechte, zweite erweiterte Fassung (Regesten Nr. 27, Beck Nr. 1285). 1216 Dez. 28; **BDK 6/U. 26**

Druck: Codex diplomaticus Brandenburgensis (CDB), A 8, Berlin 1847, S. 132-137,

Regest (deutsche Kurzfassung): Regesten der Urkunden und Aufzeichnungen im Domstiftsarchiv Brandenburg, Teil 1: 948-1487. Bearb. von Wolfgang Schöffler (Veröffentlichungen des Brandenburgischen Landeshauptarchivs 36. Weimar 1998 (Schöffler), Nr. 26 f.)

In der anderen Schriftart sind die Abweichungen des Textes der zweiten, erweiterten Fassung aufgeführt.

Unterstrichene Ortsnamen erscheinen in beiden oder in einer der beiden Fassungen dieser Urkunde erstmals in der schriftlichen Überlieferung.

Im Namen der heiligen und unteilbaren Dreieinigkeit Ich, Siegfried der Zweite, durch die Gnade Gottes Bischof der brandenburgischen Kirche:

Durch göttliche Anordnung haben Unsere ehrwürdigen und in Gott würdigen Vorgänger, die brandenburgischen Bischöfe Wilmar (1161–1173), Siegfried (I., 1173–1180)², Balderam (1180–1190), Alexius (1190–1192), Norbert (1192–1205) (und) Balduin (1205–1216) Uns sozusagen in erblicher Nachfolge (die Pflicht) hinterlassen, die heilige Gemeinschaft der regulierten Kanoniker³, die nach der Regel des heiligen Augustinus⁴ und nach der Ordensregel des hochhehrwürdigen Herrn Norbert, des magdeburgischen Erzbischofs (1126–1134)⁵, auf der Burg Brandenburg, an dem

¹ Für die freundliche Erlaubnis, beide Urkunden abbilden zu dürfen, sei dem Domstiftsarchiv Brandenburg an dieser Stelle herzlich gedankt.

² Sohn Albrechts des Bären, des ersten Markgrafen von Brandenburg (1157–1170).

³ Abgeleitet von lateinisch „canon“ (Richtschnur, kirchliche Regel). Nach einer Ordensregel lebende Geistliche, sog. Chorherren – wegen des gemeinsamen Gottesdienstes im Chorraum einer Kirche. Hier ist das Brandenburger Domkapitel gemeint, bestehend aus den Domherren, dem höchsten geistlichen Gremium eines Bistums nach dem Bischof. Dem Domkapitel oblag u. a. die Wahl eines neuen Bischofs.

⁴ 396–430 Bischof von Hippo (Nordafrika, westlich des alten Karthago), einer der Kirchenväter.

⁵ Norbert hatte 1120 in Frankreich den Prämonstratenserorden gegründet.

Bischofssitz, den Kaiser Otto⁶ seligen Angedenkens gegründet hat, für den Dienst an Gott gemeinsam leben, in der Zeit Unserer menschlichen Schwäche auf den Weg Gottes zu lenken.

Daher wenden Wir – für Unsere Wenigkeit nach Gottes Willen ihrem (dem der Vorgänger) Andenken dienend – der vorgenannten Gemeinschaft Unsere ganze Liebe zu und halten äußere Beunruhigung von ihnen (den Brandenburger Domherren) fern, damit sie auf Grund innerer Ruhe ganz für den Herrn leben können.

Deswegen geschieht es, dass Wir – den gerechten Bitten derselben (der Domherren) gnädig entsprechend – die Rechte und ehrenhaften Gewohnheiten und auch die Güter, die ihnen (den Domherren) Unsere Vorgänger, die Bischöfe dieser Kirche⁷, oder weltliche Fürsten oder welche Ehren- oder Privatpersonen auch immer bereits rechtmäßig gemäß dem Besitztitel einer Übereignung übertragen hatten, und die jetzt zusammengebracht sind, mit der Vollmacht des allmächtigen Gottes und der der heiligen Apostel Petrus und Paulus, zu deren Ehre dieselbe Kirche⁸ errichtet ist, und der des Herrn Papstes Honorius (III., 1216–1227) sowie Unserer, die Wir von Gott haben, bestätigen und durch die Kraft dieser vorliegenden Urkunde bestärken, wobei Wir freilich vor allem anordnen, dass diese Kirche (das Bistum Brandenburg) wie bei ihrer ersten Einrichtung gleichsam eine freie Bischofskirche sein und für alle Zeiten bleiben soll, und dass keine weltliche oder Ordensperson – unter welchem Vorwand auch immer – irgendeine Gerichtshoheit über diese Kirche zu beanspruchen wage, vielmehr unterstehe diese Kirche so wie Unseren Vorgängern Uns und Unseren Nachfolgern.

Verbesserungen der Ordensdisziplin sowie Veränderungen der Sitten der Kanoniker, die über die Befugnisse ihres Propstes⁹ hinausgehen, erfolgen – durch absolut keinen dazwischenkommenden Einspruch gehindert – durch Uns und Unsere Nachfolger nach den alten und bis heute geübten Gewohnheiten und den Festlegungen des Laterankonzils. Auch loben und bestätigen Wir, dass die genannte Ordnung der Regeln der Kanoniker, die – wie man weiß – gemäß der Gottesfurcht und der Regel des heiligen Augustinus in der

⁶ Otto I., der Große, ostfränkisch-deutscher König 936–973, Römischer Kaiser ab 962.

⁷ Die Bischöfe von Brandenburg.

⁸ Das Bistum Brandenburg.

⁹ Der Dompropst war bzw. ist als höchster Domherr der Vorgesetzte der anderen Domherren, also der Vorsteher des von diesen gebildeten Domkapitels und damit nach dem Bischof der zweithöchste Geistliche in einem Bistum.

schon genannten Kirche eingeführt worden ist, dort für alle Zeiten unverletzt eingehalten wird. Ferner bestätigen Wir derselben (der Brandenburger Kirche, also dem Domkapitel) die Besitzungen und Güter, die diese Kirche mit Gottes Willen besitzt, indem Wir sie mit Unseren eigenen Worten aufführen: den Ort selber, in dem die zuvor erwähnte Kirche steht, nämlich in der Burg Brandenburg nämlich die (nördliche) Hälfte der Burg Brandenburg, mit allem ihrem Zubehör, Gewässern nämlich und Wasserläufen, Eingängen und Ausgängen und die Sorge für die Seelen in dieser Burg, die derselben (der Brandenburger Kirche, also dem Domkapitel) wegen des (dortigen) Bischofssitzes von Wilmar seligen Angedenkens, dem Bischof derselben Kirche, übertragen und von dessen Nachfolgern bis zu Unseren Zeiten bestätigt worden ist,

auch die Kirche des heiligen Gotthardt in dem Marktdorf Parduin¹⁰ mit ihrer Ausstattung, an der dieselben Kanoniker zuerst von dem brandenburgischen Bischof Wigger (1138–1161) seligen Angedenkens eingesetzt wurden, von wo sie später (1165) durch Wilmar seligen Angedenkens, Bischof der genannten Kirche, auf die Burg Brandenburg umgesetzt worden sind, wie gesagt, dieselbe Kirche St. Gotthardt mit dem ganzen Pfarrsprengel desselben Dorfes und der ganzen neuen Brücke und der Hälfte der alten Brücke sowie dem Zubehör dieser Pfarrei und auch dem dritten Teil der Zehnten desselben Dorfes, sowohl von Früchten als auch von Tieren und von den anderen Dingen, so wie sie die Pfarrkirchen in Unserer Diözese¹¹ zu bekommen pflegen¹²;

auch die Kirche der heiligen Maria¹³ auf dem Berg, der Harlungerberg¹⁴ genannt wird, mit dem dritten Teil der Zehnten der dabei liegenden Weinberge, und die Kirche St. Nikolai in Luckenberg¹⁵ mit ihrer Ausstattung und einer Hufe und dem dritten Teil der Zehnten desselben Dorfes, die zur erwähnten Pfarrei in Parduin gehören,

¹⁰ Aufgegangen in der Altstadt Brandenburg.

¹¹ Das kirchlich einem Bischof unterstehende Gebiet.

¹² Von dem an die Kirche zu zahlenden Zehnten erhielt der Bischof zwei, der Ortspfarrer ein Drittel.

¹³ Die Marienkirche erscheint erstmals 1166 in einer Urkunde Bischof Wilmars von Brandenburg, wobei es heißt, dass sie Markgraf Otto I. (s. Anm. 20) dem Domkapitel geschenkt hätte. Bischof Gernand von Brandenburg (1222–1241) ließ sie durch einen Neubau ersetzen, König Friedrich Wilhelm I. von Preußen 1722 abbrechen.

¹⁴ Heute Marienberg.

¹⁵ Ehemaliges Dorf unmittelbar südwestlich der Altstadt Brandenburg, in die es 1249 und erneut 1295 auf markgräflichen Befehl eingegliedert wurde.

und die anderen Kirchen, die später in demselben Pfarrsprengel errichtet werden sollten;

sechs von Gläubigen übereignete Grundstücke in demselben Dorf Parduin; das Hospital für Arme in dem schon genannten Dorf Parduin an der Brücke von Krakau¹⁶ mit den Gärten und allem seinem Zubehör, urbar und nicht urbar;

und auch drei Grundstücke mit ihren Gärten und Obstgärten im Dorfe Krakau;

obendrein zwei Lanken¹⁷, eine oberhalb der Burg Brandenburg, die andere beim Hospital gelegen;

auch 100 Hufen¹⁸, gelegen in der Zauche¹⁹, die der brandenburgische Markgraf Otto der Ältere seligen Angedenkens²⁰ für das Seelenheil seines Vaters, seiner Mutter und seiner Gemahlin, der Markgräfin Judith, mit Einwilligung ihrer Söhne Otto²¹ und Heinrich²² von seinem väterlichen Erbe der oft genannten Kirche überlassen hat, mit allem Zubehör, urbar und nicht urbar, mit Wäldern und Sümpfen, Gewässern und Wasserläufen und fünf große Scheffel Salz jährlich aus dem Zoll in (der Altstadt) Brandenburg;

die Dörfer Garlitz, Müztlitz, Buckow²³, Bultitz²⁴, Kieck²⁵ und Gorne²⁶ mit den Zehnten und allem Zubehör, urbar und nicht urbar, Gewässern und Wasserläufen, Wäldern und Sümpfen zu jeglicher Nutzung, mit zwei Lanken, zwischen Gorne und Silo²⁷ gelegen;

¹⁶ Ehemaliges Dorf nordöstlich des Brandenburger Domes.

¹⁷ Weiher, kleines stilles Gewässer, wie z. B. die „Krumme Lanke“ in Berlin.

¹⁸ Die Ackerfläche, nach der die Abgaben eines Bauern festgelegt wurden.

¹⁹ Die Landschaft südlich der Havel im Abschnitt zwischen Brandenburg an der Havel und Potsdam.

²⁰ Markgraf Otto I. (1170–1184), ältester Sohn Albrechts des Bären und dessen Nachfolger als Markgraf von Brandenburg.

²¹ Markgraf Otto II. (1184–1205).

²² Graf Heinrich von Gardelegen, gest. 1192, Bruder Markgraf Ottos II.

²³ Diese drei Dörfer liegen südöstlich von Rathenow.

²⁴ Wüstung (untergegangenes Dorf) südwestlich von Garlitz.

²⁵ Wüstung südöstlich von Garlitz.

²⁶ Wüstung nördlich von Brandenburg-Görden.

²⁷ Wüstung westlich der Altstadt Brandenburg, wahrscheinlich nordöstlich des Quenzsees. Den Namen bewahrte ein Vorwerk und gab ihn an den 1782 angelegten Silograben in Brandenburg an der Havel weiter, der zwischen 1907 und 1910 zum Silokanal ausgebaut wurde.

auch die Kirche in (Hohen)Ferchesar²⁸, im Land Pritzerbe gelegen, mit ihrer Ausstattung und ihren Grundstücken und zwei Hufen und dem dritten Teil der Zehnten des ganzen Dorfes,

obendrein das Dorf Marzahne²⁹ mit dem gesamten Zehnten und allem Zubehör, Wäldern, Sümpfen, urbar und nicht urbar, und allen Nutzungen und die zur Kirche von Hohenferchesar gehörige Kirche desselben Dorfes (Marzahnes) mit ihrer Ausstattung und einer Hufe;

und auch die Dörfer Mötzow³⁰, Tremmen³¹ und Thüre³² mit den Zehnten und allem Zubehör, urbar und nicht urbar, Wäldern und Sümpfen;

auch die Kirche in Thüre mit ihrer Ausstattung und dem dritten Teil der Zehnten der zu ihr gehörenden Dörfer Etzin³³, Schadebauersdorf³⁴ und dem gesamten Zehnten der Dörfer Crelin³⁵ und Bauersdorf³⁶, sowohl von den Früchten als auch von den Tieren;

die Kirche in Gohlitz³⁷ mit ihrer Ausstattung und zwei Hufen und dem dritten Teil der Zehnten dieses Dorfes und dem dritten Teil der Zehnten des Dorfes Wachow³⁸ mit zwei Hufen, die zur Kirche Gohlitz gehören;

auch die Kirche in Niebede³⁹ mit ihrer Ausstattung und zwei Hufen und dem dritten Teil der Zehnten dieses Dorfes

und die zur Kirche von Niebede gehörende Kirche in Schwanebeck⁴⁰ mit ihrer Ausstattung und dem dritten Teil der Zehnten dieses Dorfes,

auch die Kirche in Zachow mit ihrer Ausstattung und zwei Hufen sowie dem ganzen Zehnten der zu diesem Dorf gehörenden Äcker und auch den gesamten Fleischzehnten und den dritten Teil der Zehnten von den zu dieser Kirchen gehörenden Dörfern, nämlich Lötz⁴¹, Gutenpaaren⁴² und Albrechtswerder⁴³;

²⁸ Östlich des Pritzerber Sees.

²⁹ Nordöstlich von Hohenferchesar.

³⁰ Nördlich von Brandenburg an der Havel. Das mittelalterliche Dorf ist verschwunden.

³¹ Nördlich von Ketzin/Havel (südlich von Nauen).

³² Wüstung südöstlich von Tremmen.

³³ Nördlich von Ketzin.

³⁴ Wüstung bei Tremmen, vermutlich identisch mit Bauersdorf.

³⁵ Wüstung Crelinge nordöstlich von Zachow (nordwestlich von Ketzin).

³⁶ Wüstung südwestlich von Tremmen.

³⁷ Nordwestlich von Tremmen.

³⁸ Südwestlich von Nauen.

³⁹ Nordwestlich von Tremmen.

⁴⁰ Nördlich von Niebede.

⁴¹ Wüstung bei Gutenpaaren.

⁴² Westlich von Ketzin.

⁴³ Zunächst ein Dorf, dann ein später wüst gewordener Hof bei Zachow.

und auch die Mühle in Klinke⁴⁴ mit ihrem Grundstück, Gewässern und Wasserläufen;

obendrein das Damme⁴⁵ genannte Dorf, das Rudolf von Jerichow seligen Angedenkens Markgraf Otto dem Älteren (I.) aufließ⁴⁶ und das dann von diesem mit allem Zubehör, urbar und nicht urbar, Wäldern, Sümpfen der genannten brandenburgischen Kirche überlassen worden ist, und alle von Wilmar seligen Angedenkens, dem Bischof dieser (der brandenburgischen) Kirche, zum Nutzen derselben Brüder (der Brandenburger Domherren) überlassenen Zehnten dieses Dorfes,

obendrein das ganze Dorf Plötzin⁴⁷, gelegen in der Zauche, mit der Kirche daselbst und allen Zehnten und allem Zubehör, urbar und nicht urbar, Sümpfen und Gefilden;

und auch das Schonlo⁴⁸ genannte Dorf, zu dem 30 Hufen gehören, mit den Zehnten und allem seinem Zubehör, urbar und nicht urbar, Gefilden und Sümpfen;

auch die Kirche in Markau⁴⁹ mit ihrer Ausstattung und zwei Hufen und dem dritten Teil der Zehnten dieses Dorfes und des Dorfes Marke⁵⁰;

auch die Kirche in Ketzin mit ihrer Ausstattung und zwei Hufen und dem dritten Teil der Zehnten dieses Dorfes und der zu ihr gehörenden Dörfer, nämlich Stolp⁵¹ und Paretz⁵²;

und die Kirche in Knoblauch⁵³ mit den Hufen und ihrer Ausstattung und dem dritten Teil der Zehnten desselben Dorfes, das zur Kirche in Ketzin gehört,

und auch die Kirche in Ketzin mit ihrer Ausstattung, und zwar zwei ihr zugewiesenen und ihr anlässlich der Weihe als Ausstattung bestätigten Hufen in den Äckern des Dorfes Knoblauch und drei Grundstücke in demselben Dorf Ketzin, die der Priester Dietrich nach Aussage von Dorfbewohnern aus den Händen von

⁴⁴ Am Nordostende des Riewendsees.

⁴⁵ Östlich von Rathenow.

⁴⁶ Rudolf hatte das Dorf vom Markgrafen zu Lehen und gab es diesem 1164 zurück, damit der es dem Domkapitel übertrage.

⁴⁷ Westlich von Werder (Havel). Es wird erstmals 1179 (als Plötzin) erwähnt, erscheint 1187 unter dem Namen Reinholdsdorf, und 1197 heißt es, dass Plötzin früher Reinholdsdorf genannt wurde.

⁴⁸ Wüstung im Raum Nennhausen-Damme-Garlitz.

⁴⁹ Südlich von Nauen.

⁵⁰ Nördlich von Markau.

⁵¹ Wüstung zwischen Paretz und Falkenrehde.

⁵² Östlich von Ketzin.

⁵³ 1968/69 für einen Erdgasspeicher aufgegebener Ort bei Ketzin.

Laien zurückgekauft und wieder zu einem Grundstück zusammengelegt hat;

auch die Kapelle in Knoblauch, die derselben Mutterkirche in Ketzin gehört, mit ihrer Ausstattung und dem dritten Teil der Zehnten desselben Dorfes.

Auch den dritten Teil der Zehnten der genannten Kirche Ketzin und der zur ihr gehörenden Dörfer, nämlich Stolp und Paretz und das andere slawische Dorf Paretz⁵⁴;

und auch die Kirche in Oehna⁵⁵ mit ihrer Tochterkirche, und zwar der Kirche in Gölsdorf⁵⁶ mit dem Grundstück und den Hufen und dem dritten Teil der Zehnten derselben Dörfer und der Dörfer Mehlendorf⁵⁷ und Kähnsdorf⁵⁸, übertragen von Unseren Vorgängern seligen Angedenkens, Norbert und Balduin, Bischöfen der genannten (brandenburgischen) Kirche,

auch den an der Ostseite des Harlungerberges (in Brandenburg an der Havel) liegenden Weinberg derselben Kanoniker (der Brandenburger Domherren).

Obendrein bestätigen Wir Unserem geliebten Sohn Alverich, dem Dompropst der genannten (Brandenburger) Kirche, und dessen Nachfolgern die Seelsorge in den Kirchen, die den genannten Kanonikern jetzt und künftig gehören, und erlauben, dass sie (die Domherren) die Einkünfte dieser Kirchen so, wie es ihnen am besten scheint, zu ihrem eigenen Nutzen verwenden.

Auch sei es ihnen erlaubt, wie ihnen das von Unseren Vorgängern gestattet wurde, in diesen Kirchen geeignete Männer aus dem Kreis der Brüder (aus dem Domkapitel) als Pfarrer einzusetzen, die dort die Seelsorge übernehmen.

Den Spuren Unserer Vorgänger folgend bestätigen Wir die zweckmäßigen und ehrwürdigen Gewohnheiten und Rechte der genannten brandenburgischen Kirche:

Wir ordnen an, dass die Kanoniker dieser Kirche gemäß dem Brauch der anderen Kathedalkirchen (Bischofskirchen) Sachsens⁵⁹ die freie Wahl haben, wenn ein neuer Bischof dieser Kirche gewählt werden muss, niemand

⁵⁴ Wüstung südöstlich von Paretz.

⁵⁵ Südlich von Jüterbog.

⁵⁶ Nordwestlich von Oehna.

⁵⁷ Wüstung bei Oehna.

⁵⁸ Wüstung östlich von Oehna.

⁵⁹ Hier ist das zumindest bis zur Absetzung Heinrichs des Löwen durch Kaiser Friedrich Barbarossa 1180 bestehende alte Herzogtum Sachsen gemeint, das Westfalen, Niedersachsen, Schleswig-Holstein, die Altmark, den Harzraum und Thüringen umfasste. Das heutige Sachsen war bis ins 15. Jh. die Mark (Grenzgrafschaft) Meißen.

darf ihnen - sie damit erzürnend - durch eine anderweitige Amterschleichung vorgesetzt werden, sondern der soll in dieser Kirche den Platz und das Amt des Bischofs erhalten, der nach dem einmütigen Willen oder nach dem Rat des größeren und verständigeren Teils des Kapitels dieser Kirche aus diesem Gremium selbst oder anderswoher gewählt worden ist, die anderen Stiftskirchen und Pfarrer dieser Diözese sollen es nicht wagen, sich irgendwie in den Wahlvorgang einzumischen, sondern einer nach Kirchenrecht erfolgten Wahl ihre Zustimmung erteilen.

Obendrein setzen Wir den brandenburgischen Archidiakon⁶⁰ fest von Kettin⁶¹ und Rhinow⁶² bis Jüterbog, Jessen und Dahme gegen Süden und über die Länder vom Havelland gegen Osten bis zum dem Fluss, der Oder genannt wird, und wie weit sich das Bistum dorthin später ausdehnen wird, ebenso gegen Westen bis zu dem Fluss, der Ihle genannt wird⁶³, (dazu gehören) ferner die Burgward⁶⁴ Schartau⁶⁵, Möckern⁶⁶, Loburg⁶⁷, ausgenommen die Kirche von Dalchau⁶⁸, und Wir bestimmen, dass auch die Nikolaikirche in Burg, die jenseits der Ihle liegt, zum Brandenburger Archidiakon gehört, wie das bis heute üblich ist, weil sie nämlich eine Tochterkirche der Marienkirche in Burg ist;

⁶⁰ Er wurde 1161 im Zusammenhang mit der Wiedererrichtung des Bistums Brandenburg gebildet, das der Slawenaufstand von 983 de facto – doch nicht de jure – vernichtet hatte. Vorher existierte im Brandenburger Bistum nur der Archidiakon Leitzkau, den der Propst des ca. 1140 gegründeten Prämonstratenserstiftes Leitzkau innehatte. Dieser Konvent stammte aus dem Magdeburger Kloster Unser Lieben Frauen, einem zu Anfang des 11. Jh. entstandenen Chörherrenstift. Dort hatte Erzbischof Norbert von Magdeburg, der Gründer des Prämonstratenserordens, dessen Regeln 1129 eingeführt. Wahrscheinlich spätestens kurz vor dem Wendenkreuzzug von 1147 holte Pribislaw-Heinrich, der letzte (bereits getaufte) auf der Brandenburg herrschende Fürst des Slawenstammes der Heveller bzw. Stodoranen aus Leitzkau einen Konvent nach Parduin. Diesen erhob Bischof Wilmar 1161 zum Domkapitel, dessen Propst er zugleich zum Vorsteher (Archidiakon - eingedeutscht: Erzdiakon - von griechisch: arch = Haupt, Diakon = Gehilfe) des in dem Zusammenhang geschaffenen Brandenburger Archidiakonats bestellte. Seitdem bestanden innerhalb des Bistum Brandenburg der Leitzkauer und der Brandenburger Archidiakon, gewissermaßen zwei Untersprenkel des Bistums. 1165 zogen die Prämonstratenser von der Gotthardtkirche in Parduin auf die Brandenburg um, wo der Dombau begann.

⁶¹ Wüst Kettin nordöstlich von Landin (nordöstlich von Rathenow).

⁶² Nördlich von Rathenow.

⁶³ Sie entspringt östlich von Lübars (im Fläming, zwischen Möckern und Görzke) und fließt durch Burg in den Elbe-Havel-Kanal. Ein Teil von diesem, der im 19. Jh. gebaute Ihlekanal, deutet noch auf den alten weiteren Verlauf der Ihle an Ihleburg (nordöstlich von Burg) vorbei zur Elbe.

⁶⁴ Ein Gebiet mehrerer Dörfer, die einer etwa in der Mitte liegenden Burg zugeordnet waren.

⁶⁵ Nordwestlich von Burg.

⁶⁶ Östlich von Magdeburg.

⁶⁷ Östlich von Möckern.

⁶⁸ Westlich von Loburg.

auch (die Burgwarde) Ziesar, Görzke, Buckau, Belzig, Niemeck, (Treuen) Brietzen⁶⁹, Beelitz⁷⁰, Saarmund, Trebbin, Luckenwalde, und auch (die Burgwarde) Ziesar, Görzke, Buckau, Belzig, Niemeck, (Treuen)Brietzen, Beelitz, Saarmund, Trebbin, Luckenwalde und auch Parchen, Genthin, Milow, Plaue, Pritzerbe, Rathenow, Friesack, (Fehr)Bellin, Kremmen, Bötzow (seit 1652 Oranienburg), Zehdenick⁷¹ und wie weit sich auf dieser Seite die Diözese ausdehnt,

⁶⁹ Das wäre auch die erste Erwähnung (Treuen)Brietzens, doch erscheint bereits 1208 ein Ritter des Magdeburger Erzbischofs, Burchard von Brietzen, dessen Herkunftsname sich auf die Burg (Treuen)Brietzen bezieht.

⁷⁰ Hierbei handelt es sich um die erste sichere Erwähnung von Beelitz, da nicht ausgeschlossen werden kann, dass mit dem „Belizi“ der Urkunde Kaiser Ottos III. vom 8.6.997 evtl. auch Belzig gemeint gewesen sein könnte (Tilo Köhn/Lutz Partenheimer: Beelitz und Belzig im Streit um eine Tausendjahrfeier. Ein Beitrag zur Ostpolitik Kaiser Ottos III. im Jahre 997. Potsdam/Fichtenwalde 1996).

⁷¹ In der Urkunde Bischof Wilmars von Brandenburg über die Wiederbegründung seines Domkapitels im Jahre 1161 (CDB, A 8, S. 104 f.; Schöfler, Nr. 1; erneuter Druck – mit Übersetzung – jetzt bei Dietrich Kurze: Bischof Wilmar und die Gründung des Domkapitels 1161. In: Domstift Brandenburg (Hg.): 850 Jahre Domkapitel Brandenburg (Schriften des Domstifts Brandenburg 5). Regensburg 2011, S. 29-39, hier S. 36-39) lautet die Burgwardreihe: Schartau, Möckern, Loburg, Buckau, Görzke, Reetz, Wiesenburg, Belzig, Mörz, Niemeck, Jüterbog So erscheint sie auch in der gleichzeitigen Bestätigung Erzbischof Wichmanns von Magdeburg (CDB, A 8, S. 105 f.; Schöfler, Nr. 2). Das Diplom Bischof Balderams von Brandenburg für sein Domkapitel von 1186 (CDB, A 8, S. 114 f.; Schöfler, Nr. 12) hat diese Reihenfolge: Schartau, Möckern, Loburg, Buckau, Görzke, Reetz, Wiesenburg, Belzig, Niemeck, Jüterbog, Dahme. Die päpstliche Bestätigung des Jahres 1196 (Schöfler, Nr. 17) nennt Schartau, Möckern, Loburg, Buckau, Görzke, Belzig, Mörz, Niemeck, Dahme.

In der Urkunde Bischof Balderams von Brandenburg von etwa 1187 für das Prämonstratenserstift Leitzkau (CDB, A 10, S. 76-78) erscheinen als zu dessen Archidiakonats gehörend die Burgwarde Loburg, Wiesenburg, *Coswig*, *Dobien* (nordwestlich von Wittenberg), *Wittenberg*, *Zabna*, *Elstermünde* (Elster). (Die kursiv markierten Orte tauchen hier erstmals auf.) Die gleiche Reihe enthält auch die päpstliche Bestätigung für Leitzkau aus dem Jahre 1189 (CDB, A 10, S. 78 f.). Ein anzunehmendes entsprechendes Privileg Balderams für das Brandenburger Domkapitel aus der Zeit von ca. 1187 ist verloren oder entfernt worden (Schöfler, Nr. 13 a).

Die Hinzufügung weiterer Burgbezirke im Norden und vor allem im Nordosten in der zweiten Fassung der Urkunde Bischof Siegfrieds II. von Brandenburg aus dem Jahre 1216 richtete sich wahrscheinlich gegen die seit 1210 nachweisbaren Bestrebungen des Markgrafen, die Zehnten im Osten des Bistums für sich einzuziehen. Bischof Balduin hatte dem offenbar zugestimmt, sein Nachfolger Siegfried II. suchte das jedoch anscheinend – auch mit der wohl nachträglichen Abfassung der zweiten Urkundenversion – zu verhindern. Denn mit der Ausdehnung der Mark und damit des Bistums nach Osten wuchsen die dann dem Bischof entgehenden Zehntenträge ständig. Zu den Hintergründen der Ausstellung dieser beiden Urkundenfassungen s. die in der Anm. 92 aufgeführte Literatur. In der päpstlichen Bestätigung des Brandenburger Domkapitels von 1234 (CDB, A 8, S. 147-149; Schöfler, Nr. 37) heißt die Reihe wie 1196: Schartau, Möckern, Loburg, Buckau, Görzke, Belzig, Mörz, Niemeck, Dahme.

und alle Länder oder Dörfer, die innerhalb dieser Grenzen später noch gegründet werden sollten, wie ihn (den Brandenburger Archidiakon) die Pröpste dieser (der brandenburgischen) Kirche bis heute vernünftigerweise besitzen haben, so sollen sie ihn auch künftig stets ungeteilt und ohne jede Minderung (innerhalb der genannten Grenzen) überall innehaben und innerhalb der oben beschriebenen Grenzen sollen sie die zuständige Gerichtsbarkeit ausüben, indem sie bei Geistlichen, Laien und kirchlichen Sakramenten korrigieren und verbessern, was durch Korrektur und Verbesserung gefördert werden kann, sie sollen die Gehorsamen unterstützen und stärken, die Widerspenstigen und Starrköpfigen aber zurechtweisen und züchtigen, deren Blut darf jedoch nicht aus ihren Händen gefordert werden⁷²;

und auch die besseren Gewänder und den Chorrock sowie das beste Pferd mit seinem Zubehör der in diesem Archidiakonate sterbenden Pfarrer bestätigen Wir mit diesem Schreiben den Pröpsten der gedachten (der Brandenburger) Kirche nach dem Brauch der magdeburgischen Kirche⁷³ und der Suffragankirchen dieses Erzbischofssitzes⁷⁴ und der bis heute geübten Gewohnheit.

Auch möge man wissen, dass der Propst der genannten Brandenburger Kirche, der auch der Archidiakon des bischöflichen Sitzes ist, in Abwesenheit des Bischofs dessen Amt in allen Dingen, sowohl im Bereich der Gerichtshoheit einschließlich der Sorge für die Kirchen als auch der anderen bischöflichen Pflichten, in der gesamten Diözese ausübt. Nach dem Tode eines Bischofs verwaltet er (der Propst) im Namen der Kathedrale (des Bischofssitzes) zum Nutzen des Nachfolgers (des nächsten Bischofs) nicht nur die geistlichen, sondern auch die weltlichen Angelegenheiten. Wir setzen auch fest, dass es kein Pfarrer dieses Archidiakonates wage, in seiner Kirche

⁷² Die Dompröpste durften als Geistliche keine Todesurteile und keine Strafen verhängen, bei deren Vollstreckung Blut fließt. Waren Vergehen von Untertanen eines Bischofs, Kapitels, Stiftes, Klosters oder einer anderen Kirche nach damaligem Recht mit solch schweren Strafen zu ahnden, fiel das in die Zuständigkeit des Vogtes. Dabei handelte es sich in der Regel um einen weltlichen Fürsten oder Angehörigen des mittleren bzw. niederen Adels, der die Vogtei (Gewährung von Schutz und Halten des Gerichts) für die betreffende geistliche Institution ausübte.

⁷³ Das Erzbistum Magdeburg.

⁷⁴ Dem Erzbischof von Magdeburg unterstanden die Bistümer Brandenburg, Havelberg, Merseburg, Meißen und Zeitz-Naumburg.

ohne Zustimmung des Propstes einen Vikar⁷⁵ anzustellen oder diesen Zahlungen anzuweisen.

Obendrein bestimmen Wir und setzen fest, dass die Kanoniker der genannten Kirche (die Brandenburger Domherren) ihre Chorröcke vom Osterfest bis zu dem Sonntag, an dem (im Gottesdienst) gesungen wird: „Ich habe den Herrn gesehen ...“⁷⁶ bis zu dem Sonntag, an dem (im Gottesdienst) gesungen wird: „Es öffne (der Herr eure Herzen) ...“⁷⁷ sowohl beim Gottesdienst als auch im Klausurbereich beständig tragen. Im Winter möge man so verfahren, wie es bis heute Brauch ist.

Obendrein legen Wir fest, dass keine geistliche oder weltliche Person es irgendwie zu hindern wagt, wenn einer der Gläubigen Unseres Bistums oder woher auch immer sein Grab bei der Kirche selbst (beim Brandenburger Dom) haben möchte.

Ebenso bestimmen Wir, dass – wie es zu lange vergangenen Zeiten gehalten worden ist – am Tag Palmarum alle Kleriker und Laien beider Städte (Brandenburg) – sowohl der neuen als auch der alten – in feierlicher Prozession zur Weihe der Palmenwedel zur brandenburgischen Kathedrale (in den Dom) ziehen und in keiner anderen Kirche der beiden Städte eine Messe gefeiert werden darf, solange in der Kathedrale die Weihe der Palmenwedel würdevoll begangen wird, und man soll teilnehmen, wenn Klerus und Volk beider Städte am Tag der Himmelfahrt des Herrn und am Fest der Apostel Peter und Paul⁷⁸ in feierlicher Prozession zur Kathedrale, die zu Ehren des heiligen Petrus gegründet wurde, ziehen. Sollte aber jemand diese abgehaltenen Prozessionen starrsinnig hindern oder nicht beachten und aufrührerisch werden, soll ihn der Bischof oder brandenburgische Propst bestrafen, und zwar bei einem Kleriker oder Pfarrer mit Amtsenthebung oder Entzug der Pfründe, bei einem Laien mit Exkommunikation.

Den Mönchen aber, die in Unserem Bistum leben, denen die Seelsorge nicht zusteht, verbieten Wir in jeder Weise, ohne die Zustimmung desselben Archidiakons und der Pfarrer, denen die Seelsorge übertragen ist, Bü-

⁷⁵ Stellvertreter.

⁷⁶ Der auf den 28. Oktober folgende Sonntag.

⁷⁷ Der auf den 27. September folgende Sonntag.

⁷⁸ 29. Juni.

ßende zu absolvieren, Bußen zu verhängen und Verstorbene zu begraben. Jenen aber, die bei ihnen erkranken, dürfen sie die Beichte abnehmen.

Obendrein verbieten Wir, dass sich jemand Unserer Brüder, nachdem er in derselben Kirche das Gelübde abgelegt hat, wie es Brauch ist, ohne die Erlaubnis des Propstes von diesem Orte entfernt, doch soll niemand einen, der sich ohne eure schriftliche Genehmigung entfernt, daran hindern, ein Zurückgekehrter jedoch, selbst wenn er aus einem anderen Kloster zurückgekommen sein sollte, sei der letzte aller in dieser Kirche Lebenden und habe weder im Konvent noch im Kapitel das Recht zuzustimmen, zu widersprechen oder mitzureden, solange er nicht nach verbüßter angemessener Strafe durch die Güte und mit Zustimmung des gesamten Kapitels aus Barmherzigkeit wieder in seine frühere Stellung (im Brandenburger Domkapitel) versetzt sein wird.

Wir bestimmen auch bei Strafe der Exkommunikation, dass kein Vogt die Brüder dieser Kirche (des Brandenburger Domkapitels) vor ein weltliches Gericht stellen, die (auf den Gütern des Domkapitels arbeitenden) Bauern belästigen, deren Besitz wegnehmen oder ihnen – mit welcher Begründung auch immer – Steuern auferlegen darf, vielmehr soll er in der Hoffnung auf den ewigen Lohn getreu der Verteidigung der gedachten Kirche in allen Angelegenheiten eifrig dienen.

Wir setzen fest, dass es niemandem erlaubt sei, die genannte Kirche grundlos zu stören oder ihre Güter wegzunehmen oder Dinge, die ihr geraubt wurden, zu behalten oder auf ihrem Boden Gewalttaten zu verüben, sie zu schmälern, oder ihr irgendwelche Misshandlungen zuzufügen, vielmehr werde alles unversehrt bewahrt, was diesen (den Domherren) für deren Lenkung und Erhaltung überlassen ist und ihren Bedürfnissen auf alle mögliche Weise nützen wird.

Und damit alle diese Bestimmungen für alle Zeiten unangetastet bestehen bleiben, bestätigen Wir mit der Vollmacht des allmächtigen Gottes sowie der der heiligen Apostel Petrus und Paulus, auch mit der des Herrn Papstes Honorius und mit Unserer eigenen, die Wir von Gott haben, unter dem Bann alle in dieser Urkunde niedergeschriebenen Bestimmungen, und beglaubigen diese Urkunde mit der Anhängung Unseres Siegels unter Hinzuziehung geeigneter Zeugen, deren Namen diese sind:

Bischof Eckard von Merseburg (fehlt in der zweiten Fassung), Bischof Sigebodo von Havelberg, Markgraf Albrecht (II., 1205–1220) von

Brandenburg⁷⁹, die Kanoniker (Domherren) dieser Kirche (des Brandenburger Domkapitels): der Dompropst Alverich von Brandenburg (fehlt in der zweiten Fassung, dafür steht dort an dieser Stelle der ehemalige Propst Gunzelin), der Prior⁸⁰ Heinrich (von Antwerpen⁸¹), der Kellermeister⁸² Rudolf, der Küster⁸³ Thomas, der Kämmerer⁸⁴ Balduin, der ehemalige Propst Gunzelin, Gottschalk, Gernot, der Hospitalmeister⁸⁵ Walter, die Pfarrer Johann von Grabow, Gerung von Burg, Nikolaus von Ziesar, Robert von Görzke, Alard von Zitz⁸⁶, Eustachius von Glienecke⁸⁷ und Amelrich von Plaue, die Laien Friedrich von Hassel, Erwin von Jessen, Konrad von Stolzenhagen, der Mundschenk⁸⁸ Rudolf, Albrecht (von Schneidlingen⁸⁹), Vogt von Spandau (fehlt in der zweiten Fassung), Burchard von Cochstedt⁹⁰, Werner von Elstermünde⁹¹.

Gegeben in Brandenburg (Ziesar⁹²) im Jahre 1217 (1216) nach der Fleischwerdung des Herrn, fünf (Tage vor den) Kalenden des Januar⁹³, im

⁷⁹ Er erscheint auch unter den Zeugen der zweiten Fassung. Da sich deren Erstellung aber anscheinend gegen seine Pläne zur Einbehaltung des Zehnten im Osten der Diözese richtete, ist die Anwesenheit des Markgrafen bei ihrer Ausfertigung wohl erfunden.

⁸⁰ Nach dem Dompropst der zweithöchste Domherr im Domkapitel.

⁸¹ Verfasser des Traktats über die Wiedereroberung der Brandenburg durch Albrecht den Bären im Jahre 1157.

⁸² Amt eines Domherrn im Domkapitel.

⁸³ „Wächter“, Amt eines Domherrn im Domkapitel.

⁸⁴ Amt eines Domherrn im Domkapitel.

⁸⁵ Amt eines Domherrn im Domkapitel.

⁸⁶ Nördlich von Ziesar.

⁸⁷ Östlich von Ziesar.

⁸⁸ Amt – wie auch Truchsess, Kämmerer und Marschall – am Hofe eines Königs, Fürsten oder Bischofs.

⁸⁹ Nördlich von Aschersleben.

⁹⁰ Westlich von Schneidlingen.

⁹¹ Heute Elster (Elbe), östlich von Wittenberg.

⁹² Es war für den Bischof möglich, am selben Tag sowohl in Brandenburg als auch in Ziesar eine Urkunde auszustellen, wenn er die Distanz von rund 25 km (Luftlinie) mit dem Pferd zurücklegte. Vermutlich ließ er die auf Ziesar, den 28.12.1216 datierte, erweiterte Fassung, die sich wahrscheinlich gegen die markgräflichen Pläne richtete, nachträglich – zwischen dem Datum der Brandenburger Ausfertigung (28.12.1216) und seinem Tod (1220/21) – erstellen (Fritz Curschmann: Die Diözese Brandenburg, Untersuchungen zur historischen Geographie und Verfassungsgeschichte eines ostdeutschen Kolonialbistums (Veröffentlichungen des Vereins für Geschichte der Mark Brandenburg). Leipzig 1906, S. 242 f., 369–384). Ungeachtet dieser kleinen Unsicherheit können die in der zweiten Version erstmals genannten Orte am 28. Dezember 2016 das 800. Jubiläum ihrer frühesten schriftlichen Erwähnung begehen.

⁹³ Die Kalenden sind nach dem auch im Mittelalter verwendeten römischen Kalender der erste Tag eines Monats. Die 5. Kalenden des Januar bezeichnen den 5. Tag vor dem 1. Januar, wobei dieser und der gesuchte Tag mitzuzählen sind, hier ist also der 28. Dezember gemeint. Da damals ein neues Jahr am 25. Dezember – mit Christi Geburt – begann, war der Ausstellungstag nach unserem Brauch der 28. Dezember 1216.

ersten Jahr Unseres Bischofsamtes, unter der Herrschaft des Herrn Friedrich (II., 1212-1250), des zum Römischen Kaiser gewählten (deutschen) Königs, und unter der glücklichen Amtsführung des Erzbischofs Albrecht (II., 1205-1232) von Magdeburg.⁹⁴

In nomine sancte et individue trinitatis Ego Sifridus secundus, dei gratia Brandenburgensis ecclesie episcopus.

Ordinatione divina venerabilis et deo digni predecessores nostri: Wilmarus, Sifridus, Balderamus, Alexius, Norbertus, Baldewinus, Brandenburgensis episcopi, sanctam congregationem regularium canonicorum sub regula beati Augustini et institutione reverendissimi domini Norberti, Magdeburgensis archiepiscopi, in urbe Brandenburg in sedem episcopalem, quam pie memorie Otto imperator fundavit, ad servitium dei adunatam tempore nostre mortalitatis per nos in via dei dirigendam nobis quasi hereditaria successione reliquerunt.

Nos itaque eorum devotione, pro parvitate nostra domino annuente subservientes prefate congregationi omnimodum affectum nostrum inclinavimus et ut interna domino quiete vacent, exteriorem ab eis inquietudinem duximus amovendam. Inde est, quod eorum iustis precibus pie annuentes jura et consuetudines honestas, nec non et bona, que eis predecessores nostri ejusdem ecclesie episcopi seu principes seculares seu quilibet honoratorum vel privatorum persone justo jam donationis titulo contulerunt vel adhuc collature sunt, nos auctoritate dei omnipotentis et beatorum apostolorum Petri et Pauli, in quorum honore eadem ecclesia constructa est, et domini Honorii pape et nostra, quam a deo habemus, confirmamus et presentis pagine munimine stabilimus, inprimis siquidem decernentes, ut eadem ecclesia juxta primam sui institutionem tanquam ecclesia cathedralis libera sit et perpetuis permaneat temporibus, nullaque seu secularis seu regularis persona nichil omnino, quacunque occasione jurisdictionis sibi in ipsa ecclesia usurpare presumat, sed sicut eadem ecclesia tantum antecessoribus nostris, ita quoque nobis et successoribus nostris sit subjecta. Correctiones quoque discipline regularis et morum reformationes eorundem canonicorum, que vires sui prepositi excesserint, juxta antiquam et actenus observatam consuetudinem et Lateranensis statuta concilii, per

⁹⁴ Die erweiterte Fassung der Urkunde des Brandenburger Bischofs Siegfried II. von 1216 wird wörtlich wiederholt in der päpstlichen Bestätigung des Brandenburger Domkapitels aus dem Jahre 1233 (CDB, A 8, S. 143; Schöblier, Nr. 35).

nos et successores nostros, nullo penitus interjecto appellationis obstaculo, corriganur. Collaudamus ergo et confirmamus, ut dictus ordo canonicorum regularium, qui secundum dei timorem et beati Augustini regulam in jam dicta ecclesia dignoscitur institutus, perpetuis ibidem temporibus inviolabiliter observetur. Possessiones porro et bona, que eadem ecclesia, auctore deo, possidet, confirmamus eidem, in quibus hec propriis vocabulis duximus exprimenda:

locum ipsum, in quo prefata ecclesia sita est, in urbe videlicet Brandeburch medietatem videlicet vrbis Brandeburch cum omnibus suis pertinentiis acquis scilicet aquarumque decursibus exitibus et redditibus,

et curam animarum ipsius urbis, que eidem ratione sedis cathedralis a bone memorie Wilmaro, ipsius ecclesie episcopo, est collata et ab ipsius successoribus usque ad nostra tempora est confirmata;

ecclesiam quoque beati Godehardi in forensi villa Pardwin cum dote sua, in qua primitus iidem canonici a pie memorie Wiggero, Brandeburgensi episcopo, fuerunt instituti, a qua postmodum per sancte recordationis Wilmarum, dicte ecclesie episcopum, in urbem Brandeburch sunt transpositi, ipsam, inquam, ecclesiam sancti Godehardi cum tota parrochia ipsius ville et novo ponte toto et medietate antiqui pontis, eidem parrochie adjacentibus, nec non et tertiam partem decimarum ipsius ville, tam frugum quam animalium, et aliarum rerum, juxta quod parrochiales ecclesie per nostram dyocessin percipere consueverunt;

ecclesiam etiam sancte Marie in monte, qui Harlungeberch dicitur, cum tertia parte decimarum ex adjacentibus vineis,

et ecclesiam sancti Nycolay in Lukkeberge cum dote sua et uno manso et tertia parte decimarum ipsius ville ad predictam parrochiam in Pardwin pertinentibus,

et si que alie ecclesie infra eandem parrochiam fuerint in posterum edificate;

sex quoque arearum fundos in ipsa villa Pardwin a fidelibus oblatos;

hospitale etiam pauperum in jam dicta villa Pardwin juxta pontem de Cracowe situm cum ortis et omnibus suis attinentiis, cultis et incultis;

tres quoque areas cum ortis suis et pomariis in villa Cracowe;

duas insuper lacunas, unam in superiore parte urbis Brandeburch et aliam juxta hospitale sitas;

TICKERMÄRKIS

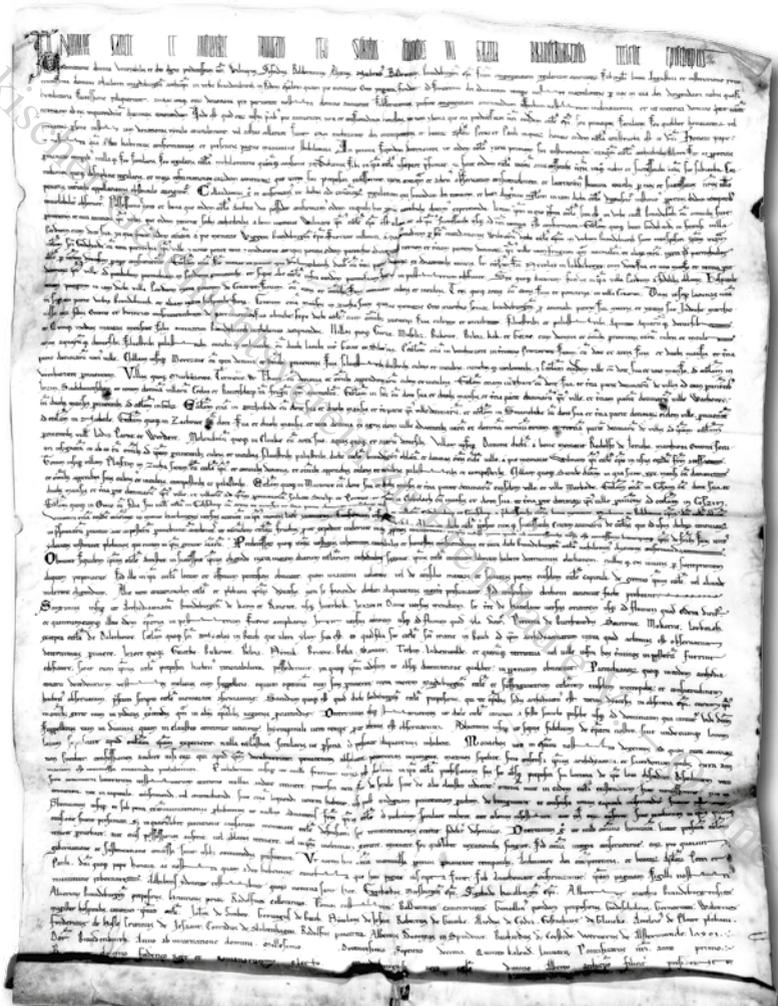


Abb. 1: Erste Fassung der Urkunde Bischof Siegfrieds II. vom 28.12.1216 (Domstiftsarchiv Brandenburg, BDK 5/U. 27)

Lesesaal

Stckemärkas

...et in nomine domini Amen. Nos Siegfriedus Dei gratia Brandenburgensis Archiepiscopus, dilectis filiis ...
...et in nomine domini Amen. Nos Siegfriedus Dei gratia Brandenburgensis Archiepiscopus, dilectis filiis ...
...et in nomine domini Amen. Nos Siegfriedus Dei gratia Brandenburgensis Archiepiscopus, dilectis filiis ...

Abb. 2: Zweite, erweiterte Fassung der Urkunde Bischof Siegfrieds II. vom 28.12.1216 (Domstiftsarchiv Brandenburg, BDK 6/U. 26)



Resaal

centum etiam mansos in Zucha situs, quos bone memorie Otto, marchio senior Brandenburgensis pro animabus patris sui, matris et uxoris sue Judethe marchionisse, eorum filiis Ottone et Heinrico consentientibus, de patrimonio suo obtulit sepe dicte ecclesie cum omnibus pertinentiis suis, cultis et incultis, silvestribus et palustribus, aquis aquarumque decursibus, et quinque modios majoris mensure salis, annuatim Brandeburch in thelonio accipiendos;

villas quoque Garzeliz, Museliz, Bukowe, Bultiz, Kik et Gorne cum decimis et omnibus pertinentiis earum cultis et incultis, aquis aquarumque decursibus, silvestribus palustribus cunctisque utilitatibus, cum duobus lacubus inter Gorne et Siloe situs;

ecclesiam etiam in Verchiezere in territorio Prizerwe sitam cum dote et areis suis et duobus mansis et tertia parte decimarum totius ville,

villam insuper Mertzane cum tota decima et omnibus pertinentiis suis, silvestribus, palustribus, cultis et incultis cunctisque utilitatibus, et ecclesiam ejusdem ville cum dote sua et uno manso, ad ecclesiam in Verchiezere pertinentem;

villas quoque Muckezowe, Tremene et Thure cum decimis et omnibus appenditiis earum, cultis et incultis, **silvestribus et palustribus;**

ecclesiam etiam in Thure cum dote sua et tertia parte decimarum de villis ad eam pertinentibus; Itzin, Scadebauresdorp et totam decimam villarum Crelin et Bauresdorp, tam frugum quam animalium;

ecclesiam in Goliz cum dote sua et duobus mansis et tertia parte decimarum ipsius ville; et tertiam partem decimarum ville Wachowe cum duobus mansis, pertinentibus ad ecclesiam in Goliz;

ecclesiam etiam in Niebede cum dote sua et duobus mansis et tertia parte decimarum ipsius ville et ecclesiam in Swanebeke cum dote sua et tertia parte decimarum ejusdem ville, pertinentem ad ecclesiam in Niebede,

ecclesiam quoque in Zachowe cum dote sua et duobus mansis et tota decima ex agris, eidem ville adjacentibus, nec non et decimam carniuum totam et tertiam partem decimarum de villis ad ipsam ecclesiam pertinentibus, videlicet Lodiz, Parne et Werdere;

molendinum quoque in Clinke cum area sua, aquis quoque et aquarum decursibus;

villam insuper, Damme dictam, a bone memorie Rodolfo de Jerichow marchioni Ottoni seniori resignatam et ab eo cum omnibus ad ipsam per-

tinentibus, cultis et incultis, silvestribus, palustribus dicte ecclesie Brandeburgensi oblatam et decimas omnes ejusdem ville a pie memorie Wilmaro, ipsius ecclesie episcopo, in usus eorundem fratrum concessas,

totam insuper villam Pluszin, in Zucha sitam, cum ecclesia ipsius, et omnibus decimis et omnibus appendiciis, cultis et incultis, palustribus et campestribus;

villam quoque Sconlo dictam, in qua sunt XXX mansis, cum decimis et omnibus appendiciis suis, cultis et incultis, campestribus et palustribus;

ecclesiam quoque in Marcowe cum dote sua et duobus mansis et tertia parte decimarum ejusdem ville et ville Markede;

ecclesiam etiam in Coszin cum dote sua et duobus mansis et tertia parte decimarum ipsius ville et villarum ad ipsam pertinentium, scilicet Stulp et Poretz;

et ecclesiam in Clebeloch cum mansis et dote sua et tertia parte decimarum ipsius ville pertinentis ad ecclesiam in Coszin;

Ecclesiam quoque in Cotsin cum dote sua scilicet duobus mansis in agris ville Clebeloc ei designatis et ad eandem Ecclesiam in consecratione dotis nomine confirmatis et tribus areis in eadem villa Cotsin, quas sacerdos Theodericus de manibus laicorum sub testimonio villanorum redimens in unam aream redegit;

capella etiam in Clebeloc, eidem matri ecclesie in Cotsin atinentem cum dote sua et tertia parte decimarum eiusdem ville. Tertiam quoque partem decimarum dicte ecclesie Cotsin et villarum ad eam pertinentium, videlicet Stolp et Porets et alterius Sclauice ville Porets.

ecclesiam quoque in Oyne cum filia sua, videlicet ecclesia in Golidorp cum area et mansis et tertia parte decimarum earundem villarum et villarum Modelendorp est Canisdorp, a predecessoribus nostris bone memorie, Norberto et Baldwino, episcopis dicte ecclesie oblatam,

vineam etiam eorundem canonicorum in monte Harlungorum versus orientem in ipsius montis latere jacentem. Confirmamus insuper dilecto filio Alverico, dicte ecclesie preposito, ejusque successoribus curam animarum de ecclesiis, que ad usus dictorum canonicorum in presentiarum pertinent aut in posterum pertinebunt, concedentes, ut earundem ecclesiarum fructus, prout expedire viderint, in usus proprios convertant.

In ipsis ecclesiis, juxta quod ab antecessoribus nostris est concessum, liceat quoque ipsis de fratribus suis viros idoneos instituere plebanos, qui curam in ipsis gerant animarum.

Predecessorum quoque nostrorum vestigiis inherentes, rationabiles et honestas consuetudines et jura dicte Brandenburgensis ecclesie nichilominus duximus confirmandas:

obeunte siquidem ipsius ecclesie antistite in successore ipsius eligendo juxta morem aliarum ecclesiarum cathedralium Saxonie, ipsius ecclesie canonicos liberam habere decernimus electionem nullusque eis invitis per surreptionem aliquam preponatur, sed ille in ipsa ecclesia locum et officium pontificis obtineat, quem unanimi voluntate vel de consilio majoris et sanioris partis ejusdem ecclesie capituli de gremio ipsius ecclesie vel aliunde viderint eligendum; alie vero conventuales ecclesie et plebani ipsius dyocesis non se faciente electioni aliquatenus ingerere presumant sed consensum electioni canonice facte prebeant.

Sanximus insuper, ut archydiaconatum Brandenburgensem de Ketin et Rinowe usque ad Juterbok, Jezzant et Dame versus meridiem, et terre de Havelant versus orientem usque ad flumen, quod Odera dicitur, quantumcunque illuc idem episcopatus in posterum fuerit ampliatus, item versus occidentem usque ad flumen, quod Yla dicitur;

preterea de burgwardis Scartowe, Mokerne, Lovborch, excepta ecclesia de Dalechowe, ecclesiam quoque sancti Nycolay in Borch, que ultra Ylam sita est, eo quod filia sit ecclesie sancte Marie in Borch, ad ipsum archydiaconatum, juxta quod actenus est observatum, decernimus pertinere;

Jezere quoque, Gorzeke, Buckowe, Beltiz, Nymik, Bricene, Beliz, Sarmunt, Trebin, Lukenwalde

Jesere quoque Gorzeke, Bukowe, Beltiz, Nimic, Bricene, Beliz, Sarmunt, Trebin, Lukenwolde, Parchem quoque, Gentin, Milau, Plaw, Pritserwe, Ratenowe, Vrisac, Belin, Cremmene, Bochzowe, Cedenic et in quantum ab ea parte Diocesis se extendit

et quecunque territoria vel ville infra hos terminos in posterum fuerint edificate, sicut eum ipsius ecclesie prepositi hactenus rationabiliter possederunt, ita quoque ipsum indivisum et absque diminutione qualibet in perpetuum obtineant; et infra prenotatos terminos jurisdictionem ordinariam exercent, corrigentes et reformantes in Clericis et in Laicis et Sacramentis Ecclesiasticis, que correctione et re-

formatione viderint expedire, obedientes foveant et confortent, rebelles vero et contumaces corrigant et emendent, ne sanguis eorum de ipsorum manibus requiratur.

Parrochianorum quoque in eodem archidiaconatu decedentium vestes meliores cum superpellicio, equum optimum cum suis pertinentiis juxta morem Magdeburgensis ecclesie et suffraganeorum ecclesiarum ejusdem metropolis et consuetudinem hactenus observatam presenti scripto ecclesie memorate **prepositis** confirmamus.

Sciendum quoque est, quod dicte Brandenburgensis ecclesie prepositus, qui et episcopalis sedis archidiaconus est, totius dyocesis in absentia episcopi curam ipsius in omnibus gerit tam in judiciis exercendis **et curis ecclesiarum conferendis**, quam in aliis episcopalibus negotiis procurandis. Mortuo etiam Episcopo nomine Ecclesie cathedralis ad usum futuri successoris non solum spiritualia verum temporalia administrat. Statuimus preterea, ne aliquis Plebanus ipsius Archidiaconatus in Ecclesia sua Vicarium instituere aut pensionem ei assignare audeat sine Prepositi sui conniventia et consensu.

Decernimus insuper statuentes, ut dicte ecclesie canonici a festo sancto Pasche usque ad dominicam, qua cantatur: **Vidi dominum usque ad Dominicam qua cantatur Ad aperiat** superpellicis tam in divinis quam in claustris continue utantur, hyempnali vero tempore, prout actenus est observatum.

Adicimus insuper, ut, si quis fidelium de episcopatu nostro sive undecunque locum sepulture apud ecclesiam ipsam expetierit, nulla ecclesiastica secularisve persona id presumat aliquatenus inhibere.

Item statuimus, quod sicut a longe retroactis temporibus observatum est, in die Palmarum, omnes utriusque civitatis tam novae quam veteris Clerici et Laici cum sollempni Processione ad consecrationem Palmarum ad Ecclesiam Cathedralem Brandenburgensem accedant, nec in aliqua Ecclesia Civitatis utriusque missa celebretur, quousque consecratio Palmarum in Ecclesia Cathedrali honorifice compleatur, Et quod in die Ascensionis Domini et in festo Apostolorum Petri et Pauli cum sollempni processione Cleri et populi utriusque Civitatis Cathedralis Ecclesia, que in honorem B Petri est fundata, sollempniter visitetur. Si quis autem in dictis Processionibus observandis impediendo aut non

servando ipsas contumax fuerit et rebellis, Episcopus vel Prepositus Brandenburgensis ipsum animadversione debita, videlicet si Clericus fuerit Plebanus per poenam suspensionis ab officio vel beneficio, si laicus per sententiam excommunicationis corrigat et emendet.

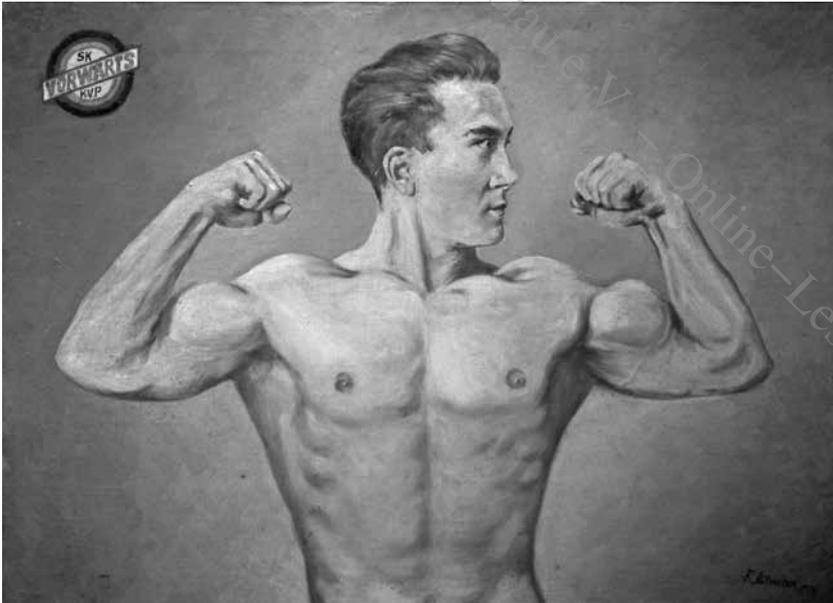
Monachos vero, in episcopatu nostro degentes, ad quos cura animarum non spectat, confessiones audire nisi eorum, qui apud ipsos decubuerint, penitentes absolvere, penitencias inungere, mortuos sepelire, sine consensu ipsius archidiaconi et sacerdotum, quibus cura animarum est commissa, omnimodis prohibemus. Prohibemus insuper, ut nulli fratrum nostrorum post factam in ipsa ecclesia professionem fas sit absque prepositi sui licentia de ipso loco discedere, discedentem vero sine communi literarum vestrarum cautione nullus audeat retinere, reversus vero, sive de alio claustro redierit, omnium tunc in eadem ecclesia existentium fiat novissimus, nec in conventu nec in capitulo consentiendi vel contradicendi sive etiam loquendi vocem habeat, nisi post condignam penitentiam peractam de benignitate et consensu totius capituli misericorditer fuerit restitutus.

Statuimus insuper et sub pena excommunicationis prohibemus, ut nullus advocatus fratres ipsius ecclesie ad iudicium seculare trahere aut colonos infestare aut res eorum auferre sive exactiones in ipsos quacunque occasione facere presumat, sed in quarumlibet executione causarum memorate ecclesie defensionis spe remunerationis eterne fideliter deserviat. Decernimus ergo, ut nulli omnino hominum liceat prefatam ecclesiam temere perturbare aut ejus possessiones auferre vel ablatas retinere vel in ipsis violentiam exercere, minuere seu quibuslibet vexationibus fatigare, sed omnia integra conserventur, eorum, pro quorum gubernatione ac sustentatione concessa sunt, usibus omnimodis profutura.

Ut autem hec omnia inconvulsa perpetuis permaneant temporibus, auctoritate dei omnipotentis et beatorum apostolorum Petri et Pauli, domini quoque pape Honorii et nostra, quam a deo habemus, cuncta, que huic pagine inscripta sunt, sub anathemate confirmamus, ipsam paginam sigilli nostri munimine roborantes, adhibitis ydoneis testibus, quorum nomina sunt hec:

Egghardus, Mersburgensis episcopus (fehlt in der zweiten Fassung), Sigebodo, Havelbergensis episcopus, Albertus, marchio Brandenburgensis, Alvericus, Brandenburgensis prepositus (fehlt in der zweiten Fassung,

dafür dort an dieser Stelle Guncellinus, quondam prepositus), Heinricus prior, Rodolfus cellerarius, Thomas custos, Baldwinus camera-rius, Guncellinus, quondam prepositus, Godescalcus, Gernotus, Walterus magister hospitalis, canonici ipsius ecclesie, Johannes de Grabow, Gerungus de Borch, Nycolaus de Jezere, Robertus de Gorcke, Alardus de Cydiz, Eustachius de Glineke, Amelricus de Plawe plebani, Fredericus de Hasle, Erevinus de Jezzant, Conradus de Stoltenhagen, Rodolfus pincerna, Albertus, advocatus in Spandowe (fehlt in der zweiten Fassung), Borchar-dus de Cocstede, Wernerus de Alstermunde laici. Datum Brandenburch (Jesere), anno ab incarnatione domini millesimo ducesimo septimo decimo, quinto Kalend. Januarii, pontificatus nostri anno primo, regnante domino Frederico rege et Romanorum electo, Magdeburgensi vero eccle-sie domino Alberto archiepiscopo feliciter presidente.



*Boxer des SK Vorwärts KVP, Ölbild von Fritz Mitreiter, Prenzlau 1956 (Original farbig)
(Schenkung Christel Liebner, Prenzlau)*

Theerofen und Schneidemühle bei Christianenhof

Ute Bleich, Kraatz

Von dem im Landbuch genannten Dorf Swanepuhl am Quillow, nahe bei dem heutigen Christianenhof, heißt es 1375: „Dieses Dorf ist völlig wüst.“ Die Ackerflächen blieben sich selbst überlassen, das Terrain diente lediglich zur Jagd und Weidewirtschaft, unterlag damit einer gewissen Kontrolle und Nutzung, bewusste Pflege aber gab es nicht. Infolge des 30jährigen Krieges und der großen Menschenarmut verwilderten die Wälder vollends. Dazu kamen in den ersten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts Verwüstungen durch extrem kalte und schneereiche Winter und ungewöhnlich heftige Orkane, die lange im Gedächtnis der Menschen lebendig blieben.

Von diesen Waldgebieten gehörte im 17. und 18. Jahrhundert ein Teil der Familie von Klützow zu Dedelow. Den anderen Teil besaß die Familie von Arnim zu Schönermark, der 1688 an die Familie von Schlippenbach überging.

In den Unterlagen der Schönermarker Kirche werden neben dem Gutshof im Ort erwähnt: 1715 – Theerofen in der Heyde; 1720 – Vorwerk Raakow; 1724 – Vorwerk Wittstock, 1725 – Vorwerk Dochow mit Mühle; 1726 – „Arendsee, ein neu angelegtes Vorwerk vom Hochseligen Herrn Grafen“. Wittstock existierte bereits, kam aber erst nach einer Erbschafts-Regulierung mit den Nachbarn in den Besitz der Familie von Schlippenbach und damit zu Schönermark.

Im ältesten Kirchenbuch von Rittgarten (1704–1708/09) gibt es ebenfalls Hinweise auf Teerbrenner in der Heide zu Schönermark. Die Nachrichten sind spärlich, aber zeitlich geordnet ergeben sie doch eine Vorstellung von der beginnenden Normalisierung des Lebens an ehemaligen Wohnplätzen. Dieser Beitrag befasst sich vor allem mit der Entwicklung des Bereichs zwischen Rakow und Christianenhof.

Im Matrikelbuch der Kirche Schönermark heißt es 1727:

- „Theerofen, lieget in der Schönermarker Heide“
- „Vorwerk Rakow, lieget in der Heyde“, und später (zwischen 1738 und 1752)
- „... beyder Rakow, sowohl des Schönermarker wie Dedelowschen Theils ...“

In ausgewählten und begrenzten Bereichen wurde die Heide nach und nach aufgeräumt und begehbar gemacht. Das Kirchenbuch Rittgarten nennt ab 1718 immer wieder die Namen von Teerbrennern, die mit ihren Familien im Wald, in der „Schönermarker Heyde“ lebten. Aus diesen Jahren gibt es keine Karte, auf der ein Teerofen verzeichnet ist, man kann aber annehmen, dass es sich schon um einen festen Platz in der Nähe eines Gewässers handelte, an dem die Teerbrenner ihrem Gewerbe nachgingen. Wegen der Waldbrandgefahr durfte das Teerbrennen nur im Winterhalbjahr und in der Nähe von Wasser erfolgen. Zudem war frisches Wasser für das Leben von Mensch und Tier unentbehrlich.

Auf Rakow wohnten die gräflichen Heidereiter, die Forstbeamten sowie die Verwalter, die man auch als Pächter der Ackerflächen ansehen kann. Hier wohnte viele Jahre hindurch die Familie Appell. „Herr Appel, des Racinischen Verwalters Ehefrau“ war 1732 in Parmen Patin bei dem Verwalter Themann.

Zwischen Heidereitern und Verwaltern und dem Müller Unger von Parmen sowie weiteren Einwohnern des Dorfes und Angestellten des Gutes Parmen gab es bis 1760 zahlreiche freundschaftliche Beziehungen, wie man aus den Eintragungen im Taufregister erfahren kann. Während die Verwalter die Bewirtschaftung der neu gewonnenen Ackerflächen als ihre Hauptaufgabe ansahen, oblag den Heidereitern vorwiegend die Entwicklung der Forstwirtschaft. Sie pflegten außerdem wirtschaftliche Kontakte mit dem Mühlenmeister Unger. Für alle Bauten im Bereich der Herrschaft Schönermark wurden große Mengen Holz benötigt, die zum Teil in der Kieker Mühle bei Parmen am Quillow hergestellt wurden.

Die Schmettausche Karte von 1770/1780 (Abb. 1) gibt die Standorte mehrerer Wassermühlen am Quillow wieder, u. a. auch den der Schneidemühle bei Christianenhof. Der Bedarf an Bauholz stieg von Jahr zu Jahr, da an den Gebäuden des Gutes in Schönermark und der Kirche in Schönermark wiederholt umfangreiche Reparaturen nötig waren. Dazu kamen Neubauten auf den Vorwerken Arendsee, Rakow und Wittstock.

Für Schapow, Schönermark, Wittstock und andere Orte gab es schon ein Schneidegatter in der Dochower Mühle. Die Waldnutzung beschränkte sich jedoch, neben der Weide, vorerst auf die Gewinnung von Bau-, Brennholz und Teer. Über seine Gewinnung und Verwendung informierten 1999 zwei Ausstellungen im Uckermärkischen Volkskundemuseum in

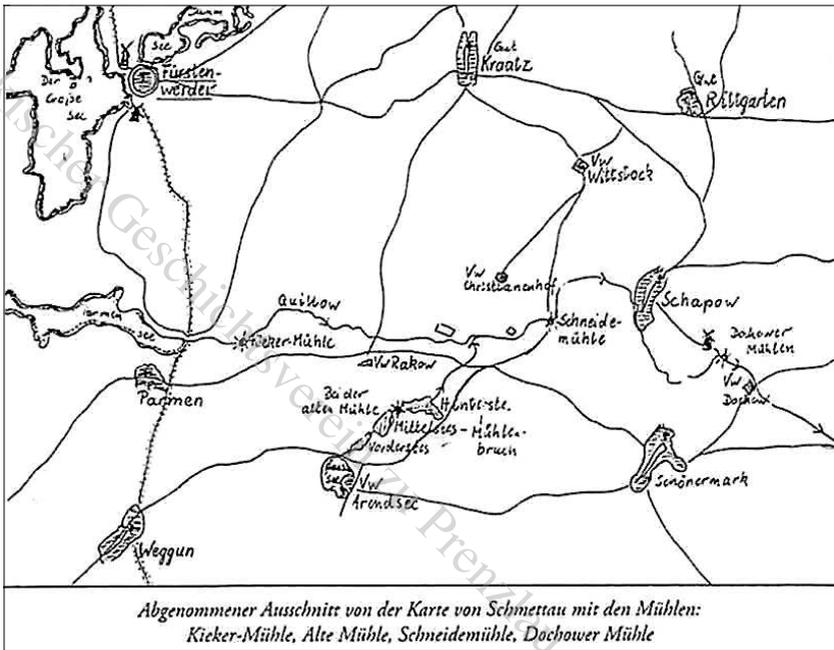


Abb. 1: Umzeichnung der Schmettauschen Karte von 1770/1780

Templin. Ich zitiere aus dem dort gezeigten Material: „Holzteer war kein einheitliches Produkt. Genutzt wurde er vor allem als Schmiere, Dichtmasse, Imprägniermittel und in der Volksmedizin als Pechpflaster und Öl. (...) Das Teerbrennen oder –schwelen war, wie das Glasmachen, Kalk- und Ziegelbrennen, im 17./18. Jahrhundert die einzige Möglichkeit Gewinn aus sonst nicht nutzbaren Holzvorräten zu ziehen, (...) auch waren die Produkte des Holzes – Teer und Holzkohle – leichter zu transportieren als das Holz selbst. Erst als gegen Ende des 18. Jahrhunderts das Holz als Floßholz besser zu verkaufen war, bekam besonders die Teerschwelerei den Stempel der Waldverwüstung aufgedrückt. Zum Teerschwelen benutzte man vor allem die abgelagerten, harzreichen Kiefernstubben, den Kien.“

Die Stadt Templin besaß in Gandenitz einen großen Teerofen, dessen Pachtvertrag im Jahre 1780 ausgestellt worden war. Dort hieß es:

- „2. Bekommt der Pächter 51 Morgen Acker inclusive Gartenland (...)
- „3. Ist dem Pächter nachgelassen, 2 Pferde, 4 Ochsen, 1 Kuh zu halten (Waldweide) (...)

- „ 4. Muss Pächter (jeden Brand) in seinen Kerp Holz schneiden lassen...
- „ 5. Muss Pächter mit Stubben, Raff- und Leseholz sich begnügen, jedoch (werden) 2 Lager Bäume für jeden Brand ohnentgeltlich verabfolgt (...)
- „ 7. Für die Benutzung des Teerofens giebt Pächter jährlich 64 Thaler Pacht und 16 Thaler 16 Groschen Stammgeld (bei 8 Bränden) (...) und für das beigelegte Ackerland 36 Thaler (...)

Auch der Teerverkauf war vertraglich streng geregelt. Über den Betrieb des Schönermarker Teerofens gibt es, außer den Hinweisen in den Kirchenbüchern, keine Unterlagen, da das Archiv der Familie von Schlippenbach nicht mehr existiert. Aber ähnliche Bedingungen dürfte auch der Pachtvertrag für den Schönermarker Teerofen enthalten haben.

Für 1715 nennt das Kirchenbuch Rittgarten einen Pächter namens Rohrbeck, von dessen Familie in den folgenden Jahren bis 1736 im Kirchenbuch Schönermark Taufen, Sterbefälle und Eheschließungen „auf dem Teerofen“ eingetragen wurden. Das Foto vom Teerofen in Nossentiner Hütte vermittelt einen Eindruck davon, wie es am Quillow ausgesehen haben könnte (Abb. 2).



Abb. 2: Teerofen in Nossentiner Hütte

Im Mai 1741 trug der Pfarrer ins Heiratsregister ein: „1741, den 2. Mai wurde Christoph Ulrich, Pächter auf dem Teerofen (...) mit Jungfrau Christine Sophie Engel copuliert.“

Damals war Ulrich bereits 31 Jahre alt; er könnte schon während einiger Jahre selbstständiger Pächter gewesen sein, der sowohl den Teerofen als auch Ackerland auf der Schapower Flur, die an das Waldrevier grenzte, bewirtschaftete. Zum Komplex des Teerofens am Quillow gehörten wahrscheinlich: das recht kleine Wohnhaus des Pächters, Stall und Scheune, Nebengelass, Obst- und Gemüsegarten, und ein noch kleineres Haus für eine Arbeiterfamilie.

Auf dem geräumigen Hofplatz wurde mit einem Gespann das benötigte Holz angeliefert, dort lagerten auch die verkaufsfertigen Produkte. Ein Feldweg verband diesen Platz mit Schapow. Nachbarn waren außerdem das Vorwerk Rakow mit den Jägern im Schützenhaus und dem Fasanengarten sowie später das Vorwerk Christianenhof.

Besonders intensiv wurde in diesen Jahren auf dem Vorwerk Arendsee gebaut, da die Familie von Schlippenbach ab 1740 ihren ständigen Wohnsitz von Berlin nach Schönermark verlegt hatte. In Arendsee sollte ihr zweites Anwesen entstehen, daher gab es dort erhöhten Bedarf an Bauholz. Für den Bau einer weiteren eigenen Schneidemühle hatte der Quillow gute Voraussetzungen: eine relativ hohe Fließgeschwindigkeit und eine bewegte Uferlinie für den Bau der Stauanlage. So wurde, schon während Ulrichs Pachtzeit, auf dem gut erschlossenen Areal am Quillow eine Schneidemühle erbaut. Unmittelbar am Bach errichtete man ein lang gestrecktes Gebäude, welches an den Stirnseiten geöffnet werden konnte. Darin wurden die Sägegatter durch das Mühlrad angetrieben (Abb. 3).

Von nun an wurden auf dem Hofplatz Stämme gelagert und Schnittgut – Balken, Bretter und Latten aller Art – gestapelt. Die Größe des gesamten Wirtschaftshofes ist noch in Umrissen zu erkennen, aber die benutzten Wege sind heute nicht mehr vorhanden. Das Ehepaar Ulrich hatte keine Kinder, eine Seltenheit für die damalige Zeit! Dafür aber gab es zahlreiche Patenschaften ab 1748 in Schapow, Wittstock, Schönermark und Arendsee. Daraus geht hervor, dass er Pachtbauer war. Aufschlussreich sind die folgenden Eintragungen:

„1788, den 8. Juli starb in Rakow Christoph Ulrich, 78, an Halsgeschwüren; vormaliger Bau- und Ackersmann in Schönermark, nachher

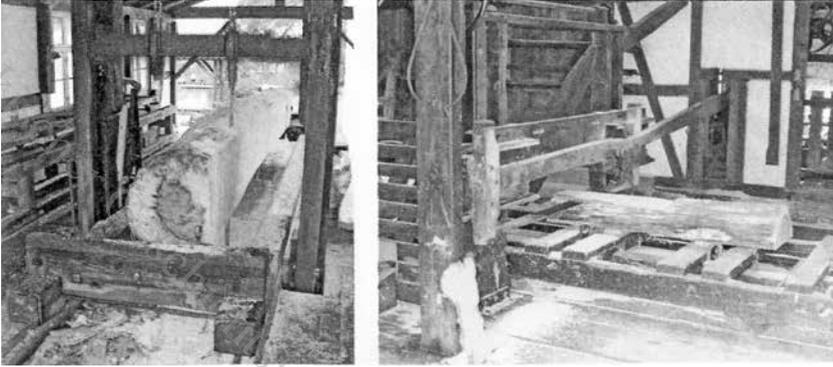


Abb. 3: verschiedene Sägegatter, links Vertikalgatter, rechts Horizontalgatter

Tagelöhner in Rakow. 1797, den 16. Oktober starb in Schönermark Christine Engel, 78, an Wassersucht; des verstorbenen Bauern Ulrich Witwe.“

Die Gewinnung von Teer war, neben der Schneidemühle, eventuell noch mehrere Jahre hindurch eine zweite Einnahmequelle des Ulrich. Hinweise darauf gibt eine Eintragung im Sterberegister: „1818, den 12. April starb in Schönermark Maria Reetz, geborene Weiher; 73, Witwe des auf dem ehemaligen Teerofen bei Christianenhof verstorbenen Einwohners Reetz.“ (Johann Reetz: 1769 – Eheschließung; gestorben 1805 in Arendsee; 86; Tagelöhner).

Alle Wirtschaftsstandorte wurden regelmäßig von einem „Schreiber“ oder Inspektor kontrolliert. Das geht aus dem folgenden Eintrag hervor: „1747, den 13. Juli ward Herr Georg Wilhelm Winckler, hochgräflicher Schreiber, so in der Schneidemühle so hart gefallen, dass er nach zwei Tagen starb, öffentlich begraben.“

Zu diesem Zeitpunkt wirtschaftete wahrscheinlich noch Christoph Ulrich in der Schneidemühle. In den Kirchenbüchern werden von nun an immer wieder „Schneidemüller“ genannt. Der erste war Caspar Germann, der auch in anderen Orten als Krüger den Lebensunterhalt für seine Familie erarbeitet hatte.

„1758, den 7. September, ward der Schneidemüller Geermann begraben.“ In den Jahren seit etwa 1720 hatten die gräflichen Heidereiter, die auf dem Vorwerk Wittstock wohnten, verstärkt den Wald roden und diese Flächen für den Ackerbau vorbereiten lassen. Endlich kam es dazu, dass man auf dieser Rodungsfläche, in der Nähe des Quillow und der Schnei-

demühle, ein Wohnhaus erbauen konnte, von wo aus einige Leute das Neuland beackern und das Vieh hüten konnten. Folglich erhielt dieser Platz die Bezeichnung „Klein Wittstock“. Seine ersten Bewohner waren Personen, die noch auf der Suche nach einer festen Gemeinschaft, aus Nachbarorten oder aus einer nicht bekannten Beziehung heraus zugezogen waren. Einer der ersten war Friedrich Griese. „1752, den 28. Juli ward Friedrich Griesens, Einliegers in Klein Wittstock, Söhnlein namens Christian in Schapow begraben“.

Ab 1760 wohnte ein Schneidemüller Johann Jacob Wasserführer in der Schneidemühle. Er hatte schon fast erwachsene Kinder mitgebracht. Bald danach wurde noch eine Tochter geboren, seine Frau aber verließ ihn oder starb an einem anderen Ort.

„1767, am 24. Oktober wurden auf der Schneidemühle geheiratet:

- Johann Jacob Wasserführer; 40 Jahre; Schneidemüller bei Schapow
- Anna Christina Boldt (aus Schapow), 32 Jahre“

Das Ehepaar hatte noch vier gemeinsame Kinder, zu deren Paten gehörten u. a. 1768 „die Frau Lange, eines Schneidemüllers Frau“ (vielleicht auch in dieser Schneidemühle tätig), 1770 „Johann Zepernick, Mühlenbursche auf der Falkenhagener Mühle“, 1773 „des Müllers Georg Sauerland in Fürstenwerder Ehefrau“.

Wasserführer starb im September 1775 am Fleckfieber und hinterließ eine große Familie, die noch lange auf dem Vorwerk Christianenhof lebte. Das Vorwerk Klein Wittstock war inzwischen so groß geworden, dass dort ein Statthalter eingesetzt werden konnte. Christoph Buggatz kam von einer der benachbarten Glashütten, wo er als Fuhrmann seinen Lebensunterhalt erarbeitet hatte. 1768, bei der ersten Taufe, wählte er als Paten hauptsächlich Personen aus Fürstenhagen, Warbende und Funkenhagen. Einzig der Schwager, Schmiedegeselle Christian Becker, kam schon aus Klein Wittstock.

Ganz anders 1770! Auf Klein Wittstock wurde Charlotte Christine Buggatz getauft. Patinnen waren: 1. die verwitwete Frau Gräfin von Schlippenbach, geborene Gräfin Christine Charlotte von Sparr; 2. Frau Hofmarschall Gräfin von Schlippenbach, geborene Gräfin Christiane von Haeseler. Der Hofmarschall Graf Ernst von Schlippenbach hatte 1766 nach dem Tod seines Vaters die Bewirtschaftung seiner Güter übernommen und seiner Mutter das Vorwerk Klein Wittstock zur Bestreitung ihrer

Ausgaben und eventuell als Alterswohnsitz übertragen. Folgerichtig hieß das Vorwerk von nun an Christianenhof. Als 1772 wieder eine Tochter des Statthalters getauft wurde, fand die Taufe schon in Christianenhof statt. Der damalige Pfarrer gab an, dass 1778 in Christianenhof 68 und in der Schneidemühle 7 Personen lebten.

Die Schneidemühle wurde immer wieder verpachtet, auch an Bewerber aus Orten, die nicht zum Herrschaftsbereich der Familie von Schlippenbach gehörten. Nach 1790 wurde die Zeit, in der eine Familie dort lebte, immer kürzer, wie aus der beigefügten Übersicht erkennbar ist.

Die Rodungen wurden sowohl von Wittstock als auch von Rakow und Christianenhof aus vorangetrieben. Um 1795 erhielt Arendsee ein geräumiges Wohnhaus, das der jüngeren gräflichen Familie für ihre Sommeraufenthalte diente. In den Vorwerken Wittstock, Rakow, Arendsee und Christianenhof wurden die Ackerflächen ausgeweitet und bessere Weidemöglichkeiten geschaffen. In die Jahre zwischen 1795 und 1806 fallen die Verlegung des Dorfes Dochow an den neuen Standort Wilhelmshof und die ersten Kriegsauswirkungen im Kampf mit Napoleon. Dann folgte eine Periode mit Wetterkatastrophen, Kriegswirren und politischen Umbrüchen. Die Sotzmannsche Karte von der Uckermark (Abb. 4) zeigt 1796 sowohl das Vorwerk Christianenhof als auch die Schneidemühle zu Schapow am Quillow mit ihrem Mühlenstau; der Teerofen wird nicht erwähnt. Immerhin gab es 1819 in Rakow 95, in Christianenhof 103 Einwohner, auf der Schneidemühle waren es weiterhin nur sieben.



Abb. 4: Ausschnitt aus der Karte von Sotzmann von 1796

Insgesamt 11 Schneidemüller arbeiteten in dem kleinen Sägewerk am Quillow. Der erste hieß Geerman. Er war von 1725 bis 1744 Krüger in Schapow, von 1747 bis 1756 Krüger in Kraatz. 1756 übernahm er die Schneidemühle und starb dort 1758. Seine Nachfolger waren jedoch ausschließlich Schneidemüller.

Die Lebenserwartungen der Müller und ihrer Familien wurden durch schwere Arbeit und sehr einfache Wohnverhältnisse bestimmt. Vor allem Lungenkrankheiten waren an der Tagesordnung. Die Bewohner von Christianenhof und der Schneidemühle mussten nach Schapow zur Kirche gehen, ihre Kinder sollten dort die Schule besuchen. Gerade das war oft fast unmöglich. Der Pfarrer berichtete seiner vorgesetzten Behörde, dass die Wege bei Regen und Schnee unpassierbar waren, dass die Eltern für ihre Kinder nicht die entsprechende Bekleidung hatten und dass das vom Staat geforderte Schulgeld kaum oder gar nicht aufzubringen war.

Das neue Vorwerk Ferdinandshorst, das auf den gerodeten Flächen zwischen Christianenhof und Rakow entstanden war, wird 1826 erstmals im Kirchenbuch genannt. Verschwunden war der Wald, von dessen Verarbeitung die Schneidemühle existiert hatte. Die Mühle stand still, das Wohnhaus wurde aufgegeben.

Auf dem Urmesstischblatt von 1826 erkennt man bei Christianenhof einen großräumig angelegten Wirtschaftshof mit Ställen und Scheunen, Wohnhäusern für die Gutsleute sowie das im Vergleich dazu recht kleine Verwalterhaus. Südlich davon liegen am Quillow das Areal der Schneidemühle, der Hofraum und das Haus mit dem Mühlenstau. Von da aus

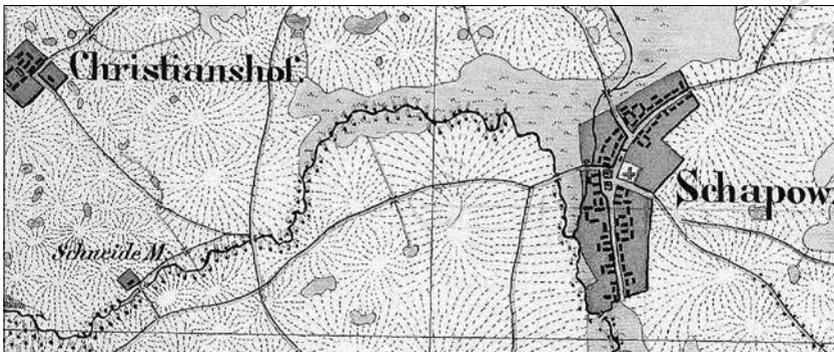


Abb. 5: Ausschnitt aus dem Urmesstischblatt von 1826

geht über eine Brücke ein Pfad zu dem Weg, der einerseits nach Schapow, andererseits nach Rakow und weiter nach Arendsee führt.

1825 starb der letzte Meister Heinrich Hesse, seine Witwe zog 1826 nach Ostern mit den drei jüngsten Kindern nach Fürstenwerder.

Nach ihr kam noch ein Friedrich Becker in die Mühle. Er starb in Schapow, nach nur vier Arbeitsjahren, und hinterließ die Witwe mit seinem eigenen Kind und zwei Stiefkindern. Danach könnte noch einer seiner Brüder eine Weile auf der Mühle gelebt haben, aber der Schulbesuch der Kinder und ihre Konfirmationen waren nun einmal in Schapow besser zu verwirklichen. Er musste erleben, dass etwa um 1857 zwei seiner Söhne nach Amerika auswanderten.

Nach Aufgabe der Mühle verfielen durch Wettereinwirkungen und natürliche Alterung alle Gebäude und wurden nach und nach abgetragen. Von der ehemaligen Schneidemühle existieren heute nur noch geringe Reste des Obstgartens am Quillow.

Mit dem Rückgang der Waldgebiete verlagerte auch die Forstverwaltung ihren Standort. An der befestigten Straße zwischen Schönermark und Arendsee wurde ein neues Forsthaus erbaut.

Quellen:

- Kirchenbücher Schönermark 1724–1778, 1778–1805, 1806–1856.
- Kirchenbuch Rittgarten 1704–1708/09.
- Kirchenbuch Kraatz 1740–1802.
- Kirchenbuch Parmen 1714–1764.
- Matrikelbuch Schönermark von 1699–1893.
- Konfirmationsregister für Schönermark 1768–1852.
- Material zu Situation der Vorwerksschulen von Schönermark; BLHA Potsdam.
- Schmettausches Kartenwerk, 1767–1787.
- Karte der Uckermark von Sotzmann, 1796.
- Urmesstischblätter von 1826 für Falkenhagen und Fürstenwerder.
- Ausstellungen 1999 im Volkskundemuseum Templin „terra archaeologica – Ausgrabungen im Norden Brandenburgs“ und „Holz und Heide, Forst und Tanger – der kulturelle Wald“.

Fotos:

- Abb. 2: Material aus Sparow / bei Alt-Schwerin in Mecklenburg.
- Abb. 3: Ph. Oppermann / T. Rüdinger, Kleine Mühlenkunde. Deutsche Technikgeschichte vom Reibstein zur Industriemühle. 2010.

Ersterwähnungen in Kirchenbüchern von Schönermark

- 1715: Teerofen, 1. Pächter: Rohrbeck (1718–1736).
- 1720: „Vorwerk Rakow, lieget in der Heyde“.
- 1724: Vorwerk Wittstock.
- 1726: „Arendsee, ein neu angelegtes Vorwerk...“.
- 1740: Teerofen, 2. Pächter: Christoph Ulrich (1710–1788).
- 1747: Schneidemühle, tödlicher Unfall.
- 1752: Klein Wittstock: entstanden durch Waldrodung von Wittstock aus.
- 1772: Vorwerk Christianenhof.
- 1790: Ziegelei in Arendsee.
- 1795: Wohnhaus der Familie von Schlippenbach in Arendsee.
- 1826: Ende der Schneidemühle, Vorwerk Ferdinandshorst – entstanden durch Waldrodung von Wittstock und Christianenhof aus.

Müller und Arbeitsleute in der Schneidemühle bei Christianenhof

Quellen: Kirchenbücher Schönermark 1724–1778, 1778–1805, 1806–1856 und Kirchenbücher Fürstenwerder

1747, 13.07. „ward Herr Georg Wilhelm Winckler, hochgräfflicher Schreiber, so auf der **Schneidemühle** so hart gefallen, dass er nach 2 Tagen von dem Falle starb, öffentlich begraben.“

1725 – 1758 **Geermann, Caspar**

1. Ehefrau – Anna Sophie Budde; † 1747, 19.04. in Fürstenwerder
- 1748, 09.07. 2. Heirat mit Anna Catharina Lange in Fürstenwerder († 1754, 27.03.)
- 1756, 11.06. 3. Heirat mit Sophie Vietzen von Vietmannsdorf
- 1758, 07.09. „ward der Schneidemüller Geermann in Schapow begraben“

1760 – 1775 **Wasserführer, Johann Jaco**

1. Ehefrau – nicht bekannt
2. Heirat mit Anna Christine Bolt von Schapow
- 1775, 24.09. † Johann Jacob Wasserführer; 46; Fleckfieber
- 1769 – 1779 Bölke, Johann; Arbeitsmann
- 1769, 02.11. Heirat mit Marie Elisabeth Necker
- bis 1779 Taufen von 3 Kindern
- 1809, 08.04. † Johann Bölke; 68; begraben in Schapow

1773 – 1785 **Sauerland, Friedrich**

- 1758, 20.06. 1. Heirat mit Maria Rebecca Lechel in Fürstenwerder
- 1773, 11.06. 2. Heirat mit Anna Küssow in Fürstenwerder
- 1785, 17.03. † Friedrich Sauerland; 56; Schwindsucht; begraben in Schapow

1773 – 1780 **Achtmann, Carl Christoph**

1. Ehefrau – Eva Helene Reincke; † 1777, 11.04.
- 1777, 11.09. 2. Heirat mit Anna Sabina Quastenberg aus Schapow
- 1780, 21.04. † Carl Christoph Achtmann; 50; Geschwür
- 1777, 20.02. † Christine Holz, so auf der Schneidemühle gedient; 13; Geschwulst, Chr. Holzens, Einwohners auf dem Damm vor Prenzlau Tochter

- 1781 – 1783 **Derwaldt, Ernst Friedrich**
1779, 09.04. Heirat mit Magdalena Sophie Unger in Fürstenwerder
1783, 25.04. † Ernst Friedrich Derwaldt; 40; Auszehrung, begraben in Schapow
1782, 26.07. † Johann Lentz; 60; hitziges Fieber
1784, 21.03. † Gottfried Rose; Tagelöhner; 50; Geschwulst
1787 **Kreckow, Gottlieb**
Ehefrau – Auguste Dorothea Schmidt
- 1791 – 1793 **Gerber, Johann Friedrich**
Ehefrau – Marie Juliane Withun
- 1791 – 1792 Christine Dorothea Geermann,
unverehelichte Person in der Schneidemühle
ein Todesfall und Geburt von Zwillingen
- 1792, 26.10. **Johann Christoph Schröder**, Schneidegeselle
Heirat mit Marie Sophie Rieck
- bis 1795 Taufe von 2 Kindern
- 1797 – 1801 **Becker, Friedrich Wilhelm**
Ehefrau – Sophie Ott
- 1797 – erste Erwähnung; Konfirmation
- 1801, 18.01. † Carl Becker; 63; Brustwassersucht
- 1819 – 1825 **Hesse, Christian Heinrich**
1806, 12.04. Heirat mit Hanna Christine Hahn in Fürstenwerder
1819 – erste Erwähnung in der Schneidemühle; Taufe
1825, 14.07. † Heinrich Hesse; 50; Brustkrankheit
Friedrich Wilhelm Becker; Schneidemüller
Ehefrau – Marie Sophie Dochow
- 1830, 17.07. † Friedrich Wilhelm Becker; 40; Brustwassersucht

1945 – Erinnerungen an Flucht und Heimkehr

Paul Senske, Prenzlau

Bereits in Heft 18 der Mitteilungen des UGVP veröffentlichte Paul Senske seine Kindheitserinnerungen an das Rittergut Horst.

Was ich als 11jähriger Junge erleben musste, will ich versuchen festzuhalten, weil nichts in Vergessenheit geraten sollte, was damals geschah.

Zum Anfang des Jahres 1945 hatte man meinen Vater nun auch noch zum Volkssturm eingezogen. Auch er sollte noch in den unsinnigen Endkampf um Berlin einbezogen werden. Dazu war er in der Nähe von Potsdam gelandet und wurde dort eingekleidet und ausgerüstet. Wir bekamen noch kurz vor unserem Treck einen Brief mit einigen Fotos, auf denen er in Wehrmachtsuniform im Park von Sans-

souci am Denkmal des alten Fritz steht. Mutter war nun allein mit uns sechs Kindern. Gott sei Dank wollte Vaters Schwester, Tante Lene Sikora, Mutter unterstützen und mit uns auf den Treck ziehen. Die Tante war aus Köln. Ihr Mann, Onkel Hans, war im Krieg und sie kam wegen der fürchterlichen Bombenabwürfe auf Köln zu uns aufs Land nach Horst. Es war Anfang April des Jahres 1945 und man hörte schon aus der Ferne den Geschützdonner der immer näher kommenden Oderfront. Die deutsche Wehrmacht war nicht mehr in der Lage die sowjetischen Truppen aufzuhalten, die von Osten her mit großer Übermacht vorstießen. Dort ist in erbitterten Kämpfen noch viel Blut geflossen. Auch auf Prenzlau wurden von sowjetischen Flugzeugen schon die ersten Bomben abgeworfen. Wir Kinder hatten ja keine Ahnung. Noch ohne Scheu hörten wir die De-



Abb. 1: Josef Senske geriet bei Berlin in Gefangenschaft (Bild: Archiv Senske)

tonationen und das Abwehrfeuer der Flak. Wir schauten sogar neugierig einem Luftkampf zwischen sowjetischen und deutschen Flugzeugen zu und konnten sogar sehen, wie ein Flieger brennend abstürzte. Von diesen ersten Bombenabwürfen wurde Prenzlau noch nicht stark zerstört. Die fast totale Vernichtung der Stadt kam ja dann, als wir gerade auf dem Treck waren.

Das Rittergut Horst, das knapp neun Kilometer von Prenzlau entfernt liegt, gehörte der Gräfin von Arnim aus Groß Sperrenwalde. Wir mussten jeden Tag damit rechnen, auf Treck geschickt zu werden. Unser Dorfschmiedemeister Hermann Reichert und der Stellmachermeister Paul Gehrman rüsteten draußen vor der Schmiede die großen Vierzoller-Ackerkastenwagen für die Flucht um. Als Schutz gegen die Witterungsunbilden wurden auf die Wagen mit Zeltplanen bespannte Dächer aufgebaut. Von vier dieser großen Wagen wurden die langen Deichseln entfernt, denn je zwei dieser Wagen sollten hintereinander gekoppelt werden und von den beiden gummibereiften Traktoren der Marke Famo und Dering, gefahren von den Traktoristen Ernst Krömke und Albert Sterling, auf den Treck ziehen.

Die Dorfbewohner warteten angsterfüllt auf den Marschbefehl. Jede Familie machte sich schon Gedanken, was sie mitnehmen müsse und



Abb. 2: Maria Senske mit fünf ihrer sechs Kinder im Winter 1944/45 ohne den Autor, der mit Freunden auf dem Teich Pickschlitten fuhr (Bild rechte Seite: stehend dritter von rechts); Bild: Archiv Senske

was zurückbleiben sollte. Aus der Ferne konnte man immer deutlicher das Donnern der schweren Geschütze hören. Auch fremdsprachige Soldaten in deutschen Wehrmachtsuniformen kamen schon in unser Dorf. Wir Kinder sprangen neugierig um sie herum, konnten aber kein Wort verstehen, wenn sie uns ansprachen und rumalbern wollten. Von den Erwachsenen erfuhren wir, dass es Weißrussen waren, die auf deutscher Seite kämpften. Sie zogen aber nach ein paar Tagen weiter.

Der Gutsverwalter Wolfgang Triebel (Spitzname „Gustav“), der das Sagen über alle einheimischen Arbeiterfamilien, die Gefangenen und Fremdarbeiter hatte, ordnete am 26. April 1945 in der Frühe an, dass alle Familien sofort zum Beladen vorfahren sollten. Auch die Fremdarbeiter, die ihre Befreiung erwarteten, mussten kräftig mit anpacken. Nun war das Ende nahe und wir Deutschen sollten vor dem Feind fliehen. Ich glaube, zehn dieser großen Planwagen waren es, auf die die Habseligkeiten aller Horster aufgeladen wurden.

Wir Senskes, meine Mutter mit uns sechs Kindern und unsere Tante, kamen mit unserer Habe auf einen dieser Wagen, die von dem Traktor gezogen wurden, den unser Nachbar Ernst Krömke fuhr. Mit auf diesem großen Wagen waren selbstverständlich auch Krömkes sowie deren Verwandte aus Prenzlau. Unter ihnen war auch Horst Höft (11 Jahre) mit dem ich all die kleinen Abenteuer auf dem Treck gemeinsam erlebt habe. Auf dem ersten Wagen, gleich hinter dem Traktor, haben wir die vordere Hälfte beladen dürfen. Die hintere Hälfte wurde von Krömkes beladen. Alles was man unterwegs nicht brauchte, aber für uns wertvoll war, kam ganz unten in den Wagen. Von der Bekleidung und Wäsche musste ein Teil erreichbar sein. Alle Dinge des täglichen Bedarfs, Ess- und Kochgeschirr, wichtige Lebensmittel, Medikamente usw. sollte man ohne viele Umstände, schon wegen der Kleinkinder, erreichen können. Ja, unsere Mutter und Tante Lene hatten viel zu bedenken. Oben drauf Decken und das Bettzeug, damit wir Kindern gut sitzen und zur Not auch liegen konnten. Der zweite große Wagen, der hinter unseren angehangen wurde, war mit Futter für die Zugtiere, Futterschirr, Öl und Diesel für die Traktoren, Ersatzteile usw. beladen. Ob dort auch noch Leute drauf waren, weiß ich nicht mehr. Und die Leute, Frauen, Kinder und Greise mussten noch oben drauf. Es war ganz schön eng. Außen an der Seite des Kastenwagens hatten sie Vaters neues Fahrrad festgebunden, um es vielleicht retten zu können. Alle waren damit beschäftigt, schnellstens die zehn

Wagen zu beladen. Der zweite Traktor der Marke „Dering“, den Albert Sterling fuhr, zog auch zwei Wagen. Dann wurden noch sechs einzelne Wagen mit je zwei schweren Ackerpferden bespannt und auf den Treck geschickt.

Nun werde ich versuchen alle Horster Familien, die damals mit mussten, aufzuzählen. Ich fange am Anfang des Dorfes an: die Familien Rabe, Pitek, Pohl, Bengelsdorf, Bölkow, Albert, Sterling, Görl, die alten Gundlachs, Walter Gundlach, Max Gundlach, Niekisch, Stolp, Helmut, Bork, Willi Sterling, Reichert, Gehrman, Trampenau, Wyrwa, Fritz Sterling, Nitz, Krömke, Senske, Krolaczek, Hansohn, Karl Sterling, Uhlig, Karl Weyer und Frau Nagel, Wernowski, Hermann Zülsdorf (Schweizer).

Am späten Nachmittag des 26. April 1945 bestiegen wir die Wagen. Oben auf all den Sachen unter dem Zeltplandach nahmen wir alle Platz, meine Mutter (sie hatte die jüngste von uns Kindern, Helene, ein Jahr und fünf Monate immer auf ihrem Schoß oder in ihrer Nähe), Waltraud, (zwei Jahre und fünf Monate), Johannes (drei Jahre und neun Monate), Dorothea (knapp sechs Jahre), Franziska, (knapp sieben Jahre) und ich, der ja am 15. Februar 1945 11 Jahre geworden war.

Dann setzte sich der Treck mit den zehn Planwagen in Richtung Westen in Bewegung. Später haben wir erfahren, ein paar Tage früher wäre es wohl besser gewesen, denn die Front war uns dicht auf den Fersen.

Wir zogen los und alle mussten vieles zurück lassen. Auch das Vieh in den Ställen und die ausländischen Fremdarbeiter blieben zurück. An diesem Tag kam unsere Wagenkolonne nicht mehr weit. Über Gollmitz, Berkholz, Boitzenburg ging es bis Hardenbeck, wo wir Halt machten. Es war stockfinster. Meine kleinen Geschwister wurden unruhig in dieser ungewohnten Situation. Mit etwas Essbarem und Trinken wurden sie beruhigt. Ich weiß nicht, woher die Anweisung kam, aber wir mussten alle vom Wagen herunter und in die Hardenbecker Dorfkirche. Da drin war es sehr dunkel und die meisten Kinder weinten laut. Auf mitgenommenen Decken und Kissen haben wir in dieser Nacht auf den Kirchenbänken geschlafen. Am folgenden Tag ging es über Lychen in Richtung Fürstenberg/Havel. Unser Treck kam nicht recht vorwärts. Überall waren mit Militärfahrzeugen verstopfte Straßenabschnitte. Ab und an kamen uns noch deutsche Panzer entgegen gerasselt, die uns auf den engen Straßen beinahe in den Chausseegraben drängten. Unsere genaue Fahrstrecke ist in meinem Kindergedächtnis nicht haften geblieben. Die Eindrücke waren

einfach zu groß. Ich weiß, dass oftmals anders als geplant gefahren werden musste. Angebliche Brückensprengungen oder andere Hindernisse waren die Ursache. Eines war Tatsache, wir waren zwischen die Bewegungen der deutschen Wehrmacht geraten, die wohl teils schon auf der Flucht war und auch wieder zur Front befohlen wurde. Wir waren in einer gefährlichen Situation. Auf der Hauptstraße nach Neustrelitz wurden wir von Tieffliegern der Roten Armee aus ihren Bordkanonen stark beschossen. Unser Treckerfahrer Ernst Krömke hielt sofort an und rief, „Alle runter von den Wagen und flach in den Chausseegraben legen!“ So haben Mutter und Tante Lenchen uns schnell vom Wagen herunter in das Gras des Grabens befördert. Wie eine Glucke ihre Kücken behütet, so haben die beiden Frauen die kleinsten von uns sechs Kindern unter sich am Boden gehalten. Mit mir, dem Ältesten, hatten sie ihre Sorgen. Ich war nicht ängstlich und nahm immer wieder den Kopf hoch. Neugierig schaute ich auf die im Tiefflug anfliegenden Flugzeuge und das Mündungsfeuer der Bordkanonen. Rings um uns her spritzten Erdklumpen von den einschlagenden Geschossen hoch. Gott sei Dank wurden wir nicht getroffen. Außer ein bisschen Erde haben wir nichts abbekommen. Durch meine Neugier konnte ich sogar erleben, wie deutsche Soldaten dicht bei uns hinter Chausseebäumen standen und mit ihren Karabinern auf die anfliegenden Flugzeuge schossen. Die Piloten rissen kurz vor den Bäumen die Maschinen hoch und flogen zum nächsten Angriff an. Als es endlich vorbei war, wagten wir uns wieder aus dem Graben. Nachdem wir uns erhoben und um uns geschaut hatten, bot sich uns ein grausiger Anblick. Ganz nah bei uns im Graben lag eine tote Frau. Um sie herum saßen wimmernd und weinend völlig verstört ihre sieben Kinder im Blut der Mutter, der mit einem Schuss aus so einer Bordkanone die ganze Schädeldecke weggerissen worden war. Ein fürchterlicher Anblick für uns alle. Diese Familie gehörte nicht zu unserem Treck, was sollte nun werden? Wir standen ratlos da. Ein Fahrzeug mit zwei Männern in Uniform der Waffen-SS kam. Sie sprangen herunter und ohne Umstände und Worte setzten sie die sieben Kinder auf das Fahrzeug, warfen etwas über die tote Frau und fuhren davon. Das war das erste schlimme Erlebnis dieses furchtbaren Krieges für uns. Wir bestiegen erschüttert, aber froh, dass wir noch am Leben waren, unsere Wagen und hofften, dem Feind zu entkommen. Es war aber leider nicht der letzte Tieffliegerangriff auf unserer Fahrt. Wir mussten unterwegs noch einige

Male in die Gräben oder den Wald flüchten und kamen zum Glück immer mit dem Schrecken davon. Langsam kamen wir westwärts voran durch Wesenberg und Mirow. Im kleinen mecklenburgischen Städtchen Lübz angekommen, mussten wir sogar noch einen Bombenangriff erleben. Wir sprangen schnellstens von den Wagen runter, um in den Häusern Schutz zu suchen. Als wir wieder auf die Straße traten, konnten wir erleichtert feststellen, dass unsere Wagen nichts abbekommen hatten. Als wir weiter in Richtung Parchim fuhren, begegneten wir noch dem Grauen. Es lagen einige tote Pferde halb auf der Straße, so dass wir knapp vorbei kamen. Es lag noch der Geruch von Rauch über der Stadt. Wie groß die Zerstörung sonst noch war, konnte ich als Junge auf dem Planwagen nicht mitbekommen. Doch gewisse Dinge sind auch im Gedächtnis eines 11-Jährigen für immer haften geblieben. Für meine Mutter war alles schwer. Ich hörte sie oft leise beten: *„Lieber Gott hilf uns, dass wir dieses alles durchstehen und am Leben bleiben, hilf, dass wir bald wieder nach Hause kommen, mein lieber Mann wieder aus dem Krieg gesund heimkehrt und mir zur Seite stehen kann. Heilige Maria, Mutter Gottes, meine Namens- und Schutzpatronin, bitte Jesus Deinen lieben Sohn für uns um Hilfe“*. Zu uns sagte sie auch oft, wir sollten den lieben Gott bitten, damit er uns helfen und beschützen möge.



Unsere Familie war eine von zwei katholischen Landarbeiterfamilien auf dem Horster Gut.

Abb. 3: Familie Senske im Frühjahr 1940 im Garten hinter ihrem Wohnhaus, links vorn der Autor (Bild: Archiv Senske)

Nun will ich aber weiter aus meinen Erinnerungen vom Treck erzählen. Wenn wir nicht gezwungenermaßen halten mussten, machten wir Pause, wo sich ein gutes Plätzchen anbot. Es fehlte an fast allem. Doch die Schar hungriger Mäuler wartete auf etwas Essbares. An eine Begebenheit erinnere ich mich noch sehr gut. Etwas abseits der Straße am Waldesrand stand ein Forsthaus mit einem mächtigen Hirschgeweih oben am Giebel. Die Bewohner müssen ganz schnell die Flucht ergriffen haben. Die Tür war nicht mal verschlossen. Wir fanden noch etwas Essbares im Keller. Die Frauen konnten in der Küche eine Mahlzeit bereiten. Dieser Mundraub möge uns verziehen werden. Wir Kinder spielten bis alles bereit war in dem schönen Zimmer, in dem auch ein herrlicher Bücherschrank stand, voll mit schönen Büchern. Obwohl wir angewiesen waren in dem Zimmer nichts durcheinander zu bringen, haben wir, wie Kinder eben sind, doch einiges angestellt. Ich der Ältere, der schon zu Hause ein Bücherwurm war, konnte es mir nicht verkneifen, in dem Bücherschrank zu stöbern. So dicke Bildbände und andere Bücher hatten die Augen eines einfachen Arbeiterkindes noch nicht gesehen. Was Mutter nicht mitbekommen hatte, ich habe eines dieser Bücher unter meine Jacke geschoben und so mitgehen lassen. Auf dem Wagen hat sie es erst gesehen und mich getadelt. „Das Katzenbuch“, mit vielen wundervollen Geschichten, Beschreibungen der Rassen und vielen schönen Abbildungen habe ich heute noch.

Ich habe von den Erwachsenen damals gehört, dass der Gutsverwalter Wolfgang Triebel mit seiner Frau Liselotte, den beiden Söhnen Wolfgang und Joachim, der Tochter Ursula und einer Angestellten vom Horster Schloss, der Frau Trampenau und ihrem kleinen Sohn, mit einem Auto auf dem Treck waren. Er soll wohl ab und an aufgetaucht sein und nach dem Rechten geschaut haben. Aber die zehn Wagen des Trecks waren ja schon längst nicht mehr zusammen.

Wir haben mehrmals gesehen, wie die Soldaten einfach ihre Waffen ins Feld oder Gebüsch warfen und schnell verschwanden. Das war nun etwas für uns Jungen. Wenn wir so etwas sahen und es bot sich die Gelegenheit, liefen wir neugierigen, noch dummen Jungen zur größten Sorge unserer Mütter sofort dort hin und kamen schwer beladen zurück. Ich kam einmal mit Stahlhelm einem umgehängten Gewehr und einem Munitionsgurt von einem Streifzug zurück. Genau wie ich waren auch Horst Höft und Arnold Pohl so besessen von diesen Dingen. Wir drei heckten immer

etwas aus. Etwas, das für uns alle hätte sehr gefährlich werden können, geschah am nächsten Tag. Wir drei sind bei einem Halt um die Mittagszeit wieder ausgebücht. Die Erwachsenen waren damit beschäftigt, etwas Essbares zuzubereiten. Wir fanden am Feldrand hinter einem Gebüsch eine Kiste grüner Eier, die am Ende einen Drahring hatten. Gänseeier kannten wir, aber diese hier waren noch größer und schwerer. Was taten wir dummen Bengels? Wir schnappten uns in jede Hand eines dieser Eier und liefen in Richtung Wagen. Zufällig trat gerade der alte Ernst Krömke hinter einem Wagen hervor und sah uns mit dieser Bescherung ankommen. Er schrie uns an: *„Fast nicht an den Ring und zieht daran, legt die Dinger ganz langsam auf die Erde und dann her zu mir“*. Er schimpfte weiter, denn es hätte ein großes Unglück geben können. *„Das sind doch scharfe gefährliche Eierhandgranaten. Hättet ihr an dem Ring gefummelt, wären sie explodiert und ihr oder auch wir wären alle tot.“* Nun waren die anderen auch noch gekommen und es gab eine Standpauke. Ihr sollt und dürft doch nicht ... usw. Ein jeder wird ahnen, welche Worte noch fielen. Es blieb nicht aus, dass wir im weiteren Verlauf noch einigen Unfug gemacht haben. Manchmal wollten wir auch nur Gutes tun, so dachten wir jedenfalls damals. Aber Frauen und Mütter sind immer besorgt, ängstlich und misstrauisch in vielen Dingen. Da will ich gleich eine Begebenheit erzählen. Ich wollte etwas sehr Gutes tun, aber durch die Ängstlichkeit meiner Mutter ist es gescheitert. Bei einem Halt schlenderte ich allein im Chausseegraben umher. Ein paar Meter entfernt von uns stand verlassen ein Vierlingsflakgeschütz, das man dort in Stellung gebracht hatte. Das war was für mich. Ich bin dort raufgeklettert, habe mich in die Sitze gelümmelt, dann an den Kurbeln gedreht. Mit der einen Kurbel konnte man spielend leicht die vier Geschützrohre hoch und runter bewegen, mit der anderen das ganze Geschütz immer in die Runde drehen. Das machte mir Spaß, das musste ich den anderen Jungen erzählen. Aber es kam anders. Ich schlenderte im Graben zurück zu den Wagen. Schon dicht am Ziel sah ich im Gras zwischen Gestrüpp einen großen Sack, voll mit einem nicht zu schweren, weichen Inhalt. Der Sack war fest zugebunden und mit einer Plombe versehen. Als ich ihn aufgerichtet hatte, sah ich darauf den Reichsadler mit dem Hakenkreuz und die große Aufschrift: *„Deutsche Wehrmacht“*. Zuerst zögerte ich, aber ich konnte meine Neugier nicht unterdrücken. Ich schaffte es, die Plombe zu entfernen und konnte die Verschnürung aufknoten. Als

ich in den Sack schaute, war ich als 11jähriger Junge schockiert - ein ganzer Sack voller Geld! So etwas hatte ich noch nie gesehen. Diese grünen Scheine kannte ich schon. 50 Reichsmark Banknoten hatte ich bei den Eltern gesehen. Aber hier waren sie gebündelt. Ach hätte ich mir doch nur ein paar Bündel unter die Jacke gesteckt, es wäre für unsere arme Familie doch sehr viel Geld gewesen. Aber dieses Mal war ich so verwirrt und lief zu unserem Wagen und rief: „Mama, Mama komm mit, da vorn im Graben liegt ein ganzer Sack voller Geld.“ Ich zog an ihrer Hand, aber sie schimpfte: „Wo warst du schon wieder so lange, ich wollte dich gerade suchen. Wir wollen weiter, immer Ärger mit dir.“ Ich setzte nochmals an: „Lass uns doch das Geld holen! Wir nehmen es mit!“ Aber wie reagierte meine Mutter? „Junge, komm sofort auf den Wagen, du siehst die anderen wollen weiter fahren.“ Sie sagte noch: „Dieses Geld werden wir nicht mehr brauchen. Es ist alles vorbei mit Reichsbanknoten und dem deutschen Reich. Wir müssen froh sein, wenn wir alle am Leben bleiben.“ Eines ist mir heute klar, unsere arme Mutter konnte damals nicht mehr so weit im Voraus denken. Sie war mit den Nerven fertig, allein mit uns sechs Kindern, mitten in diesem verdammten Krieg und auf dem Treck ins Ungewisse. Sie konnte ja nicht wissen, wie alles kommen würde und dass dieses Geld nach dem verlorenen Krieg umgewertet werden würde. Als wir weiter fuhren, fragte Tante Lenchen auf dem Wagen in ihrem kölschen Dialekt nur kurz, was denn da unten wieder mit Paul gewesen sei. Mutter erzählte es kurz, die Tante sagte nur, soll das wahr sein oder spinnt er nur. Ich war sauer und eingeschnappt, sagte nichts mehr. Das war nun abgehakt.

Die Erwachsenen hatten von Soldaten gehört, dass von Westen die amerikanischen Truppen im Anmarsch auf Parchim waren ohne auf größeren Widerstand zu stoßen. Von Osten waren wir ja auf der Straße nach Parchim mit dem Treck auf der Flucht vor der Roten Armee. Sehr weit hinter uns konnten die Russen nicht mehr sein. Wir wussten nicht, wie die Lage war, Nachrichten aus dem Radio konnten wir nicht hören. Wir versuchten, von anderen Leuten etwas zu erfahren. Wir hörten SS-Angehörige hätten erzählt, dass Adolf Hitler in seinem Bunker in Berlin Selbstmord begangen hätte. Wenn das so wäre, würde der Krieg bald zu Ende gehen, hofften wir. Alle waren froh darüber, dass es um uns herum derzeit ruhig war.

Wir drei Jungen sahen auch wieder etwas, was wir nicht sehen sollten. Die Tante von Horst Höft, die ja auf der hinteren Hälfte unseres Wagens

mitfuhr, stieg ab und warf einen Gegenstand ins grüne Getreidefeld. Als sie fort war, suchten wir neugierig das Feld ab und fanden eine kleine Pistole. Horst sagte, dass seine Tante ihre schöne Damenpistole einfach weggeworfen hätte. Die würde er sich nehmen. Wir liefen, er die kleine Pistole in der Tasche, hinter einen Busch. Er kannte sich sogar gut aus: „Hier ist der Sicherungshebel, hier unten im Griff das Magazin.“ Dieses zog er heraus, es war voll mit Patronen, 6 mm Munition – wusste er sogar. Er schob das Magazin wieder rein, schob den kleinen Sicherungshebel rum, sagte, dass sie jetzt entsichert sei. „Soll ich mal schießen?“ Wir brüllten: „Bist du verrückt, man hört das doch und du bist das Ding wieder los und dann das Theater!“. Er ließ es sein sagte aber: „Wehe wenn ihr mich verrätet. Ich behalte sie, es ist jetzt meine.“ Es hatte keiner etwas bemerkt und sooft die Luft rein war, haben wir damit rumhantiert. Gott sei Dank haben wir uns nicht getraut zu schießen. Wir dummen Bengels wussten nicht in welcher großer Gefahr wir uns und auch die Erwachsenen brachten. Der 11jährige Horst Höft hatte diese kleine Waffe, die seine Tante auf eine vielleicht zu einfache Art und Weise entsorgen wollte, diese ganze Zeit, auch noch auf der Heimfahrt, als schon die Russen um uns waren. Was wäre passiert, wenn die die Pistole entdeckt hätten? Die hätten gesagt: „Faschist“ und hätten ihn und uns alle erschossen. Wie das noch glücklich endete, werde ich noch erzählen.

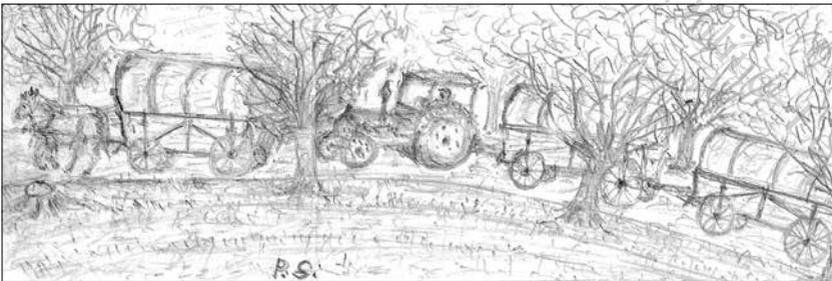


Abb. 4: Der Treck der Horster 1945 (Bild aus der Erinnerung: Autor)

Als wir in die Stadt Parchim kamen, wurden wir darauf aufmerksam gemacht, dass die Amerikaner schon da waren. Wir hielten mit unseren Planwagen, es war wohl am Marktplatz. Dort konnten wir sehen, wie Schützenpanzerwagen der Amerikaner durch die Straßen fahren. Uns ge-

genüber standen zwei von ihnen und überwachten die Entwaffnung. Die deutschen Soldaten kamen, stellten die Gewehre zu einer Pyramide zusammen, legten die anderen Waffen auf einen Haufen und konnten dann weggehen. Wir waren erstaunt. Einheimische klärten uns auf. Die Amerikaner machten hier keine Gefangenen, sie ließen alle laufen. Sie zögen sich angeblich laut einer Vereinbarung mit den Russen gleich wieder zurück. Die sollten schon in Anmarsch sein, um dieses Gebiet zu besetzen. Wir Kinder, die wir an der Straße standen und neugierig schauten, bekamen unverhofft einige Tafeln Schokolade von vorbeifahrenden Autos der Amerikaner zugeworfen. Die Erwachsenen hatten jetzt andere Sorgen. Sie diskutierten heftig, was sie von Soldaten hörten. *„Wir bleiben doch nicht hier. Wir wollen doch nicht den Russen in die Hände fallen, deren Gräueltaten sind bekannt. Wir müssen weiter nach Westen zu den Engländern.“* Tante Lene, die ja aus Köln kam überlegte: *„Komme ich nach Köln und finde meine Wohnung in Schutt und Asche, dann steh ich da. Außerdem weiß ich nicht, ob mein Mann aus dem Krieg heimkehrt.“* Sie entschied, erst einmal bei und zu bleiben. Unser Treck entschied sich, trotz allem sofort umzukehren und wieder heimwärts zu fahren in der Hoffnung, dass die Sowjets nicht so schlecht seien wie ihr Ruf. Abgesprochen wurde, die Strecke wieder zurückzufahren, die wir hergekommen waren. Aber das ging wohl nicht immer wegen gesprengter Brücken und anderer Umstände. Wir waren auf unserer Heimfahrt noch nicht sehr weit gekommen, da hatten wir unsere erste Begegnung mit Soldaten der Roten Armee. Wir hörten von Weitem ein lautes Geschrei. Wir schauten alle nach vorn um zu sehen, was dort los sei. Unser Fahrer fuhr langsamer und hielt an. Auf uns zu galoppierte ein Pferd mit einem Wagen, auf dem vier laut Grölende, jetzt auch noch mit erhobenen Maschinenpistolen in die Luft schießende, scheinbar betrunkenene Rotarmisten saßen. Drei sprangen vor uns vom Wagen, torkelten auf unseren Fahrer Krömke zu und brüllten *„Uri, Uri, Ringe“*. Und schon war Ernst Krömke seine Uhr los. Jetzt stieg einer auf die Anhängedeichsel, schaute auf unseren Wagen und schrie, *„Frau komm! Uri! Ringe!“*. Die kleinen Kinder weinten laut, die zwei Frauen jammerten: *„Nix Uri, nix Ringe.“* Sie zeigten die Hände. Vielleicht hatten die Frauen wegen der Kinder diesmal Glück. Er verschwand und sie alle trabten johlend weiter. Gewiss hielten diese Befreier, wie sie später genannt werden sollten, ihre nächsten Opfer an, um über sie herzufallen. Wir mussten es noch oft erleben auf

unserer Heimfahrt und auch noch lange Zeit danach. Wir Kinder mussten mit ansehen, wie junge Mädchen und Frauen von den Rotarmisten vergewaltigt wurden.

Ich wollte von den Erwachsenen noch wissen, warum bei dem Russenwagen das Pferd so einen großen halbrunden Bügel von einer Seite zur anderen über sich hatte, weil ich so etwas noch nie gesehen hatte. Man erklärte mir, dass so die sogenannten Panjewagen aussahen, wie es sie in Russland gab. Ja, diese ersten Eindrücke sind bis heute im Gedächtnis haften geblieben.

Der Krieg war zu Ende. Neue Ängste mussten nun durchgestanden werden. Besonders die Frauen und Mädchen fürchteten Begegnungen mit den Rotarmisten, bestand doch die große Gefahr, vergewaltigt zu werden. Auch die Angst vor Plünderungen und die Ungewissheit, es gesund bis nach Horst zu schaffen und wie wird es dort aussehen würde, prägten unsere Gedanken. Mutter machte sich große Sorgen, wie lange es noch zu schaffen wäre, die nötige Nahrung, besonders für die Kleinsten zu beschaffen. Einmal sahen wir von unserem Wagen wie ein paar russische Soldaten auf der Straße das Fahrradfahren lernten. Erst später stellten wir fest, dass an der Seite unseres Wagens, wo unser schönes Herrenfahrrad einst festgebunden war, nur noch die durchgeschnittenen Stricke hingen. Nun konnten wir uns denken, mit wessen Fahrrad da geübt wurde. Wir wollten Vaters Rad retten, nun war es weg. Wir fuhren weiter der Heimat entgegen und immer wieder mussten wir Neues erleben. Als wir wieder in die Nähe von Fürstenberg/Havel kamen, begegneten wir den Häftlingen aus dem nahen KZ Ravensbrück, die von der Roten Armee schon befreit worden waren. Die Frauen trugen noch ihre Häftlingsbekleidung. Wir konnten sehen, wie einige Wagen der Trecks von ihnen geplündert wurden. Sie besorgten sich auf diese Art Bekleidung. Es war nun mal so, wer wollte es ihnen verdenken? Sie waren ja lange genug gepeinigt worden. Mit der Freiheit nahmen sie sich einfach das Recht. Als einige an unseren Wagen kamen, wandte Mutter einen Trick an, der ihr scheinbar auch gelang. Mutter sprach mit Tante Lenchen einige Sätze auf Polnisch. Sie glaubten nun wohl, wir wären keine Deutschen und gingen weiter. Ich erinnere mich noch, dass Mutter uns Kinder oft auf Polnisch zurechtgewiesen hatte, wenn uns nahe Rotarmisten kamen.

Unser Treck war nun schon nicht mehr zusammen. Durch gewisse Umstände wurde die Kolonne auseinander gerissen und fuhr auf verschiede-

nen Wegen heimwärts. Wir hörten schon unterwegs, dass der Gutsverwalter Wolfgang Triebel von den Russen erschossen worden wäre. Weil er seine Autoschlüssel nicht gleich fand oder gleich hergab, musste er sich zuerst sein Grab schaufeln, erst dann habe man ihn erschossen. Einige wollten erfahren haben, sie hätten auch noch eine Pistole bei ihm gefunden und mit der hätten sie ihn hingerichtet.

Alle anderen Horster sind lebend von diesem Treck heimgekehrt. Wir fuhren auf der Heimfahrt über Templin, warum weiß ich nicht mehr. Wir kamen aus Richtung Lychen, glaube ich. Am Marktplatz wurden wir aufgehalten. Templin war von den Russen besetzt. Wahrscheinlich im Rathaus hatten sie ihre Kommandantur errichtet. Es muss der 7. oder 8. Mai 1945 gewesen sein als wir dort ankamen. Zu diesem Zeitpunkt war der Krieg so gut wie zu Ende. Wir fuhren ja immer noch mit einem Traktor durch die Gegend. Erstaunlicherweise ließen die Russen uns bisher damit unbehelligt fahren. Als wir nun durch Templin fahren wollten, war mitten in der Stadt Schluss. Wir wurden angehalten und sofort von Soldaten umringt. Unser deutscher Traktor hatte wohl ihr Interesse geweckt. Voll ängstlicher Erwartung bangten wir nun, was kommen würde. Unser Fahrer musste absteigen und schon sprang einer von ihnen auf den Fahrersitz und fummelte am Schalthebel rum. Geistesgegenwärtig koppelte Herr Krömke schnell die Wagen ab, sonst wäre er noch damit losgefahren. Mir laut krachendem Getriebe, legte er einen Gang ein. Der Traktor machte einen Satz nach vorn und er brummte ab. Erst drehte er auf dem Marktplatz, ein paar Runden, dann war er in einer der Straßen verschwunden. Es dauerte eine Weile, aber er erschien wieder auf dem Platz. Die ganze Meute der Soldaten lief johlend auf ihn zu und stand nun diskutierend um das Gefährt herum. Wir ahnten es. Als Krömke Mut fand und hinging, um den Traktor zu holen, fuchtelten sie abwinkend mit den Händen „Nitschewo“. Es bedeutet so viel wie „nein“. „*So etwas müssen wir erleben*“, weinten die Frauen. Wie sollten wir denn mit unseren zwei großen und schweren Wagen nach Hause kommen? Nun waren wir nur noch etwas über 30 km von zu Hause weg und dann dieses Unglück. Ein paar Templiner hatten dieses Drama mitverfolgt. Sie rieten den Frauen im Rathaus beim Kommandanten vorzusprechen. „*Wenn ihr den bittet und weint, vielleicht ist er ja auch kein Unmensch.*“ Die Frauen gingen hin und wurden auch vorgelassen. Aber wegen des Traktors ließ er sich einfach nicht erweichen.

Der war beschlagnahmt und damit basta. Der wird benötigt hier für die Stadt. Die Frauen waren verzweifelt und sagten ihm, er möge doch schon um der kleinen Kinder willen den Traktor fahren lassen. „Sollen wir nun hier mit den armen kleinen Bälgern auf dem Wagen in dieser Stadt hängen bleiben?“ fragte ihn meine Mutter. Er war etwas gerührt, sagte „Karascho – gut. Traktor nix aber ich gebe Befehl, zwei Pferde sollen beschafft werden“. Mutter wollte noch einwenden, dass zwei Pferde es nicht schaffen würden, die großen Wagen zu ziehen. Aber nein, er blieb dabei, zwei Pferde, mehr nicht. Er erteilte einigen Soldaten Befehle. Die Frauen sollten zu den Wagen gehen und warten.

Nun will ich abschweifen und erzählen, wie das nun mit der kleinen Damenpistole ausging, die wir Jungen, eigentlich ja der Horst Höft, noch immer bei uns hatten. Inmitten der vielen fremden Soldaten bekamen wir langsam Angst. Wir nutzen die Aufregung als die Sowjets den Traktor genommen und nun voll damit beschäftigt waren, um uns endlich von ihr zu trennen. Wir drei verdrückten uns in einer Seitenstraße und schauten, dass es ja auch niemand sah. Horst zog das Ding unter seiner Jacke hervor und steckte die kleine Pistole in eine Ritze zwischen zwei alten Häusern. Wer weiß, wer die mal gefunden hat? Wir waren sie endlich los und schlichen uns wieder zurück zu den anderen.

So, nun wieder zu unserem Treck. Wie die Sowjetsoldaten den Befehl ihres Kommandanten ausführten und für uns zwei Pferde als Ersatz für unseren Trecker herbeischaffen, konnten wir mit eigenen Augen sehen. So wie sie uns den Traktor ausspannten, so taten sie es jetzt mit zwei herankommenden Pferdegespannwagen, die mit je zwei Pferden bespannt waren. Sie nahmen den beiden je ein Pferd weg. Die mussten eben nur mit je einem Pferd weiterfahren und das auf die schnelle Art und Weise mit „dawei, dawei“. Wir hörten von Augenzeugen, dass die, denen sie die Pferde weggenommen hatten, keine Deutschen waren. Es sollen Polen gewesen sein, die sich die Tiere auch von irgendwo besorgt hatten, um nun endlich in die Heimat nach Polen reisen zu können. Die älteren Männer unseres Trecks hatten nun Sorgen. Sie mussten überlegen, wie unsere beiden Wagen, die keine lange Pferdedeichsel mehr hatten, weil sie doch für den Traktor mit einer kurzen Zugvorrichtung umgerüstet worden waren, fahrbereit gemacht werden sollten. Aber weil nun ja keine Deichseln vorhanden waren, konnten die Pferde den Wagen nicht bremsen und so mussten

die Wagen, besonders wenn es im hügeligen Gelände unserer Uckermark bergab ging, mit Bremsklötzen abgebremst werden. Dazu hatten sie sich ein ungefähr 5 cm dickes und 2 m langes Eisenrohr besorgt. Dazu musste der Bremser neben dem Wagen herlaufen. Wenn von vorn der Gespannführer laut rief: „*Der Wagen kommt zu doll ins Rollen!*“, musste der Bremser schnell die Eisenstange, die am Wagen angebracht war, nehmen und mit etwas Geschick hinten unterhalb des Wagenkastens zwischen die Speichen eines Hinterrades stecken, damit es still stand und mit seinem Eisenreifen auf der Fahrbahn schurrte. Die alten Männer mussten die Strecke von Templin bis Horst zu Fuß zurücklegen. Da beide Wagen nicht von zwei Pferden gezogen werden konnte, wurde ein Wagen soweit auf der Straße voran gefahren, so dass man ihn sehen konnte. Nun wurde der Wagen mit Bremsklötzen festgestellt. Die beiden Pferde wurden ausgespannt und die beiden Männer brachten die Pferde zu dem zurückgelassenen Wagen und spannten sie dort an. Nun fuhr man an dem stehengelassenen Wagen vorbei. Dieses Wechselspiel musste immer wiederholt werden. Auf diese Weise erreichten wir doch noch, auch ohne unseren Traktor, unser Ziel. Doch ohne die lästigen, furchtbaren Überfälle der wohl vom Siegestaumel besessenen Rotarmisten, konnten wir auch die letzte Wegstrecke nicht zurücklegen. Wir wählten, nachdem wir Templin verlassen hatten, die Strecke über Klosterwalde, Jakobshagen, Klaushagen, Boitzenburg, Berkholz und Gollmitz nach Horst. Im Bauerndorf Berkholz gab es noch mal eine große Aufregung. Es sollten die Pferde getränkt werden. Wir wollten uns auch etwas frisch machen und zum Essen sollte etwas bereitet werden als plötzlich Russen, scheinbar vom Wodka beseelt, auftauchten. Auch sie betrachteten die deutschen Frauen als Freiwild. Mutter hatte gerade einen emaillierten 5-Liter-Eimer in der Hand. Sie wollte von einer Pumpe auf einem Bauernhof Wasser holen, als einer von diesen angetrunkenen Kerlen auf dem Hof erschien und sich auch gleich an meiner Mutter vergehen wollte. Er drängte sie schon in eine dafür günstige Ecke des Hofes, als meine Mutter in ihrer erst panischen Angst sich dann aber aufraffte, den 5-Liter-Eimer nahm und ihn dem Mann an den Kopf schleuderte. Davon musste er glücklicherweise für eine Weile betäubt gewesen sein. So war sie ihm entkommen und hatte sich wohl sehr gut verstecken können bis wir sie dann riefen: „*Mama, Mama wo bist du? Kannst wieder kommen, die Russen sind weg!*“. Was wäre geworden? Der Soldat hat eine ganze Zeit wut-

entbrannt nach ihr gesucht. Hätte er sie gefunden, wäre sie mit ihren 34 Jahren wahrscheinlich ganz brutal vergewaltigt und noch erschossen worden. Tante Lenchen und auch die älteren Frauen haben sich auch rechtzeitig in Sicherheit bringen können. Alle waren nun froh und glücklich, dass es wieder mal gut gegangen war. Nach dieser Aufregung fuhren wir dann weiter durch Gollmitz. Im Dorf, an der Kreuzung nach Horst, sahen wir das zerschossene Haus von Bauer Richard Benz. Sonst war der Ort weiter nicht zerstört. Ein paar Gollmitzer sagten uns: *„Fahrt nur! Horst ist nicht zerstört. Es ist aber von den Russen besetzt, die hausen dort in dem schönen, großen Schloss des Rittergutes“*. Von der Apfelallee hinter Gollmitz konnten wir von Weitem schon die Turmspitze unseres Schlosses sehen. Wir fuhren nicht durch die alte Lindenallee, die nach Horst hineinführt. Wir fuhren schon von der Apfelallee den Feldweg an den Gleisen der Feldbahn entlang gleich zur Dorfmitte. So hatten wir 1 km gespart. Aber was wir nicht wussten war, dass die Russen dort in der Mitte des Dorfes gerade beim alten Kriegerdenkmal einen Schlagbaum und ein Postenhäuschen errichtet hatten. Wir kamen nun so an, dass wir genau links neben dem Schlagbaum im Russenviertel gelandet waren. Der Posten mit seiner MPI. kam sofort heraus, *„Stoi“* – Halt. Er kurbelte kräftig Alarm mit einer Handsirene. Es dauerte nicht lange und vom Schloss her kamen Soldaten und Offiziere bei uns an. Von der anderen Seite kamen, durch den Alarm neugierig geworden, erschienen einige von den ehemaligen Zivilgefangenen. Die wollten doch sehen, wer sich da von den Horstern schon wieder nach Hause traute. Einer der Offiziere sprach gut deutsch. Ihm wurde nun erklärt, dass wir Horster wären, die heimkehren möchten in ihre Wohnungen. Er machte uns klar, dass wir nicht dürften. Diese Dorfhälfte wäre von der Roten Armee belegt, man würde den Schlagbaum für uns öffnen, dann könnten wir in der anderen Dorfhälfte in freien Wohnungen eine Unterkunft suchen. Währenddessen waren die ehemaligen Zwangsarbeiter, die dort in der Nähe standen, zu uns heran gekommen. Als sie unsere Mutter mit uns sechs Kinder um sich herum stehen sah, sagte eine der Polinnen: *„Ach die liebe Frau Senske! Sind sie wieder alle gesund heimgekehrt, das ist aber schön.“* Sie wandte sich an den sowjetischen Offizier und erklärte ihm Folgendes: *„Der Mann von dieser Frau Senske war unser Vorarbeiter und auch Aufseher, der uns entgegen allen Anordnungen immer gut und menschlich behandelt hat.“* Der Offizier, der die Mischung aus Deutsch und Polnisch wohl ganz

gut verstanden hatte, sagte spontan, dass er uns für so viel Lob belohnen würde. Er zeigte zu dem großen Kuhstall, der in der von ihnen besetzten Dorfhälfte lag. *„Dort in dem Stall sind noch einige kleine Kälbchen, davon schenke ich dir eins,“* sagte er ganz großzügig. Mutter war ganz verwirrt. Sie hatte mit uns Kinder zu tun, nun auch noch ein Kälbchen. Aber der alte Krömke raunte ihr leise zu: *„Immer nehmen, das kriegen wir schon geschlachtet, dann gib 's was zu essen“*. Der Offizier hatte schon befohlen und nach zehn Minuten waren die Soldaten mit einem Kälbchen da. Dankbar wurde dieses Geschenk nun angenommen. Wir wurden für die Güte und Menschlichkeit unseres Vaters, der hier nicht dabei sein konnte, belohnt.

Der Schlagbaum wurde für unsere Wagen geöffnet, damit wir nacheinander mit unseren Habseligkeiten, nun auch noch mit einem Kälbchen, in die noch nicht belegten Wohnungen konnten. Wir, Mutter, Tante Lenchen und die sechs Kinder, nahmen uns die Wohnung, die eigentlich der Familie Stolp gehörte, aber die waren noch nicht zurückgekehrt. In unsere Wohnung konnten wir ja nicht, die hatten die Russen in Beschlag genommen.

Wo, wie und von wem das Kälbchen geschlachtet wurde, habe ich nicht mitbekommen. Ich erinnere mich nur, dass es einige Male gutes Essen gab, wo doch sonst Schmalhans Küchenmeister war.

Wir waren am 10. Mai 1945 wieder daheim. Die Polen erzählten unserer Mutter, dass sie auch nicht so begeistert von ihren Befreiern waren. Am Tag zuvor wurde hier in Horst eine große Siegesfeier über Hitlerdeutschland gefeiert. Wodka sei in Strömen geflossen, dann hätten die betrunkenen Befreier eines der polnischen Mädchen brutal vergewaltigt. Bei dieser wilden Sauferei und Schießerei sollen sich dann noch zwei Soldaten gegenseitig erschossen haben. Ich weiß, dass diese beiden etwas später von Horst aus auf den Prenzlauer Ehrenfriedhof im Stadtpark umgebettet wurden.

Uns wurde erzählt, dass einen Tag zuvor, am 8. Mai, ein blutjunger Mann in der Uniform der Waffen-SS wohl schwer verwundet, durstig und im Fieberwahn ins Dorf getaumelt war. Den haben die Russen nicht gefangen genommen oder ihn medizinisch versorgt. Nein, der wurde ganz einfach erschossen und ganz flach bei Bölkows im Garten verscharrt.

Nun waren wir von diesem Treck alle lebend wieder heimgekehrt. Im Dorf musste man nicht verhungern. Auf dem Lande war es schon besser in dieser Zeit als in einer Stadt. Wir Kinder hielten uns oft bei den Wachposten am Schlagbaum auf. Zu uns waren sie eigentlich nett. Einige Male

gaben sie uns einen Kanten von ihrem schwarzen Kommissbrot ab. „Kleb“ sagten sie zum Brot. Wir liefen dann damit freudig nach Hause. Wir Dorfbewohner wurden von der Truppe, die in unserer anderen Dorf-Hälfte lebte, nicht belästigt. Vielleicht war der Grund dafür, dass die Offiziere, von denen der eine gut deutsch sprach, zwei junge Horster Frauen gefunden hatten, die mit ihnen ein Verhältnis eingingen. Zum Andenken hatten dann beide ein Kind von den Russen als diese im Sommer abzogen. Alle wertvollen Gegenstände aus dem Schloss wurden auf große LKWs verladen. Als sie dann aufbrachen, gingen als Beute auch die gesamte Kuhherde des Gutes mit und alle Pferde, auf denen sie ja reiten konnten, um die Kuhherde zusammenzuhalten. Eine einzige Kuh war im Dorf verblieben, die hatte die alte Familie Wernovski irgendwie verstecken können.

Nun waren wir sie los. Aber, weg war auch die Sicherheit, die sie dem Dorf gegeben hatten. Nicht weit von Horst in Wilhelmshof lagen russische Kampftruppen, die noch nicht abgezogen waren. Von denen kamen einige querfeldein nach Horst. Diese Strolche betrachteten die Frauen und Mädchen als Freiwild. Im Garten vor dem Haus, in dem wir nun vorübergehend wohnten, musste ich als 11-Jähriger mit ansehen, wie die erst 15jährige Dorchen N. in den Kartoffelreihen niedergedrückt und entblößt wurde. Dann hat dieser Unmensch das weinende kleine Mädchlein mit brutaler Gewalt missbraucht. Unsere Mutter und Tante Lenchen konnten sich noch rechtzeitig auf den Dachboden retten. Dort lagen so flach auf dem Bauch bis wir riefen, dass die Russen weg seien. Andere Frauen konnten sich noch rechtzeitig auf dem Heuboden des Kuhstalls im Heu verstecken. Diese Aufregung gab es jetzt fast jeden Tag. Deshalb war es so, dass immer jemand Ausschau vom Schlossturm halten musste, um rechtzeitig zu warnen, wenn sich aus Richtung Wilhelmshof ein paar Russen übers Feld näherten. Nachts kamen sie Gott sei Dank nicht. Da hatten sie wohl Ausgangssperre. Hermann Zühlsdorf, der ehemalige Schweizer vom Gut, hatte das Sagen im Ort. Ob er selbst oder jemand anderes nach Prenzlau zum Stadtkommandanten der Roten Armee ging und Beschwerde vorbrachte, weiß ich nicht. Zwei Rotarmisten wurden zu unserer Bewachung nach Horst geschickt. Diese beiden kamen mit einer Pferdekutsche ins Dorf getraht. Sie hatten ein Gewehr mit einem abgeschnittenen Lauf dabei und ballerten beim Fahren zeitweilig in die Luft. Alle waren erst sehr erschrocken, aber sie gaben uns dann zu verstehen, dass sie es sind, die zu

unserem Schutz her beordert worden waren. Wir merkten sehr schnell, dass die zwei meistens angetrunken waren. Aber es hat geholfen. Die Russen aus Wilhelmshof belästigten uns nun nicht mehr.

Als nun wieder Ruhe eingekehrt war, machte Mutter sich langsam Gedanken, wie wir nun wieder in unsere Wohnung zurückkehren könnten. Wir Kinder gingen schon, um die von den Russen verlassene Dorfhälfte zu erkunden. Wir sahen uns überall um, im Schloss, in den Ställen, Speichern, Scheunen und den Maschinenhallen und auch in unserer alte Wohnung. Wir konnten über alles Bericht erstatten. Aber wie ich ja nun mal war und bin, ich hatte etwas entdeckt, was mich besonders faszinierte. In der Hofscheune lagen tausende von Büchern, teilweise bis 2 Meter hoch gestapelt. Wie wir später erfuhren, waren die bei Nacht und Nebel aus der Berliner Staatsbibliothek wegen der schweren Luftangriffe auf Berlin nach Horst ins Schloss verlagert worden. Als die Russen dann das Schloss in Beschlag nahmen, haben sie die Bücher eigentlich ohne großen Schaden in die große Hofscheune schräg gegenüber umgelagert. Ein riesig großer Schaden entstand erst, als keiner der Horster (einfache Landarbeiter) den Wert dieser Bücher erkannte.

Die Kinder des Dorfes spielten in der unverschlossenen Scheune mit den Büchern. Es waren viele in Leder gebundene, schöne Bildbände, Bücher in allen Größen, ganz dicke in Karton eingebundene Zeitungen wie z. B. „Deutscher Reichsanzeiger Preußischer Staatsanzeiger“, „Die Gartenlaube“ oder „Der Salon“. In allen waren schöne Geschichten, Gedichte, Romane und herrliche Abbildungen drin. Was geschah? Die Kinder rissen sich Bilder heraus, mit den Büchern wurde herumgeworfen, die Stapel durchwühlt. Erwachsene sagten: „*Nun haben wir genug Klopapier!*“ und nahmen dafür Bücher mit. Bevor diese wertvollen Bücher von jemandem entdeckt und dann abgeholt wurden, war der Schaden sehr groß. Ich hatte mir einige schöne Bildbände mit nach Hause mitgenommen. Die wurde ich wieder los, als der erste Neulehrer nach dem Krieg im Dorf eingesetzt wurde. Der war für die neue Zeit. Als erstes wollte er wissen, wer von uns bei sich zu Hause noch Bücher mit faschistischem oder militaristischem Inhalt hatte. Diese mussten sofort bei ihm abgeliefert werden. Er sagte noch, dass in der nächsten Zeit Hausdurchsuchungen stattfinden könnten. Als ich das zu Hause erzählte, musste ich meine so billig erworbenen schönen Bildbände, in denen unter anderem auch farbige Abbildungen

von der alten preußischen Armee mit ihren prächtigen Uniformen aller Waffengattungen waren, sofort abgeben.

Aber nun will ich sagen, wir sind dann wieder in unsere alte Wohnung zurückgezogen. Die Wohnung war total verdreckt. Gegenüber unserer Wohnung waren die großen Maschinenhallen des Gutes. Dort hatten die Russen gewiss ihre Fahrzeuge abgestellt und unsere Zimmer müssen denen als Werkstatt gedient haben. Alles war voller Öl. Tante Lene und Mutter konnten schrubben, um die Räume wieder bewohnbar zu machen. An Mobiliar konnten wir noch das wichtigste zusammenbringen. Ich mit meinen 11 Jahren ging ja auch schon alles erkunden. Über der Maschinenhalle war der große Kornspeicher. Da sah ich, dass dort noch Getreide lagerte. Es standen auch noch zugebundene Säcke dort. Als ich zufällig einen anfasste, um zu fühlen, was der Inhalt sein könnte, knirschte es so sonderbar. Also Körner waren es nicht, das war mir klar. Ich lief runter über die Straße in die Wohnung und berichtete von meiner Entdeckung. Als ich sagte, dass in dem einen Sack der Inhalt laut knirscht wenn man ihn zusammen drückt, meinte Mutter, dass das doch nur Kartoffelstärke sein könnte und dass man von so einem Sack voll viel Suppe kochen könnte. Mutter wäre wieder viel zu ängstlich gewesen. Ich aber überlegte, wie ich den schweren Sack allein die zwei Treppen runter transportieren und über die Straße nach Hause schaffen könnte. Ich sagte zu mir, dass der Sack dicht neben der Treppe stehen würde, ich ihn umkippen und Stufe für Stufe die zwei Treppen herunter rollen könnte. Wenn er erst einmal unten an der Tür liegen würde, müsste ich weiter überlegen. Das ging gut und kostete keine Anstrengung. Ich trat vor die Tür und schaute, ob die Luft rein war. Es muss ja nicht jeder sehen, was ich da für uns organisieren will. Nun kam mir noch ein ganz guter Einfall. Ich hatte zuvor das Untergestell von einem Kinderwagen neben dem Schmiedeschrott stehen sehen. Das holte ich mir jetzt. Es ging auch wunderbar. Ich kippte den Sack vorsichtig zwischen die vier Räder und rollte meine wertvolle Last über die Straße nach Hause. Mutter und Tante haben große Augen gemacht bei dem, was ich da ganz allein geschafft hatte. Sie haben sich wirklich gefreut. Suppen gekocht, die uns Kindern vortrefflich gemundet haben. Eine Suppe muss ich hier erwähnen. Wir holten uns Holunderbeeren, der Saft davon wurde mit dieser Kartoffelstärke angerührt und mit Zuckerrübenmelasse gesüßt und aufgekocht. Es war eine Delikatesse.

Ich will noch erzählen, dass wir Dorfkinder auf dem anderen großen Speicher auf dem Gutshof eine regelrechte Futterstelle für uns entdeckten. Dort waren auf einer ganzen Etage getrocknete Zuckerrübenschnitzel. Man hatte eine etwa 30 cm hohe Schicht Zuckerrübertrockenschnitzel aufgeschüttet. Darüber hatte man eine Schicht Zuckerrübenmelassesirup, ein Abfallprodukt aus der Zuckerfabrik, aufgebracht. Dieses immer im gleichen Wechsel, so etwa einen Meter hoch. Dieses war als Winterfutter für die Rinder des Gutes eingelagert worden. Leider waren die Rinder ja eine Beute der Russen geworden. Nun haben wir Kinder festgestellt, was den Kühen munden sollte, schmeckte auch uns. Wir kauten mit Genuss die Trockenschnitzel, nachdem wir eine Schicht eingetrockneten Zuckermelassesirup freigewühlt hatten. Die Brocken hiervon schmeckten wie Bonbon. Mit solchen Brocken, die ich meiner Mutter mitgenommen hatte, wurden die Suppen gesüßt.

Nun bin ich mit meinen Erinnerungen an diesen Treck, den ich als 11 jähriger Junge erleben musste, schon etwas darüber hinaus geschossen. Aber sagen will ich noch, dass mein Vater gleich Anfang 1946 ohne Verwundung aus sowjetischer Gefangenschaft entlassen worden war.



Brütendes Schwanenpaar auf dem Dorfteich von Kunow in der Uckermark, Ölbild von Paul Senske (Original farbig) (Schenkung Paul Senske, Prenzlau)

Das „Pädagogische Institut“ Lychen, März bis Oktober 1947 Erinnerungen eines Kursusteilnehmers

Werner Kieckbusch, Hamburg

Prof. Dr. sc. Dr. Werner Kieckbusch wurde 1928 in Wuppgarten bei Lychen geboren. Nach der Zeit als Luftwaffenhelfer, Soldat und Kriegsgefangenschaft war er ab 1947 „Neulehrer“ im Kreis Templin und legte 1952 seine erste und zweite Lehrerverprüfung ab. Seit 1954 war er als Fachlehrer für Geschichte und Geografie an der „Landesschule“ Templin (Oberschule) und ab 1955 am Institut für Lehrerbildung Templin tätig, wo er von 1958 bis 1988 als Direktor wirkte. In dieser Zeit absolvierte er ein Fernstudium an der Berliner Humboldt-Universität, das er 1971 mit der Promotion zum Dr. päd. beendete. 1980 folgten die Promotion zum Dr. sc. phil. an der Pädagogischen Hochschule Güstrow und die Ernennung zum Professor. Nachdem Kieckbusch 1993 in den beruflichen Ruhestand trat, beschäftigte er sich intensiver mit der Heimatgeschichte und speziell mit der Ausbildung von Neulehrern im Altkreis Templin in den Jahren zwischen 1945 bis 1952 sowie der Geschichte des Instituts für Lehrerbildung Templin.

Sehr alte und hohe Bäume regen uns oft zum Nachdenken über den Lauf der Geschichte und den Lauf unseres eigenen Lebens an. Man fragt sich, was dieser Baum wohl schon alles „gesehen“ und überstanden hat.

Im vorliegenden Fall war es allerdings ein seinerzeit noch relativ junger Baum, eine Kastanie auf dem Schulhof der ehemaligen Lychener Stadtschule. Dieser Baum erscheint sogar auf einem „amtlichen“ Siegel, gewissermaßen anstelle eines Hoheitszeichens, zu sehen auf dem Zeugnis über den erfolgreichen „Abschluss eines Lehrgangs zur Ausbildung von Lehrern für die Grundschule in der sowjetischen Besatzungszone Deutschlands“ am „Pädagogischen Institut in Lychen (Mark)“.

Wahrscheinlich werden sich nicht mehr viele Lychener daran erinnern, dass das Gebäude am Kirchplatz bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges die 8-klassige Stadtschule Lychens war. Und kaum jemand weiß noch, dass dort vor fast sieben Jahrzehnten einmal in einem achtmonatigen Lehrgang etwa 90 „Neulehrer“ ausgebildet wurden.

Angesichts der materiellen Zerstörungen, des Zusammenbruchs von Wirtschaft und staatlicher Ordnung verkündete die damalige Besatzungsmacht „Normalisazia“ zum Hauptanliegen allen Handelns, d. h. die möglichst schnelle Wiederherstellung eines „normalen“ Lebens in allen Bereichen. „Normalisazia“ bedeutete u. a. auch, dass ab 1. Oktober 1945 wieder alle Kinder zur Schule gehen sollten.

Dafür fehlten aber vor allem Lehrer! Viele Lehrer waren in Krieg gefallen, andere waren noch in russischer Kriegsgefangenschaft und manche hatten sich noch in den letzten Wochen des Krieges den Flüchtlingsströmen in die westlichen Gebiete Deutschlands angeschlossen. Daher wurden junge Männer und Frauen, die eine höhere Bildung als ehemalige Mittel- oder Handelsschüler besaßen oder auch wegen des Krieges vorzeitig ihre Oberschulbildung abbrechen mussten, aufgerufen, sich als Lehrer zur Verfügung zu stellen. So traten viele junge Menschen, zum Teil ohne jegliche Vorbereitung, zum Teil nach einem vierwöchigen Einführungskurs (für die Uckermark fand er in Eberswalde statt) als „Neulehrer“ zum ersten Mal vor Schüler. Zu diesem ersten „Aufgebot“ von Neulehrern gehörte z. B. auch die bekannte Heimatdichterin Erna Taege, die bis 1948 einzige Lehrerin und damit gleichzeitig Schulleiterin der einklassigen Dorfschule (alle acht Jahrgänge in einem Klassenraum) in ihrem Heimatdorf Bebersee war.

Ein nächster Schritt zur Überwindung des Lehrermangels war dann die Einrichtung von mehrmonatigen Neulehrerkursen für die Ausbildung von Lehrern. Ein solcher Kurs wurde für die Zeit von März bis Oktober 1947 in Lychen vorbereitet und schließlich auch durchgeführt. Für die Teilnahme an diesem 8-Monatskurs bewarben sich insgesamt etwa 90 Teilnehmer. Darunter befanden sich eine größere Anzahl ehemaliger Schüler der Oberschule Hohenlychen, die wegen der Einberufung zum Kriegsdienst oder auch wegen der Einstellung des Schulbetriebs 1945 ihre Ausbildung nicht abschließen konnten. Zu ihnen gehörte u. a. auch der Autor dieses Beitrages. Aber auch andere junge Lychnerinnen und Lychner sowie junge Frauen und Männer aus den umliegenden Dörfern, aus dem Kreis Tempelin und den Nachbarkreisen waren unter den Bewerbern.

Denkwürdig für den Autor war der Text seiner „Einberufung“ zum Lehrgang. Da es in damaligen Wohnort nur ein Telefon gab, wurde die Einladung auf diesem Wege übermittelt und an den Adressaten auf einem Zettel mit folgendem Wortlaut überreicht: „kursus begint 3. Merz. esnap und esbestek mit bringen.“

Am 3. März fanden sich dann im Gebäude der alten Stadtschule in Lychen 90 Kursteilnehmer ein, die in zwei Klassen (eine Klasse mit 40 und eine Klasse mit 50 Kursisten) eingeteilt wurden. Dabei gab es auch manches Wiedersehen mit ehemaligen Schulfreunden, mit Siegfried Nierenz aus Groß Dölln, mit Inge Leder (später verheiratete Marufke), Dieter Fock und Heinz Schönfeld aus Lychen sowie Ingeborg Benz aus Retzow, mit Heinz Huth aus Rutenberg und Siegfried Stabe, der es zu dieser Zeit bereits zum Ostzonen - Meister im Schwergewichtsboxen gebracht hatte. Die Aufzählung der Teilnehmer könnte fortgesetzt werden. Frau Inge Marufke, der hier für ihre Mitwirkung an diesem Beitrag gedankt werden soll, konnte aus ihren Aufzeichnungen allein 28 Teilnehmer des Kurses namentlich benennen.



Abb. 1: Gebäude der alten Lychener Stadtschule (Foto: Kaulich)

Der Leiter des Lehrgangs war der in Lychen aus seinem Wirken als Rektor der Stadtschule bekannte Gustav Metscher. Er hatte über viele Jahre als Rektor und auch als Heimatdichter die Stadtschule geleitet. Auch am Heimatkunde – Leseheft für Volksschulen hatte er mit fünf Beiträgen (ein Gedicht, vier Erzählungen) mitgearbeitet.



Abb. 2:
Gustav Metscher
(Foto: Kaulich)

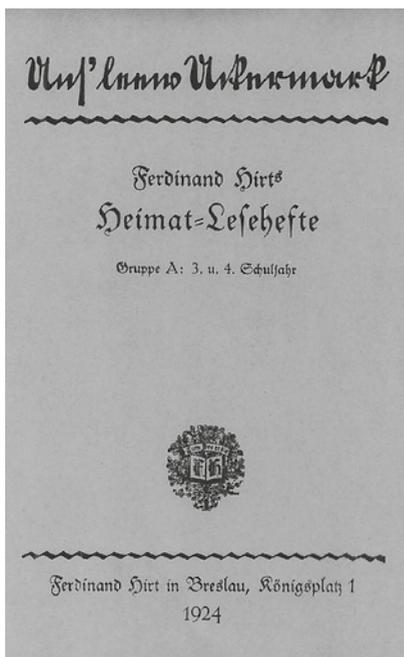


Abb. 3: In diesem Leseheft erschienen auch Beiträge von Gustav Metscher (Foto: Kaulich)

Es trug als Titel eine Zeile aus dem Refrain des plattdeutschen Heimatliedes der Uckermärker „Uns leev Uckermark“.

Gustav Metscher unterrichtete im Kursus die Fächer Pädagogik und Psychologie. Als begeisterter Anhänger der Reformpädagogik der 20-er Jahre des vergangenen Jahrhunderts lag ihm besonders die Entwicklung der Selbsttätigkeit der Schüler im Unterricht am Herzen.

Walter Reschke unterrichtete die Fächer Mathematik und Methodik des Mathematikunterrichtes. Als Lehrer und Schulleiter der Dorfschule in Annenwalde war er ein Schulmeister im besten Sinne und dazu ein scharfer und kritischer Denker!

Aus Groß Dölln kam die dortige Rektorin des Schulbezirks Eva Hoffmann. Sie war eine engagierte Deutschlehrerin und führte die Kursteilnehmer vor allem durch die deutsche Literaturgeschichte vom Nibelungenlied über die Minnesänger und Meistersinger bis zu Goethe, Schiller und Eichendorf. Wenn sie allerdings einen Kursisten aufforderte, ein Gedicht mit dem nötigen Ausdruck vorzutragen, konnte sie sich nur auf einen der männlichen Teilnehmer verlassen. Und so blieb es schließlich immer bei der Aufforderung: „Na, wie wär’s denn, Herr Giese?“

Für den Meistersang konnten die Kursteilnehmer sogar einen „Nachfahren“ in Lychen ausfindig machen, den Schuhmachermeister Herrmann Stolte. Die Stoltes waren bereits in der x-ten Generation Schuhmachermeister in Lychen und es gehörte zur Tradition, dass der älteste Sohn und Nachfolger auch auf den Namen Herrmann getauft wurde. Herrmann Stolte fühlte sich offenbar mit seinem Berufsgenossen und Vorgänger Hans Sachs, dem bekannten Vertreter des Meistersangs im Mittelalter verbunden und eiferte ihm mit folgenden Zeilen im Fenster seiner Werkstatt in der Fürstenberger Straße (kurz vor der ehemaligen Gärtnerei Ambellan) nach:

*„Bringst Du zum Schuster Deine Schuh,
bürst vorher ab den Kot von Pferd und Kuh.
Falls diese Mahnung helfen sollte,
macht gern Deine Schuhe Meister Stolte.“*

Als Geschichtslehrerin kam aus Zehdenick Frau Zulawski. Besonders die Römische Geschichte lehrte sie mit großem Engagement und hatte daher schnell in Anlehnung an einen Konsul des Alten Rom den Spitznamen „Licinia“ weg. Wenn sie stolz mit einer Schullandkarte vom Römischen Weltreich die Klasse betrat, die Karte wie eine Lanze auf den Boden auftrumpfte und dazu ihren entschlossenen Gesichtsausdruck aufsetzte, konnte man sie fast mit den Abbildungen von römischen Legionären in Geschichtsbüchern vergleichen.

Bruno Kietzmann, ebenfalls wie Rektor Metscher, ein „altgedienter“ Lehrer der Stadtschule Lychen, unterrichtete Biologie. Wenn er die Besonderheiten des Skeletts von Vögeln beschrieb und daraus ableitete, dass sie „stundenlang auf einem Ast sitzen und schlafen können, ohne dabei zu ermüden“, war natürlich „Bewegung im Saal“, obwohl die Kursisten natürlich begriffen, wie das gemeint war.

Russischunterricht durfte damals natürlich auch nicht fehlen. Den Unterricht erteilte Herr Josef Neumann. Der Einstieg in eine so völlig andersartige Fremdsprache fiel allen Kursteilnehmern, die evtl. an früheren Englisch - oder Französisch - Unterricht gewöhnt waren, naturgemäß schwer. Für das Fach Russisch gab es übrigens das einzige neue Lehrbuch. Die Lektion 1 begann mit dem Bild einer Seiltänzerin mit Balancierschirm auf dem Drahtseil eines Zirkus. Darunter stand die Bildunterschrift, die in Lautschrift etwa so auszusprechen war: „Po provovokje dama, idjot kak telegrama“ (Über den Draht geht die Dame wie ein Telegramm). Man kann sich vorstellen, dass es den Kursisten einige Schwierigkeiten bereitete, diesen Satz „unfallfrei“ und in richtiger Satzmelodie zu sprechen. Nicht selten versuchte Herr Neumann auch, Regeln der russischen Grammatik, z.B. die Konjugation von Verben, an Beispielen zu erklären, allerdings ohne Erfolg. Er begann sein „Beispiel“ darzulegen, hielt plötzlich inne, lachte kurz (hä, hä) und stellte dann fest: „Ist Ausnahmă“.



Abb. 4: Lehrer und Mitarbeiter des Neulehrerkurses: von links: Frau Springborn (Köchin), Bruno Kietzmann, Eva Hoffmann, in der Mitte Rektor Gustav Metscher; (die Dame neben ihm konnte nicht identifiziert werden), Frau Zulauski, eine Küchenhilfe, Walter Reschke (Foto: Marufke)

Bei allem Wissensdurst und allem Eifer kam also auch der Spaß beim Lernen nicht zu kurz. Die Teilnehmer des Lehrgangs hatten allen Grund, ihren Lehrern dankbar zu sein: Die Orientierung auf die Selbsttätigkeit der Schüler im Unterricht war für die angehenden Lehrer von prägender Bedeutung. Die Begeisterung für das eigene Lehrfach war sicher für manchen der Kursteilnehmer bewusst oder unbewusst ein Motiv für die spätere Aufnahme eines Fernstudiums in den Fächern Mathematik; Deutsch oder Geschichte. Und nicht zuletzt konnte auch die Fähigkeit, über eigene Fehler oder Schwächen zu lachen, zukünftige Lehrer nur sympathisch machen.

Die materiellen Bedingungen für die Teilnehmer des Neulehrerlehrgangs entsprachen der allgemeinen Notlage der Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges. Sie sind für die meisten heute lebenden Bürger Lychens sicher schwer nachvollziehbar. Horst Parlow, einer der Teilnehmer des Kurses kam aus Fürstenwerder und beschrieb die Situation so: „In der großen gelben Schule neben der Kirche gab es Anfangs außer der Küche, dem Speiseraum und den zwei Klassenräumen große Schlafräume, in denen wir – ehemalige Soldaten, Oberschüler und Berufslose – in eisernen Doppelstockbetten schliefen. Da das keinem gefiel, versuchten wir so schnell wie möglich, in der Stadt Zimmer zu mieten. Folglich wurden die Schlafräume leer und die Lychener erhielten zahlende Mieter“. Horst Parlow konnte sich auch daran erinnern, dass die Kursisten monatlich 120 Mark (M.) Stipendium erhielten. Das entsprach – soweit die Erinnerung nicht trügt – etwa dem „Schwarzmarktwert“ von 12 Zigaretten oder nicht mal einem halben Pfund (250 g) Butter. Über die Verpflegung der Kursteilnehmer – soweit sie nicht in Lychen oder in der näheren Umgebung wohnten – schreibt Horst Parlow: „Die Verpflegung war kostenlos und oft erbärmlich. Deshalb brachten wir viel von Zuhause mit. Ich erinnere mich auch an eine gelbe Suppe, die angeblich von Kastanienmehl gekocht wurde und bitter schmeckte. Im Wald sammelten wir für die Küche Pilze und pflückten Blaubeeren. Der sowjetische Kulturoffizier, Leutnant Barsky (W. K.: In jeder sowjetischen Kreiskommandantur gab es einen für Bereich der Kultur verantwortlichen Offizier), der uns manchmal besuchte, brachte stets Lebensmittel mit.“

Der Autor dieses Beitrages erinnert sich auch an einen Einsatz des gesamten Lehrgangs zum Rübenverziehen (Futterrüben) auf einem Feld an der Chaussee zwischen Lychen und Beenz. Die verzogenen Rübenpflanzen

wurden noch am selben Tag als Spinatersatz für das Mittagessen verwendet. Gerade wegen dieser heute kaum vorstellbaren Notlage muss man die in der Küche tätigen Frauen bewundern, die trotz allem irgendwie ein Mittagessen „auf den Tisch brachten“. Leider konnte namentlich nur eine Frau, Else Springborn, verheiratete Nieder benannt werden.

Obwohl durch das volle Lehrprogramm wenig Freizeit blieb und die materielle Situation nicht gerade besonders anregend wirkte, wurden von den Kursisten die wenigen Möglichkeiten kultureller Betätigung und Entspannung genutzt. Auch darüber äußert sich Horst Parlow, dass es ihm gelang, einen Chor aufzubauen, der am 1. Mai 1947 auftrat und großen Eindruck machte. Auch Tanzveranstaltungen im damaligen Cafe und Restaurant von Konrad Holst („Schwarzer Adler“), wurden gern besucht. Dort gab es für Geld oder Zigaretten „Alkolat“ (ein schwach alkoholähnliches Getränk). Der Chor der Kursisten bedankte sich zum Abschluss des Lehrganges übrigens mit einem Ständchen beim Rektor Metscher mit dessen Lieblingslied „Hab oft im Kreise der Lieben im duftigen Grase geruht“.

Eine weitere kulturelle Abwechslung boten damals die ersten anlaufenden Kinoveranstaltungen im Kino von Karl Leder (heute „Altes Kino“).



Abb. 5: Das Hotel und Restaurant von Konrad Holst (Foto: Kaulich)

Vor allem wurden zunächst russische Filme mit deutschen Untertiteln gezeigt. Auch der erste deutsche Nachkriegsfilm, die legendäre DEFA-Produktion des Regisseurs Wolfgang Staudte „Die Mörder sind unter uns“, lief in dieser Zeit mit ihren vielen Problemen, die die Bevölkerung erregten: Stromabschaltungen in den „Spitzenzeiten“, also in den Abendstunden, Einbrüche und Überfälle in den Nachtstunden. Und manches dieser Probleme wurde der Besatzungsmacht angelastet. Das spiegelte sich – gewollt oder ungewollt – auch in den Filmankündigungen von Karl Leder, dem Inhaber des Kinos wider. So lautete die – mit Kreide auf der Tafel vor dem Kino formulierte Ankündigung des russischen Films „Sei mir gegrüßt Moskau“ so: *„Sei mir gegrüßt Moskau. Wenn Strom ist“*.

Die Ankündigung des Filmes „Die Mörder sind unter uns“ las sich bei Karl Leder so: „Die Mörder sind unter uns. Jeden Abend um halb acht.“ Und so waren sowohl die Lychener als auch die Lehrgangsteilnehmer nicht nur gespannt auf den nächsten Film, sondern auch auf seine Ankündigung durch Herrn Leder. Man muss ihm zugestehen, er hatte wirklich einen subtilen, hintergründigen Humor und rief durch seine Ankündigungen allgemeines Schmunzeln hervor.



Abb. 6: In der Mitte das Kino von Karl Leder (Foto: Kaulich)

Anfang Oktober 1947 fand denn der Neulehrerkurs mit den Abschlussprüfungen für die Lehrgangsteilnehmer sein Ende. Dazu wurde vom Volksbildungsministerium aus Potsdam eigens ein gewisser Licentiat Schlemmer als Vorsitzender der Prüfungskommission eingesetzt. (Licentiat = ein akademischer Grad, der von theologischen Fakultäten verliehen wird und etwa dem Diplom entspricht, abgekürzt „Lic“).

Allerdings gab es Schwierigkeiten mit der Anreise des Lic. Schlemmer und ohne ihn konnten die Prüfungen nicht beginnen. In Fürstenberg fand die Dienstfahrt des Prüfungskommissars zunächst einmal ein Ende, denn der Anschlusszug in Richtung Lychen – Templin fuhr erst mehrere Stunden später. Rektor Metscher wandte sich also an den einzigen motorisierten Kursisten, an Horst Franke aus Röddelin. Horst Franke war stolzer Eigentümer eines Motorrades undefinierbaren Typs, wahrscheinlich „Marke Eigenbau“, von den Kursteilnehmern nur „fahrbarer Gartenstuhl“ genannt. Er fuhr also nach Fürstenberg und machte auf dem Bahnhof sofort seinen prominenten Fahrgast aus. Wahrscheinlich hat er sich von den üblichen Klischeevorstellungen von preußischen Kanzleivorständen leiten lassen. Herr Lic. Schlemmer weigerte sich beim Anblick des für seinen Transport bestimmten Vehikels jedoch zunächst strikt, den Soziussitz zu besteigen. Schließlich siegte aber doch das Pflichtbewusstsein und so traf der Prüfungsvorsitzende rechtzeitig zum Prüfungsbeginn in Lychen ein.

Nach dem erfolgreichen Abschluss des Neulehrerkurses wurden die Teilnehmer in verschiedene Orte und Schulen des Landes Brandenburg eingewiesen. Manche jedoch schieden aus den verschiedensten Gründen bald wieder aus dem Schuldienst aus. Einige infolge wesentlicher Veränderungen in ihrer familiären Situation, andere aber auch, weil sich die Möglichkeit ergab, in ihrem ursprünglichen angestrebten Beruf zu arbeiten. Für die Mehrzahl war der Abschluss des Neulehrerkurses in Lychen der Beginn eines ganzen „Lehrerlebens“.

Oberstudienrat Dr. Siegfried Stabe leitete später als Direktor die Polytechnische Oberschule in Ringenwalde und danach die Polytechnische Oberschule in Groß Nemerow bei Neubrandenburg. Er wurde vor allem bekannt als Initiator der Ganztagschulen in der DDR. Studienrat Heinz Huth war langjähriger Direktor der Erweiterten Oberschule (EOS) in Rheinsberg. Dr. sc. Karl Tackmann aus Röddelin war in den 80-iger Jahren Direktor des Instituts für Leitung und Organisation des Volksbildungswe-

sens (ILO) in Potsdam. Hans-Gerth Latendorf war zunächst Lehrer an der Lychener Stadtschule und wurde später an die Pädagogische Hochschule nach Erfurt berufen. Horst Franke übte später die Funktion eines Direktors der Volkshochschule in Templin aus und war danach zeitweise Mitglied des Rates des Kreises Templin. Oberstudienrat Dr. Horst Parlow ging zunächst als Landschullehrer nach Arendsee im Kreis Prenzlau, wurde dann Direktor in einer Schule in Prenzlau und war viele Jahre Kreisschulrat in Templin und danach Stadtschulrat in Neubrandenburg. Siegfried Nierenz ging in sein Heimatdorf Groß Dölln zurück und wurde bald als Schulleiter dieser Schule einer der Nachfolger von Frau Eva Hoffmann, die ja aus Groß Dölln als Dozentin für das Fach Deutsch nach Lychen gekommen war.

Der Autor des Beitrages wurde als Lehrer an die Dorfschule in Vietmannsdorf geschickt. Dort wurde ihm in der wenig gegliederten Schule die Klasse des 1. und 2. Schuljahres anvertraut, die schönste Aufgabe, die einem Lehrer widerfahren kann.

Alle blieben sie im Laufe ihres Lehrer-Daseins dem Ziel treu, das sie sich mit dem Beginn des Neulehrerlehrgangs in Lychen 1947 gestellt hatten: Viel zu lernen, um gute Lehrer zu werden. Und so bewältigten sie den schweren Weg, der vor ihnen lag, die 1. und die 2. Lehrprüfung neben der täglichen Arbeit abzulegen. Viele schlossen noch ein oder mehrere Studien zum Erwerb der Fachlehrerqualifikation für die Mittel- bzw. Oberstufe an. Vielleicht ist es das wichtigste, was sie vom



Abb. 7: Absolventen des Neulehrerkurses im Lehrerkollegium der Lychener Schule 1948: vorne von links: Margot Silveschak, Inge Leder; hinten in der Mitte Hans-Gert Latendorf, rechts daneben die Schwester des Autors, Brigitta Kieckbusch, Neulehrerin seit 1. Oktober 1945 (Foto: Marufke)

Neulehrerkursus in Lychen 1947 mitgenommen haben: Lehren und selbstständig weiterzulernen, um nicht nur gute Lehrer zu sein, sondern es immer wieder aufs Neue zu werden. Aber, recht besehen, trifft das sicher auf jeden Fachmann in seinem Beruf zu.

Pädagogisches Institut in Lychen (Mark).

Schluß-Zeugnis

zum Lehrgang zur Ausbildung von Lehrern für die Grundschule
in der sowjetischen Besatzungszone Deutschlands
vom 1. März 1947 bis zum 31. Oktober 1947.

geboren am 1.8.1927 zu Berlin
hat am Lehrgang teilgenommen und die Abschlußprüfung mit dem Prädikat
Gut
bestanden.

Auf Grund der Leistungen während des Lehrgangs und der Ergebnisse der schriftlichen und mündlichen Prüfung wird dieses Zeugnis in den einzelnen Fächern erteilt:

a) Schriftliche Prüfung	Geschichte	<u>Gut</u>
Deutsch-Pädagogik <u>Gut</u>	Gegenwartskunde	<u>Gut</u>
Geschichte <u>Gut</u>	Erkunde	<u>Genügend</u>
b) Mündliche Prüfung:	Mathematik	<u>Genügend</u>
Päd. - Psychologie <u>Genügend</u>	Naturwissenschaft	<u>Gut</u>
Deutsch <u>Gut</u>	Russisch	<u>Gut</u>

den 14. Oktober 1947.

Die Prüfungskommission:

L. Holmann
Voritzender

M. Schen *Frankhe Exlammstein*
Steffmann



Abb. 8: Abschlusszeugnis des Pädagogischen Instituts Lychen (Quelle: Kersten)



Abb. 9: Die Kastanie auf dem Schulhof 2006 (Foto: Kaulich)

Übrigens: Der Baum auf dem ehemaligen Schulhof der alten Stadtschule Lychens am Kirchplatz steht immer noch. Inzwischen hat er einen mächtigen Stamm bekommen, der von einer Bank umgeben ist. Er hat manche Generationen Schüler gesehen. Einige haben nach sechs oder sieben Jahrzehnten als Rentner auf der Bank unter seinem Schatten gesessen. Und auch 90 angehende junge Lehrer hat das Siegel mit dem Baum auf dem Abschlusszeugnis zum Lehrgang für Neulehrer in Lychen an ihn erinnert. Inzwischen sind sie wie er in die Jahre gekommen: „Alt wie ein Baum“.

Quellennachweis

Der Autor dankt vor allem Frau Inge Marufke und Herrn Eberhard Kaulich, die bereitwillig Fotomaterial für den vorstehenden Beitrag zur Verfügung stellten:

- Abbildungen 1, 2, 3, 5, 6, 9: E. Kaulich
- Abbildungen 4, 7: I. Marufke
- Abbildung 8: J. Kersten

„Endlich etwas Vernünftiges machen“ – Die Neulehrerkurse 1948/1949 und 1949/1950 an der Landesschule Templin

Werner Kieckbusch, Hamburg

In seinen Erinnerungen an den Beginn der eigenen Lehrerlaufbahn schreibt Werner Schröter, von 1951 bis 1957 und 1959 bis 1987 Lehrer an der Schule in Boitzenburg: *„Der Wunsch, Lehrer zu werden, war bei mir während meiner Schulzeit wach geworden. Mit der Dauer des Krieges wuchs das Verlangen, endlich etwas Vernünftiges zu machen.“*

Die Mehrheit der jungen Frauen und Männer, die 1948/49 und 1949/50 an den einjährigen Neulehrerkursen an der damaligen Landesschule Templin teilnahmen, hatte ursprünglich allerdings nicht die Absicht, Lehrer zu werden. Aber den Wunsch, nach Krieg und Gefangenschaft, Zerstörung und Flucht aus der Heimat im Osten, nach zwangsweise abgebrochener Schulbildung und der Unmöglichkeit, in der damaligen Situation einen Ausbildungsplatz zu finden und einen Beruf zu erlernen „etwas Vernünftiges zu machen“, war sicher bei allen Teilnehmern an diesen Lehrgängen vorhanden. Er bezeichnet wohl am Treffendsten was sie bewog, Neulehrer zu werden.

Die Neulehrerkurse an der Landesschule waren nicht – wie gelegentlich dargestellt – der Beginn des Instituts für Lehrerbildung. Sie gehörten vielmehr zu den in den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg zwischen 1946 und 1951 in vielen Städten der damaligen Sowjetischen Besatzungszone (SBZ), der späteren DDR, eingerichteten mehrmonatigen Kursen zur Ausbildung von Neulehrern. Einen solchen Kurs hatte es 1947 bereits in Lychen gegeben.

Die Vorbereitung junger Frauen und Männer auf die Tätigkeit als Lehrer war nach dem Befehl Nr. 40 der Sowjetischen Militäradministration in Deutschland (SMAD) am 1. Oktober 1945 wieder mit dem Schulbetrieb zu beginnen, ein Gebot der Stunde und aus der Not geboren.

Als Folge des Zweiten Weltkrieges gab es in der damaligen sowjetischen Besatzungszone nur noch wenige ausgebildete Lehrer. Dieser „Entblö-

ßung“ der Schulen von den Lehrern stand eine im Vergleich zu den Vorkriegs- und Kriegsjahren enorm gewachsene Schülerzahl gegenüber.

Durch Flüchtlinge und Vertriebene aus den Ostgebieten – später verarmlosend „Umsiedler“ genannt – hatte sich die Bevölkerungszahl, besonders auch in den Dörfern, stark erhöht. Das betraf vor allem die Zahl der schulpflichtigen Kinder. Und dafür waren die Dorfschulen auch räumlich nicht eingerichtet. Hubert Hauptmeier, Lehrer von 1947 bis 1991 in Gerswalde, schildert die Lehrersituation im damaligen Schulbezirk („Rektorat“) Gerswalde, zu dem die Schulen Gerswalde, Groß Kölpin, Herrenstein, Mittenwalde, Blankensee, Haßleben, Buchholz, Pinnow, Potzlow, Bökenberg und Friedenfelde gehörten. Dort gab es 1947 insgesamt 24 Lehrer, davon waren vier „Altlehrer“ und 20 „Neulehrer“. Von den vier Altlehrern unterrichteten zwei in Gerswalde, einer in Blankensee und eine Lehrerin in Herrenstein. Alle anderen Lehrerstellen waren mit „Neulehrern“ besetzt.

Natürlich war die Durchführung der Neulehrerkurse in der damaligen Zeit für die gerade gebildeten deutschen Selbstverwaltungsorgane bzw. Landesregierungen eine große finanzielle und personelle Herausforderung und Belastung. Das umso mehr, als von den gerade eingesetzten Neuleh-



Abb. 1: Gruppenfoto des Lehrgangs 1949/50

ren viele aus unterschiedlichen Gründen wieder aus dem Schuldienst ausgeschieden. Für manche ergab sich mit dem allmählichen wirtschaftlichen Aufbau die Möglichkeit, doch noch eine Ausbildung oder eine Tätigkeit im ursprünglich gewünschten Beruf aufzunehmen. Andere mussten die Tätigkeit aus familiären Gründen aufgeben.

Dem Protokoll der Lehrerkonferenz der Schule in Lychen vom Oktober 1947 ist zu entnehmen, dass allein bis zu diesem Zeitpunkt im Land Brandenburg 522 Neulehrer den Schuldienst bereits wieder verlassen hatten. Und so findet sich dann auch wenige Monate später, im Protokoll vom März 1948 die Mitteilung, *„Allgemeine Grundschullehrgänge finden in Cottbus und Templin statt. Russischlehrgänge beginnen sofort in Frankfurt/Oder. Sie dauern 12 Monate. Es werden Stipendien für die Sprachkurse von 150 RM monatlich bewilligt, für die Grundschullehrgänge 75 RM. Alle Lehrkräfte möchten für den Lehrerberuf werben.“*

Für die Durchführung von Neulehrerkursen bot sich die damalige Landesschule Templin¹ als Oberschule mit Internat vor allem deshalb an, weil hier ein relativ großes Lehrerkollegium mit akademischer Qualifikation vorhanden war. Damit waren günstige Voraussetzungen für die Ausbildung der künftigen Neulehrer gegeben. So kam es dann zur Einrichtung der Neulehrerkurse an der Landesschule Templin: vom 12. April 1948 bis zum 9. April 1949 mit etwa 50 bis 60 Teilnehmern (darunter waren unter anderem Max Lobedan (Templin), Werner Schröter (Boitzenburg), Hans Waltrich (Lychen) und Rudi Kußmann (Templin) und vom 17. April 1949 bis zum 25. März 1950 mit etwa 40 Teilnehmern (darunter waren u. a. Hans-Joachim Gladis (Milmersdorf / Ahrensdorf), Jürgen Zuther (Lychen) und Olaf Lang sowie Annemarie Senf (Templin), später Heimerzieherin am Institut für Lehrerbildung Templin). Zu den Teilnehmern gehörte auch Georg Kammhoff, der anschließend Lehrer in Templin war. Bekannt wurde er auch durch sein Hobby, das Sammeln historischer Rundfunkgeräte. Die von ihm zusammengetragene beachtliche Ausstellung befindet sich heute im Mühlenmuseum Boitzenburg. Olaf Lang aus Lychen promovierte später an der Pädagogischen Hochschule Güstrow und blieb dort als Dozent.

¹ Ein sehr detaillierter und fundierter Text zu den Nachkriegsjahren – die Jahre von 1945 bis 1955 sind auf den Seiten 174–464 (einschließlich aller Lehrernamen, besonderer politischer Ereignisse usw.) sehr ausführlich beschrieben, findet sich bei: Wegener, Heinz: Das Joachimsthalsche Gymnasium – die Landesschule Templin. Ein Berlin-Brandenburgisches Gymnasium im Mahlstrom der deutschen Geschichte 1607–2007. Berlin 2007. (Anmerkung der Redaktion).

Beide Kurse dauerten also 12 Monate und waren damit schon vier Monate länger als der Neulehrerkurs 1947 in Lychen. Rückblickend wird von den Lehrgangsteilnehmern die Qualität der Ausbildung durch die Lehrer der damaligen Landesschule als sehr hoch eingeschätzt. Dabei werden übereinstimmend der Direktor Artur Scharmentke als Deutschlehrer, Dr. Ernst Schmehl und Frau Dora Ehlend als Physik- und Mathematiklehrer, Herr Hartmut Wolter als Chemielehrer und Herr Gribnitz als Biologielehrer genannt. Hervorgehoben wird auch die Ausbildung in Psychologie durch den damaligen Kreisschulrat Dr. Kurt Hildebrand. Im Lehrgang von 1949/50 kam dann noch der Templiner „Altlehrer“ Hans Kolberg als Unterrichtender hinzu. In seinen persönlichen Erinnerungen schreibt der Oberlehrer Hans Waltrich: *„Da die Lehrkräfte des Joachimsthalschen Gymnasiums den Unterricht erteilten, Psychologie sogar der Schulrat Dr. Hildebrand, war die Ausbildung hervorragend.“*

Auch Werner Schröter schätzt die Ausbildung sehr hoch ein und hebt besonders den Deutschunterricht des Direktors Artur Scharmentke hervor: *„Die Lehrer der Landesschule, die auch den Unterricht bei den Teilnehmern der Neulehrergänge durchführten, halfen uns engagiert, halb Vergessenes aufzufrischen und durch Neues unseren Horizont zu erweitern. Ich persönlich nahm aus dem Deutschunterricht von Herrn Scharmentke etliche bleibende Anregungen mit. Im Goethejahr 1949 war er als Kenner und Verehrer des Dichters angeregt, Gedanken des Dichters darzulegen. Doch auch andere Dichter wurden behandelt, die in unserer Schulzeit immer zu kurz gekommen waren.“*

Auch die intensive theoretische und praktische Befähigung für die Gestaltung des Unterrichts wird als Kennzeichen der Ausbildung genannt. Hans-Joachim Gladis, der später als Direktor des Pädagogischen Kreiskabinetts und danach von 1968 bis 1978 als Direktor der Polytechnischen Oberschule Milmersdorf selbst in der pädagogischen Weiterbildung der Lehrer wirkte, schreibt dazu: *„Ewig in Erinnerung bleibt mir das unterrichtspraktische Kennenlernen der Klassensituation: Morgens um 06.30 Uhr marschierten fünf Studenten und ich nach Klosterwalde an die dortige Schule. Der freundliche Lehrer empfing uns und brachte uns in den Klassenraum. Die erste Stunde begann mit Kopfrechnen. Die Kinder waren dermaßen getrimmt, dass sie die gestellten Aufgaben – Multiplikation und Division – in superschneller Zeit lösten. Von uns kam keiner mit. Wir zuckten gegenseitig nur mit den Achseln.“*



*Abb. 2: Oberlehrer Hans-Joachim Gladis
als Direktor der Oberschule Milmersdorf*

Die Erinnerung an die Neulehrerzeit 1948/49 und 1949/50 darf die Besinnung auf die damalige politische Situation nicht außer acht lassen. Deutschland befand sich im unmittelbaren Spannungsfeld der Auseinandersetzungen zwischen den großen Weltmächten, zwischen „Ost“ und „West“. Das wirkte sich in unterschiedlicher Weise auf das tägliche Leben bis in jede Kommune und in jede Institution aus.

Der Lehrgang 1948/49 fand gerade im Jahr vor der Gründung der BRD (Mai 1949) und der DDR (Oktober 1949) statt. Der Lehrgang 1949/50 stand im Zeichen des einjährigen Bestehens beider Staaten auf deutschem Boden. So wurde auch von den Kursteilnehmern erwartet, dass sie sich als zukünftige Lehrer am gesellschaftlichen Leben beteiligten und politisch Position bezogen. Nacheinander traten Vertreter der damals bereits zugelassenen Parteien (SED, CDU, LDPD und NPDP) vor Kursschülern auf und stellten die politischen Ziele ihrer Parteien vor. Sicher war damit auch die Absicht verbunden, Mitglieder für die jeweiligen Parteien zu gewinnen. Wie weit sie damit Erfolg hatten, ist nicht bekannt. Nach den Erfahrungen, die die Kursteilnehmer mit dem NS-Regime gemacht hatten, standen sie den Bemühungen, sie für politische Fragen zu interessieren, jedoch durchaus positiv gegenüber.

In jüngster Zeit wurde in manchen Reden und in Artikeln in den Medien kritisch darauf eingegangen, dass Teilnehmer des Neulehrerkurses 1948/49 das Denkmal des Kurfürsten Joachim Friedrich, des Begründers des Joachimsthalschen Gymnasiums, über Nacht vom Sockel gestürzt hätten und dass das Denkmal später nicht auffindbar war. Allerdings erschöpft sich in der Kritik an dieser Aktion auch die Erwähnung der beiden Kurse an der Landesschule Templin.

Die historische Erfahrung zeigt allerdings, dass Zeiten gesellschaftlicher Umbrüche nicht immer ein günstiges Klima für sachliche und differen-

zierte Wertungen gesellschaftlicher Prozesse und Ereignisse bieten. Allzu oft tritt an die Stelle der historisch korrekten Einschätzung die emotionale Schuldzuweisung und Verurteilung. Wahrscheinlich war das auch beim hier genannten „Denkmalsturz“ so. Dabei ist zu bedenken, dass vor allem die männlichen Kursteilnehmer fast ausnahmslos als Soldaten die Schrecken des Zweiten Weltkrieges und der Kriegsgefangenschaft erlebt hatten und die Erinnerung daran noch frisch war. Und gerade die hatten noch Durchhalteparolen der NS-Propagandisten im Ohr, die sich gern auf die brandenburgisch-preußische Geschichte und ihre Fürsten und Könige beriefen. Aus dieser Sicht ist der Sturz zwar nicht zu rechtfertigen, vielleicht aber auch aus anderer Sicht zu verstehen.

Zum Glück scheint es aber so, dass die Geschichte auf längere Sicht sich selbst korrigiert. Wenn der Pulverdampf ideologischer Schlachten – in diesem Falle wohl eher nur eines Scharmützels – verfliegen ist, wird die Sicht wieder klar und frei für sachliche, differenzierte und gerechte Einschätzungen. Schon zwei bis drei Jahrzehnte später hätte der Sturz Joachim-Friedrichs wahrscheinlich nicht stattgefunden.

Sicher ist es heute angebracht, die Geschichte der Neulehrerkurse an der Landesschule Templin nicht auf einen unnötigen Denkmalsturz zu reduzieren. So erinnert sich z. B. Rudi Kußmann daran, dass die Kursteilnehmer notwendigerweise an der Beseitigung der Trümmer teilnahmen, die der Zweite Weltkrieg in Templin hinterlassen hatte. So bargen sie aus den Trümmern am Vorstadtbahnhof (heute Templin Stadt) Ziegelsteine und putzten sie ab, um sie für den Wiederaufbau nutzen zu können. Und auch daran, dass sie beim Entladen von Ziegelsteinen mit anpackten, die für den Bau von Neubauernhäusern dringend gebraucht wurden. Schließlich galt es, den Flüchtlingen und Vertriebenen aus den Gebieten östlich der Oder in ihrer neuen Heimat auch ein Zuhause zu schaffen. Gerechterweise sollte das nicht unerwähnt bleiben. Die Ziegelsteine wurden mit Frachtkähnen von den Zehdenicker Ziegeleien bis nach Hindenburg und bis in den Templiner Kanal gebracht.

Es würde den vorgesehenen Umfang dieses Beitrags überschreiten, ausführlich auf die in jenen Jahren herrschenden schwierigen Bedingungen einzugehen, unter denen die beiden Kurse durchgeführt wurden. Zwar waren Unterkunft und Verpflegung für die Kursteilnehmer frei, doch statt der angekündigten Stipendien von 75 RM monatlich gab es 25 bis höchst-

tens 50 RM. Und Lebensmittel waren knapp. Daher war, wie Werner Schröter schreibt, „Schmalhans Küchenmeister“.

Stattdessen gab es die immer wieder erwähnte Kastanienmehlsuppe. Zum Glück gewinnen die Menschen, und besonders junge Menschen, widrigen Umständen und Notlagen oft auch eine komische Seite ab und bewältigen sie mit einer guten Portion Humor. Zum Bergfest des Lehrgangs 1948/49 kommentierten die Kursisten ihre Verpflegung daher mit einem Lied, gesungen nach der Melodie „Die Leineweber haben eine saubere Zunft“, in dem es in einer Doppelzeile hieß: *„Bei uns kommt jeder Gebildete an, wenn er nur Kastaniensuppe essen kann“*.

Unter diesen Umständen entstanden, vor allem auf Initiative der „Mädchen“, sogenannte Essgemeinschaften. Den Kern bildeten Kursteilnehmer, die aufgrund ihrer bäuerlichen Herkunft oder Beziehungen zusätzliche Lebensmittel beisteuern konnten. Werner Schröter schreibt, dass sich bei den Mädchen wohl der mütterliche Betreuungsinstinkt bemerkbar machte. Er räumt jedoch ein, dass die Einladung der „Jungen“ zu diesen Essgemeinschaften wahrscheinlich nicht nur darauf zurückzuführen war und nicht nur humane Gründe im Spiel waren. Um sich nicht nur als Nutznießer und Nassauer zu fühlen, beruhigten sich die männlichen Kursteilnehmer mit der Formulierung eines zweckmäßigen „Moralgesetzes“, das da lautete: *„§ 1: Du sollst Gutes tun. § 2: Du sollst andere Leute nicht daran hindern, Gutes zu tun“*. Deutlich wird: Trotz aller Schwierigkeiten meisterten die jungen Lehrgangsteilnehmer ihre Lage mit viel Witz und Humor.

Die Neulehrerkurse an der Landesschule Templin sind ein Beispiel für die Heranbildung einer ganzen Lehrergeneration unter schwierigsten Bedingungen und in relativ kurzer Zeit. Die in diesen Jahren ausgebildeten „Neulehrer“ bestimmten mit ihrer Einsatzbereitschaft und mit ihrem Streben nach Vervollkommnung ihres Wissens und Könnens in den folgenden Jahren weitgehend das Gesicht der Schule.

Möglich war das durch den selbstlosen Einsatz der „Altlehrer“. Sie vermittelten ihren zukünftigen Kollegen bereitwillig ihr Wissen und ihre pädagogischen Erfahrungen und waren ihnen dabei gleichzeitig Vorbild. Möglich war das vor allem auch durch den festen Willen der Kursteilnehmer, soviel wie nur möglich zu lernen, auch unter heute kaum vorstellbaren äußeren Verhältnissen.



Abb. 3: Abschlussklasse der Schule Boitzenburg 1951 mit Lehrern
(2. Reihe von unten, Mitte: Werner und Ilma Schröter)



Abb. 4: Oberlehrer Hans Waltrich (rechts außen) mit seiner Klasse 1952

ZEUGNIS

Herr/Frau WERNER SCHRÖTER

geb. am 30. Juni 1922 in Frankfurt/O.

hat den Lehrerausbildungskursus in Templin

vom 12. April 1948 bis 9. April 1949 besucht

und am 9. April 1949 die Abschlußprüfung

g u t bestanden.

Er/Sie erhält die Berechtigung als Schulamtsbewerber(in) tätig zu sein.
und in der Grundschule Fachunterricht in Biologie und Physik
zu erteilen.

Templin, den 9. April 1949

Der Prüfungsausschuß

Prüfungsleiter



[Handwritten signatures]
Görbuck
Wolter
Elsch
Dr. Schmidt

Abb. 5: Abschlusszeugnis des Lehrganges 1948/49



LANDESREGIERUNG BRANDENBURG
Ministerium für Volksbildung, Wissenschaft und Kunst

ZEUGNIS

Herr/Frau Hans-Joachim Gladis
geb. am 21.2.1930 in Berlin bestand die

ABSCHLUSSPRÜFUNG

des 12monatigen Ausbildungskurses für Grundschullehrer

in Templin Un. vom 27.4.1949 bis 25.3.1950

Fachrichtung: Grundschule

Gesamturteil: Genügend

Besondere Lehrbefähigung: -----

Er/Sie erhält die Berechtigung zur Anstellung als Schulamtsbewerber/in:
Templin, den 25. März 1950



DER PRÜFUNGS-AUSSCHUSS
Vertreter des Ministeriums als Vorsitzender

gl

als Direktor

Johannsen *Kuller*
als Dozenten
Schnell *Höfing* *And*

Abb. 6: Abschlusszeugnis des Lehrganges 1949/50

Wenn am Anfang dieses Beitrages Werner Schröter mit seiner Aussage zitiert wurde, „*wir wollten endlich etwas Vernünftiges tun*“, soll am Schluss die Erinnerung von Frau Ilse Waltrich an das Leben ihres Mannes stehen. Sie schrieb in einem Brief: „*Er war mit Leib und Seele Lehrer und hat in 45 Jahren drei Generationen von Kindern hier in Lychen unterrichtet.*“ Sie hat mit dieser Würdigung das ausgesprochen, was sicher auch für die anderen Absolventen der Neulehrerkurse an der damaligen Landschule Templin so formuliert werden kann.

Der Autor möchte an dieser Stelle Frau Ilse Waltrich danken, die bereitwillig die Lebenserinnerungen ihres Mannes zur Verfügung stellte. Der Dank des Autors gilt Herrn Werner Schröter, Herrn Studienrat Rudi Kußmann, Herrn Oberlehrer Hans-Joachim Gladis und Herrn Oberlehrer Max Lobedan. Ohne ihre Mitarbeit wäre es nach über sechs Jahrzehnten nicht möglich gewesen, an ein – wenn auch kurzes – Kapitel der Schulgeschichte Templins zu erinnern, ein Kapitel jedoch, das durch den Einsatz der Absolventen der Templiner Neulehrerkurse im Land Brandenburg nicht nur für Templin von Bedeutung war.

Bildnachweis

- Abb. 1: aus dem Besitz von J. Zuther
- Abb. 2: aus der Deutschen Lehrerzeitung Nr. 22/1974
- Abb. 3: aus dem Besitz von W. Schröter
- Abb. 4: aus dem Besitz von I. Waltrich
- Abb. 5 und 6: Kopien von W. Schröter und H.-J. Gladis

Der Volksaufstand des 17. Juni 1953 und die Ereignisse in der Uckermark

Jürgen Theil, Prenzlau

Der folgende Text wurde in leicht gekürzter Fassung vom Autor am 17. Juni 2013 im Rahmen einer von der Stadt Prenzlau und dem Geschichtsverein organisierten Gedenkveranstaltung im Kleinkunstsaal des Dominikanerklosters vorgetragen.

Sehr geehrte Damen und Herren, sehr geehrter Bürgermeister Herr Sommer, werte Gäste,

wir sind heute am 17. Juni 2013 hier zusammen gekommen, um an ein Ereignis zu erinnern, das auf den Tag genau 60 Jahre zurückliegt. Ein Ereignis aus der Zeit des Kalten Krieges und der Spaltung Deutschlands, das als erstes großes Aufbegehren gegen Unterdrückung, Verfolgung und Bevormundung in Osteuropa angesehen werden kann.

Während der 17. Juni in der Bundesrepublik Deutschland 36 Jahre lang als „*Tag der Einheit*“ begangen wurde, bezeichneten ihn die Machthaber in der DDR als „*konterrevolutionären und faschistischen Putschversuch*“, der vom Westen gesteuert wurde.

Die von der SED dominierte DDR ist zu Beginn der 1950er Jahre in eine schwere Krise geraten. Misswirtschaft und Disproportionen in der Industrie sowie die restriktiven Maßnahmen der Regierung, die im Zusammenhang mit der 2. Parteikonferenz der SED (1952) zum „planmäßiger Aufbau des Sozialismus“ führen sollten, brachten eine nachhaltige Verschlechterung der ohnehin schon mangelhaften Versorgungslage, zu der auch die hohen Reparationsforderungen der Sowjetunion beigetragen hatten. Die Unzufriedenheit der Bevölkerung wuchs durch die Einführung der Normerhöhungen um 10 Prozent schließlich zu einer gewaltigen Protestbewegung an, die sich zu einem machtvollen Volksaufstand ausweitete, dessen Auswirkungen auch in der Stadt Prenzlau spürbar waren. Diese Entwicklung konnte auch der von der Sowjetunion verordnete „*Neue Kurs*“, der einen langsameren Weg zum Sozialismus vorschrieb, nicht mehr aufhalten.

Von August 1952 bis Ende Januar 1953 kam es im Kreis Prenzlau zu politisch motivierten Gerichtsverfahren gegen Bürger aus allen Schichten. So wurde z. B. ein Bauer zu fünf Jahren Zuchthaus verurteilt und enteignet, weil er aus Krankheitsgründen das Soll nicht erfüllt hatte.¹ Ähnliche Fälle gab es auch in den anderen Altkreisen der Uckermark, wie das Beispiel des Bauern Richard Mohr aus Wichmannsdorf (Kreis Templin) belegt.² In Angermünde meinte ein SED-Genosse nach der 2. Parteikonferenz: *„Jetzt haben wir endlich die Diktatur des Proletariats. Wer jetzt nicht mitmacht, wird kurzerhand umgelegt. Auf den Tag habe ich schon lange gewartet.“*³ Immer mehr Werktätige flüchteten vor den ständig größer werdenden Repressalien in den Westen, wodurch sich die ohnehin schon prekäre Wirtschaftslage noch weiter verschlechterte. Und dennoch wurde in einem internen Wirtschaftsbericht der Stadt Prenzlau eingeschätzt: *„Zusammenfassend kann man sagen, dass die Steuermoral der Bevölkerung im Jahre 1952 gut war und die finanzielle Lage des Rates der Stadt gesichert und gesund ist.“*⁴

Unter den Flüchtenden des Jahres 1953 befand sich auch der damalige Leiter der Kreisdienststelle der Staatssicherheit in Prenzlau, Paul Rebenstock⁵, der kurz nach seiner Ergreifung hingerichtet wurde.

Auch der Chef des Stabes des KVP in Prenzlau sprach im April 1953 von einer großen Anzahl besonderer Vorkommnisse und zahlreicher unerlaubter Entfernungen von der Truppe.⁶

Am 3. Juni 1953 berichtete dann die Prenzlauer Lokalzeitung über zwei Schauprozesse gegen die „Wirtschaftsverbrecher Otto Meißner und Hermann Schuhmacher“. Der Gastwirt Meißner wurde zu sechs Jahren Zuchthaus und Vermögenseinziehung verurteilt, weil er u. a. 2.500 DM

¹ Rede von Prof. Dr. Richard Schröder anlässlich der Gedenkstunde des Deutschen Bundestages zum 56. Jahrestag des Volksaufstandes vom 17. Juni 1953. In: TABULARASA. Zeitung für Gesellschaft und Kultur. Ausgabe Nr. 42 (8/2009).

² Vgl.: Das geteilte Deutschland 1949–1961. Quellen zur Geschichte und Politik, zusammengestellt und herausgegeben von Jürgen Theil, Klett-Verlag 2007, 41.

³ Ilko-Sascha Kowalczyk, Armin Mitter, Stefan Wolle (Hrsg.): Der Tag X, 17. Juni 1953. Die „Innere Staatsgründung“ der DDR als Ergebnis der Krise 1952/54. Berlin 1996, 196.

⁴ Stadtarchiv Prenzlau, Akte Nr. 749/2.

⁵ Der Spiegel, 50/1997, S. 80–84. BStU, MfS GH 37/55. Schilling, Paulina und Bartelt, Carsten: Paul Rebenstock – „vom Stasimann zum Stalinismusopfer“, Schülerarbeiten zur Regionalgeschichte Heft 6, Prenzlau 2011.

⁶ Es handelte sich damals um insgesamt 27 Fälle, wo eine unerlaubte Entfernung von der Truppe vorlag. 1954 waren es insgesamt 466 unerlaubte Entfernungen von der Truppe und 51 Desertionen. Vgl. Dietrich, Torsten und Wenzke, Rüdiger: Die getarnte Armee. Geschichte der Kasernierten Volkspolizei der DDR 1952–1956, Berlin 2003, 466.

nach West-Berlin ausführte, um dort eine Kühlschranksreparatur zu bezahlen. „In seinem Keller stapelte er Unmengen leerer Flaschen, statt diese an die Wirtschaft zurückzuführen.“⁷ Der Gastwirt Schuhmacher wurde wegen „Spekulation“ zu einer Haftstrafe von viereinhalb Jahren und Vermögenseinziehung verurteilt. „Im Jahre 1950 kaufte er von einem Siedler 20 Ztr. Kartoffeln ohne Bezugsberechtigung, die er für sein Geschäft verarbeiten ließ. Seit dem Jahre 1952 kaufte nun Schuhmacher von der Fischwirtschaftsgenossenschaft Prenzlau Aal zu HO-Preisen, ohne jedoch mit der HO einen Provisionsvertrag abgeschlossen zu haben. Dieser wurde in der Gastwirtschaft verarbeitet und billiger verkauft als in den HO-Gaststätten.“⁸

Der Bäcker Hans-Georg Krage aus Nieden wurde verhaftet, weil er in Westberlin den Zündmagneten für sein Motorrad reparieren ließ. Das Urteil lautete ein Jahr und neun Monate Zuchthaus. Nach seiner Entlassung war auch er nach Westberlin geflüchtet, wo er am 17. Juni 1953 über das Radio vom Volksaufstand erfuhr.⁹



Abb. 1: SED-organisierter Trauermarsch für Stalin (Foto: Archiv UGV)

⁷ Freie Erde (Zeitung für den Bezirk Neubrandenburg) vom 3.6.1953. Vgl.: Das geteilte Deutschland 1949–1961. Quellen zur Geschichte und Politik, zusammengestellt und herausgegeben von Jürgen Theil, Klett-Verlag 2007, 54.

⁸ Ebenda.

⁹ Pömitz, Markus: REPARATUR IM WESTEN: DA GAB'S KNAST IM OSTEN. In: BZ vom 14.6.2003. Zitiert nach: <http://www.bundestiftung-aufarbeitung.de/datenbank-17-juni-1429.html?id=244028898>.

Wenn man derartige Fälle als Wirtschaftsdelikte ahndete und öffentlich darüber berichtete, kann man sich vorstellen, wie groß die Angst in breiten Teilen der Bevölkerung gewesen sein muss. Die Ablehnung der sowjetischen Besatzungsmacht, die durch hohe Reparationen und Willkürjustiz einen entscheidenden Anteil an der sich zuspitzenden Krise hatte, war groß.

Und dennoch versammelte sich am 9. März 1953 eine größere Menschenmenge auf dem mit Stalin-Bildern geschmückten Soldatenfriedhof am Ehrenmal im Stadtpark, um von dem wenige Tage zuvor verstorbenen Diktator Stalin Abschied zu nehmen.

Während bald darauf in Berlin und anderen Großstädten gegen die zuvor beschlossenen Normerhöhungen und die schlechte Versorgungslage gestreikt wurde, passierte in Prenzlau relativ wenig.¹⁰ Doch auch hier wurde am 17. Juni um 14 Uhr der Ausnahmezustand erklärt.¹¹ Auf den an den Litfassäulen befestigten Plakaten forderte man alle Bürger dazu auf, nach acht Uhr ihre Wohnungen nicht mehr zu verlassen.

Gebannt verfolgten diejenigen, die die Möglichkeit dazu hatten, die Geschehnisse über das Radio bzw. den Sender RIAS. Ein Augenzeuge, der damals in Prenzlau als Zimmererlehrling bei der Bau-Union Nordost tätig war, erinnert sich noch sehr gut an die Ereignisse dieser Tage. Er arbeitete auf einer größeren Wohnungsbaustelle der im Aufbau befindlichen bewaffneten Organe in Prenzlau im so genannten Millionenviertel in der Angermünder Straße zusammen mit etwa 100 Arbeitern, die überwiegend aus südlichen Bezirken der Republik stammten. Es sei über die Forderungen der Arbeiter nach mehr Lohn und die Rücknahme der Arbeitsnormerhöhung diskutiert worden. Um ihren Forderungen mehr Nachdruck zu verleihen, gab es auch Arbeitsniederlegungen. Bald darauf wurden Strohhallen angezündet. Schließlich wurde der Ausnahmezustand verkündet, dessen Einhaltung auch in Prenzlau durch die Sowjetarmee überwacht

¹⁰ Vgl. zu den Ereignissen des 17. Juni in Prenzlau: Christine Bruch, Benjamin Broßmann und Katja Berkholz: 17. Juni 1953 – Spuren in Prenzlau. In: Auf dem Weg der Erneuerung. Dialog in der PDS, Heft 10 Zweiter Teil, Brandenburg 2003 (auch als PDF unter www.pds-brandenburg.de/download/dialoghefte/dialog10_2.pdf). Streiks – Demonstrationen – Straßenkämpfe. Gedenkveranstaltung zum 17. Juni 1953 im Landtag Brandenburg am 17. Juni 2003. Schriften des Landtages Brandenburg (Heft 2/2003) – Veröffentlichung von zwei Preisträgerarbeiten vom Städtischen Gymnasium Prenzlau, die im Rahmen eines Landesschülerwettbewerbes entstanden. Weitere maschinenschriftliche Schülerarbeiten zu diesem Thema befinden sich im Stadtarchiv und im Archiv des Uckermärkischen Geschichtsvereins.

¹¹ Scheermann, Hans-Dieter: Der 17. Juni in Brandenburg. In: Dialog in der PDS Landesverband Brandenburg Heft 10, 2003, 36.



Abb. 2: Plakat zum Ausnahmezustand in Prenzlau (Foto: Ulrich Schmeichel)



Abb. 3: Prenzlauer Schaufensterwerbung aus den 1950er Jahren (Foto: Archiv UGVF)

wurde. Es war verboten, mit mehr als drei Personen in einer Gruppe zu stehen oder die Wohnung von 20.00 Uhr bis 6.00 Uhr zu verlassen. Das Ausgangsverbot wurde strengstens von fahrenden Patrouillen der sowjetischen Besatzungstruppe überwacht, die mit Panzerspähwagen und Maschinengewehren ausgerüstet waren. *„Jeder hatte Angst, geschlappt und bestraft zu werden“*, wie ein Zeitzeuge berichtet, der sich an diesem Abend nach 20.00 Uhr auf Schleichwegen durch die Prenzlauer Straßen kämpfte, um seine Wohnung in der Parkstraße (heutige Rosa-Luxemburg-Straße) zu erreichen.¹²

Am 27. Juni 1953 berichtete dann die Bezirksbehörde der Deutschen Volkspolizei Neubrandenburg, dass sich am 17. Juni, gegen 19 Uhr 40 Arbeiter im Kulturraum der Bau-Union Nordost versammelt hätten, um dort den Sender Rias zu hören. Als sich ein Abschnittsbevollmächtigter in den Kulturraum begab um das Radio einzuziehen, wurde er mit derben Worten und Androhung physischer Gewalt dazu aufgefordert, den Raum unverzüglich zu verlassen. Später wurde der Maurerbrigadier Alfred N. als Rädelsführer ermittelt und verhaftet.¹³

Ein Bauarbeiter aus Prenzlau forderte sogar, dass Grotewohl und Ulbricht sich die Brust waschen und sich zum Erschießen fertig machen sollten.¹⁴

Andere Bauarbeiter aus Prenzlau waren auf der Großbaustelle der Berliner Stalinallee eingesetzt. So auch der damals 17jährige A. R., der seine Maurerlehre bei der Bau-Union Nordost absolviert hatte und von 1953 bis 1954 als Maurer in Berlin arbeitete. Auf die Ereignisse von damals befragt schildert der Prenzlauer A. R. die Situation wie folgt:

„In meiner Brigade arbeiteten sechs Bauarbeiter, davon drei aus Prenzlau. Wir legten gemeinsam mit den anderen Bauarbeitern die Arbeit nieder und gingen durch die Friedrichstraße. Am Straßenrand waren sowjetische Panzer aufgefahren. Durch KVP- und Polizeieinheiten wurden wir von der Straße getrieben und verhaftet und zur S-Bahnstation (Zentralviehhof) gebracht, wo man uns zusammenpferchte, die Schnürsenkel und Gürtel abnahm und am nächsten Tag vernahm. Nachdem wir uns bereit erklärt hatten wieder an die

¹² Christine Bruch, Benjamin Broßmann und Katja Berkholz: 17. Juni 1953 – Spuren in Prenzlau. In: Auf dem Weg der Erneuerung. Dialog in der PDS, Heft 10 Zweiter Teil, Brandenburg 2003, 34f.

¹³ BStU, MfS, BV Nb, AU 77/53. <http://www.17juni53.de/karte/neubrand/bdvp.html>.

¹⁴ Meisner, Matthias: Die Stasi als Kritiker der SED. In: Der Tagesspiegel vom 03.06.2013 zitiert nach: <http://www.tagesspiegel.de/politik/17-juni-1953-die-stasi-als-kritiker-der-sed/8285652.html#kommentare>.

Das Kreisgericht

Prenzlau, den 18.6.1953

Geschäftsnummer:

Fernsprecher:

(Bei Eingaben stets anzuführen)

BStU
000004

Haftbefehl

Der Maurer  geb. am  1935 in
Weinhof, Krs. Trebnitz, wohnhaft in Prenzlau, 

ist zur Untersuchungshaft zu bringen.

Er wird beschuldigt, am 17.6.1953 abends um
19⁰⁰ Uhr im Kulturraum der Bau-Union-Nordost im Bei-
etwa 25= Arbeitskollegen und einen Angehörigen der
Volkspolizei provokatorische Äußerungen gegen unser
Regierung und unsere Volkspolizei in provozierender
Absicht gemacht zu haben.

Verbrechen nach Art. 6 der Verfassung der DDR.

Er ist dieser Straftat dringend verdächtig und Fluchtverdacht
ist begründet, da die Straftat mit einer Freiheits-
ziehung von mehr als zwei Jahren bedroht ist.

Gegen diesen Haftbefehl ist das Rechtsmittel der Beschwerde zulässig.

Best.-Nr. StP. 4 Haftbefehl (StP. 4) SPO Kreisgericht.

Vordruck-Leitverlag, Erfurt, Angez. 1/46

Zc 206 405/30 1 53 8

Abb. 4: Der Haftbefehl für Maurerbrigadier Alfred N.

*Arbeit zu gehen, wurden wir für drei Tage in Baracken am Alexanderplatz untergebracht, danach haben wir unsere Arbeit wieder aufgenommen.*¹⁵

Vom 18. Juni bis 12. August 1953 waren auch KVP-Bereitschaftskräfte¹⁶ aus Prenzlau in Berlin im Einsatz. Viele von ihnen standen angesichts der spürbaren Ablehnung ihres Einsatzes unter enormen Druck. So wurden allein aus den Reihen der Bereitschaft Prenzlau vier Suizidversuche gemeldet, wie aus internen Unterlagen der KVP hervorgeht.¹⁷ In den letzten Einsatztagen flüchteten mehrere KVP-Angehörige nach West-Berlin. Die Prenzlauer Volkspolizei-Bereitschaft berichtet von einer Gemeinschaftsflucht eines ganzen Kommandos am Potsdamer Platz, darunter waren 24 KVP-Mitglieder aus Prenzlau.¹⁸

In Brüssow wurde am 21. Juni 1953 ein 30jähriger Hochbauarbeiter verhaftet und zu einer eineinhalbjährigen Freiheitsstrafe verurteilt, weil er am 17. Juni an einer Arbeitsniederlegung auf der Großbaustelle in Groß Dölln¹⁹ beteiligt war und später in einer HO-Gaststätte in Brüssow einen Helfer der Volkspolizei provoziert habe. Weiterhin hätte er am 19.6.1953 versucht, „durch provokatorische Reden die Bevölkerung und die Arbeiter von Brüssow zum Streik aufzuwiegeln und hat sich damit Verbrechen nach Artikel 6 der Verfassung der Deutschen Demokratischen Republik schuldig gemacht.“²⁰

Im Zusammenhang mit den Arbeitsniederlegungen auf Baustelle Groß Dölln, wo gleich mehrere hundert Arbeiter²¹ streikten, gab es relativ viele Verurteilungen von Bauarbeitern und anderen Werkträgern, die sich mit den Streikenden in Berlin solidarisch erklärten und freie gesamtdeutsche Wahlen, eine Herabsetzung der Normen und bessere Lebensverhältnisse einforderten.²² Sehr auffällig ist in den Akten, dass sich die Beschuldigten sehr stark selbst belasteten, was Rückschlüsse auf die Verhörpraxis und die offensichtlich fingierte Protokollführung erlaubt. Wie sonst ist z. B. die

¹⁵ Interview mit dem noch heute in Prenzlau lebenden Zeitzeugen A. R. am 8. März 2013.

¹⁶ KVP – Kasernierte Volkspolizei.

¹⁷ Dietrich, Torsten: *Waffen gegen das Volk: Der 17. Juni 1953 in der DDR*. München 2003, 81.

¹⁸ Ebenda, 82.

¹⁹ Es handelte sich hierbei um eine Militärbaustelle zur Errichtung eines Rollfeldes für sowjetische Militärflugzeuge. Bei Groß Dölln wurde damals der größte sowjetische Militärflugplatz in der DDR errichtet.

²⁰ BStU, MfS, BV Nb, AU 70/53.

²¹ BStU, MfS, BV Nb, AU 75/53.

²² BStU, MfS, BV Nb, AU 76/53. BStU, MfS, BV Nb, AU 84/53.

folgende Antwort aus einem Vernehmungsprotokoll vom 8. Juli 1953 zu erklären:

„Ich habe die Hetzmeldungen und Verleumdungen weitergegeben, indem ich unter den Kollegen verbreitete: In Berlin ist die Volkspolizei aufmarschiert und schießt auf die Arbeiter, das in Berlin viele Betriebe streiken und an den Zonengrenzen die sowjetischen Panzer aufgefahren sind. (...)“²³

Bemerkenswerter Weise hat das Kreisgericht in Neustrelitz später einige Strafverfahren eingestellt und Haftbefehle aufgehoben. So auch den gegen einen 27jährigen Autolackierer, der zuvor am 18. Juni 1953 in Groß Dölln *„an einer Provokation führend teilgenommen“* hatte, indem er zum Streik aufrief.²⁴ Auch der ursprünglich als Rädelsführer festgenommene Schlosser Ludwig Jäger kam nach wenigen Tagen Untersuchungshaft wieder frei.²⁵

Der gemäß Artikel 6 der Verfassung zu zwei Jahren Haft verurteilte 22jährige Landarbeiter H. K. aus Eickstedt (Kreis Prenzlau) habe am 19. Juli 1953 die *„volksdemokratische Ordnung angegriffen“* indem er Folgendes äußerte:

„Die Volkspolizisten sind Banditen und zu faul zum Arbeiten. Der Vorsitzende der LPG ist ein Lump und Verbrecher. Die Regierung der DDR besteht aus Bonzen, die die Arbeiter unterdrücken und ausbeuten. Wenn ein zweiter 17.6.1953 sich wiederholen würde, so würde er selbst einen Bauernaufstand organisieren.“²⁶

In der Stellungnahme zur Schuldfrage hieß es später:

„Der Beschuldigte (...) wurde durch das Abhören der Radiohetzsendungen zum Gegner der Deutschen Demokratischen Republik. Er unterstützte die Anstrengungen der imperialistischen Kriegstreiber gegen das Lager der Demokratie und des Sozialismus einen Kampf zu führen, welcher in dem Ausbruch des III. Weltkrieges enden soll. Mit seinen Hetzreden versuchte er, die Bevölkerung und insbesondere die Bauern der landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften gegen unsere demokratische Staatsmacht aufzuwiegeln. Seine Hetzreden sollten das Vertrauen der Regierung der Deutschen Demokratischen Republik bei der Bevölkerung schmähern und den neuen Kurs, welchen unsere Regierung eingeschlagen hat, herabwürdigen. Er unterstützte die von amerikanischen Imperialisten in Deutschland am 17. Juni 1953 inszenierte Provokation, welche das Ziel verfolgte, unsere Regierung zu stürzen und die alten kapitalistischen

²³ BStU, MfS, BV Nb, AU 84/53.

²⁴ BStU, MfS, BV Nb, AU 75/53.

²⁵ BStU, MfS, BV Nb, AU 74/53.

²⁶ BStU, MfS, BV Nb, AU 93/53.

*Machtverhältnisse wieder herzustellen. Unsere Landbevölkerung und besonders unsere LPG-Bauern stehen im harten Kampf, um unserer Bevölkerung die Ernährung zu sichern. (...) Sie verlangen mit Recht von unserer Staatsmacht, dass sie ihre Arbeit in Ruhe und Frieden ausführen können, deshalb gehört allen Verbrechern, welche versuchen, ihre friedliche Arbeit zu stören, die verdiente Strafe durch unsere demokratische Justiz.*²⁷

Am 22. Juli 1953 wurde auch der 54jährige Maurer Paul Franz in Kuhz (Kreis Templin) verhaftet, weil er am 8. Juli in Boitzenburg Arbeiter seines Betriebes zum Sturz der Regierung aufgerufen hatte. Bei einer späteren Vernehmung erklärte er:

*„Soweit wie wir heute sind, hätte es niemals kommen dürfen. Warum hat die Regierung dem Sohn (befohlen) auf den Vater, dem Bruder auf den Bruder schießen zu lassen? Sie sieht doch, dass sie das Vertrauen des Volkes nicht mehr hat. Warum tritt die Regierung nicht zurück, warum werden die Beschuldigten nicht zur Rechenschaft gezogen? Sie ist doch überhaupt keine Volksregierung mehr, man hat sie uns doch aufgezwungen. Fort mit dieser Regierung! Wir fordern freie Wahlen, wo wir uns selber die Regierung wählen werden, die unsere Interessen vertritt. Die Regierung ist ein Werkzeug Russlands und hat sich als Steigbügelhalter Stalins hingegeben. (...) Wir brauchen keinen asiatischen Bolschewismus und keine aufgezwungene Freundschaft mit der Sowjetunion. (...)“*²⁸ Auf der Grundlage seiner eigenen Einlassungen wurde er später angeklagt *„die demokratische Ordnung und den Frieden des deutschen Volkes und der Welt gefährdet zu haben, indem er Boykottetze gegen demokratische Einrichtungen, Organisationen und führende Politiker betrieb, Völkerhass bekundete sowie damit Propaganda für den Nationalsozialismus betrieb und tendenziöse Gerüchte erfand und verbreitete.“* Nur wenige Wochen nach dem Prozess und der Verurteilung zu einer dreijährigen Freiheitsstrafe haben 108 mutige Bürger von Kuhz und Umgebung in einem Brief an die Staatsanwaltschaft vergeblich die Freilassung von Paul Franz gefordert. Auch das von der Ehefrau des Verurteilten im Frühjahr 1954 beim Staatspräsidenten gestellte Gnadengesuch wurde abgelehnt.²⁹

²⁷ Ebenda.

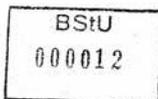
²⁸ BStU, MfS, BV Nb, AU 88/53.

²⁹ Vgl. Wilhelm, Frank: Widerstand in den Dörfern. In: Uckermark Kurier vom 13.6.2013, 2.

Abschrift

Das Kreisgericht
Geschäftsnummer:
2. As. 111/53
AR. 122/53

Prenzlau, den 21.7.1953



H a f t b e f e h l

Der Landarbeiter [REDACTED],
geb. am [REDACTED].1931 in Eickstedt,
wohnhaft in Eickstedt, Kreis Prenzlau

ist zur Untersuchungshaft zu bringen.

Er wird beschuldigt, am 19.7.1953 in Wollin die volksdemo-
kratische Ordnung angegriffen zu haben, indem er Boykotthetze
gegen demokratische Einrichtungen und Organisationen betrieb.

Verbrechen nach Artikel 6 der Verfassung.

Er ist dieser Straftat dringend verdächtig und da ein Ver-
brechen den Gegenstand der Untersuchung bildet, besteht
Fluchtgefahr und ist die Inhaftnahme begründet.

Gegen diesen Haftbefehl ist das Rechtsmittel der Beschwerde
zulässig.

[REDACTED]
Kreisgericht Prenzlau

gez. [REDACTED]

f.d.R.d.A.
Silu

Abb. 5: Der Haftbefehl für den 22jährigen Landarbeiter H. K. aus Eickstedt
(Kreis Prenzlau)

Ein ähnlicher Fall ist aus dem uckermärkischen Blumenhagen bei Strassburg überliefert, wo ein 40-jähriger Sattlermeister die Dorfbewohner aufforderte in einen Ablieferungsstreik zu treten und keine Milch mehr an die Sammelstelle zu liefern. Auch hier hatten sich zahlreiche Bürger und Vertreter von verschiedenen Parteien und Massenorganisationen vergeblich für die sofortige Freilassung des zu anderthalb Jahren Gefängnisstrafe verurteilten Sattlermeisters, der zugleich auch Vorsitzender der Nationalen Front im Dorf war, eingesetzt.³⁰

Bald nach dem Volksaufstand wandte sich auch der Prenzlauer Kreisverband der LDPD in einem Schreiben erfolglos an ihren stellvertretenden Parteivorsitzenden und Volkskammer-Präsidenten Johannes Dieckmann: *„Unsere Mitglieder sind sehr empört darüber, dass Schuhmacher gegen alles Recht und entgegen den Versprechungen der Regierung gefangen gehalten wird und verweigern die weitere Beitragszahlung. Auch ein Teil unserer Parteifunktionäre erklären, dass sie ihre Ämter in Partei und öffentlichen Verwaltungen zur Verfügung stellen werden, wenn Schumacher nicht in Kürze freigelassen wird.“*³¹

Etwa zeitgleich berichtete das Neue Deutschland, das Zentralorgan der SED, über Anwerbungsversuche des amerikanischen Geheimdienstes in Prenzlau, wo die HO-Angestellte Edeltraut Jahn angeblich als Agentin angeworben werden sollte. Dies passte natürlich ins Bild, denn der Volksaufstand in der DDR war aus SED-Sicht natürlich ein konterrevolutionärer und faschistischer Putschversuch, der von ausländischen Agenten gesteuert wurde.

Auf der Prenzlauer Kreisvorstandssitzung der NDPD wurde auf das Problem hingewiesen, dass die Blockparteien zu stark im Fahrwasser der SED fahren würden und bislang zu wenig Rückgrat gezeigt hätten.³²

Auch in den Folgejahren gab es noch weitere Verhaftungen in der Uckermark, die mit dem 17. Juni in Verbindung standen. So wurde im September 1954 in Schmachtenhagen (Kreis Prenzlau) der Maurer und Neubauer Josef Fröhlich festgenommen und verurteilt, weil er seit 1953 fortlaufend gegen die LPG sowie die Deutsche Demokratische Republik

³⁰ Ebenda.

³¹ Engler, Harald: Das „sozialistische“ Prenzlau in der SBZ und der DDR (1945 bis 1990). In: Geschichte der Stadt Prenzlau, Horb am Neckar 2009, 288. (Gestützt auf: LHS, 10.36-1, Nr. 4 Verschlussache. Übersicht über die Parteifreunde, Volksvertreter des BV Neubrandenburg in der Volkskammer, dem Bezirkstag, den Kreistagen und den Stadtverordnetenversammlungen und ihre Funktionen / vgl. Anm. 91, 335).

³² Ilko-Sascha Kowalczyk, Armin Mitter, Stefan Wolle (Hrsg.): Der Tag X 17. Juni 1953. Die „Innere Staatsgründung“ der DDR als Ergebnis der Krise 1952/54. Berlin 1996, 119.

und die Funktionäre der Partei gehetzt habe. So soll er u. a. am 17. Juni 1953 auf einer Parteiversammlung der LPG gesagt haben, dass Walter Ulbricht ein Verräter sei. *„Des Weiteren hetzte er, in Berlin rollen schon die Panzer, in kurzer Zeit ist der ganze Spuk vorbei und die Regierung und ihr werdet aufgehängt.“*³³ Das Urteil lautete schließlich: *„Der Angeklagte wird wegen Verbrechens gem. Art. 6 der Verfassung der DDR in Verbindung mit der Kontrollratsdirektive 38 Abschn. II Art. III A III zu einer Zuchthausstrafe von 2 – zwei – Jahren und 6 – sechs – Monaten verurteilt.“*³⁴



Abb. 6: Das Institut für Lehrerbildung in Templin (Foto: Archiv Jürgen Theil)

Erst 1958 wurde am Institut für Lehrerbildung Templin Fritz F. wegen angeblicher Boykottetze verhaftet. In den Vernehmungen wurden verschiedene Zeugen befragt, welche Äußerungen Fritz F. im Zusammenhang mit den Ereignissen des 17. Juni 1953 getätigt habe. Daraufhin gab ein Zeuge, der mit dem Beschuldigten 1953 das Krankenzimmer geteilt hatte, Folgendes aus dem Gedächtnis wieder:

„Ein neuer 17. Juni kommt bald und läuft anders aus, denn man ist schon wieder vom neuen Kurs abgekommen und geht im alten Trott weiter. Ein Glück, dass noch Westberlin da ist, das ist der Weg zur Freiheit, denn sonst wären wir ganz verloren. Wenn Westberlin nicht wäre, würden die Zuchthäuser

³³ BStU, MfS, BV Nb, AU 99/54.

³⁴ Ebenda.

*bei uns gar nicht ausreichen und man könnte mit uns machen, was man will. Die Geschichte lehrt uns doch, dass wir uns befreien sollen. (...) Es fehlte beim 17. Juni nur an einer zielklaren Führung und wenn die Sowjetarmee nicht so brutal eingegriffen hätte, hätten wir schon die Freiheit.*³⁵

Der 33jährige Fritz F. erhielt eine Freiheitsstrafe von zwei Jahren und sechs Monaten.³⁶

In den Unterlagen der BStU Neubrandenburg befindet sich auch ein „Bericht über die Situation in den Betrieben des Bezirkes Neubrandenburg nach der Provokation von Berlin“.³⁷ Danach habe es lediglich im Kreisbauhof Neustrelitz, im Bahnwagen-Werk Pasewalk und beim Kreisbauhof Templin – Baustelle Vogelsang – größere Solidaritätserklärungen mit den streikenden Arbeitern in Berlin gegeben. So kam es auf der Templiner Baustelle Vogelsang, auf der 200 Bauarbeiter des Kreises Templin unter der Oberbauleitung der Bau-Union Potsdam arbeiteten, zu einem Streik unter der Losung „Weg mit den Normen! 50 Prozent Preissenkung der HO! Und Freie Wahlen!“.³⁸ Sogar einige „feindliche Elemente innerhalb der Gewerkschaften“ des Bezirkes würden „in Auswertung des 17. Juni ihr wahres Gesicht“ zeigen und sogar nicht davor zurückschrecken den Rücktritt der Regierung zu fordern. Andere Gewerkschaftsmitglieder, darunter insbesondere Ärzte, seien inzwischen aus der Gewerkschaft ausgetreten.³⁹

Über die Verhältnisse im Altkreis Angermünde gibt ein Bericht der Bezirksbehörde der Volkspolizei vom 29. Juni 1953 Auskunft. Demnach habe es im Kreis Angermünde keine größeren Provokationen gegeben. Nur in der Stadt Angermünde hätten sich am 17. Juni zwischen 19 und 20 Uhr etwa 80 bis 100 Jugendliche vor der Kreisverwaltung randalierend versammelt, weil der Ausnahmezustand erklärt worden war. Sechs VP-Angehörigen sei es dann gelungen, durch „bloße Agitation“ die Ansammlung aufzulösen.⁴⁰

Ein im Mai 1953 von Lieselotte Perich an ihre im Westen lebende Schwägerin gerichteter Brief gestattet genauere Einblicke in die Stimmungslage der Angermünder Bevölkerung. Sie schreibt hier u. a.:

³⁵ BStU, MfS, BV Nb, AU 3/58.

³⁶ Ebenda.

³⁷ BStU, MfS, BV Nb, AU 84/53.

³⁸ Ebenda.

³⁹ Ebenda.

⁴⁰ http://www.17juni53.de/karte/frankfurt/bdvp_ffo.html.



Abb. 7: Berliner Straße in Angermünde 1953 (Foto: Archiv Jürgen Theil)

„Wir in der Zone leben jetzt wirklich beinahe wie im Gefängnis und der Zeitpunkt wird nicht mehr fern sein, wo der Käfig ganz geschlossen wird, d. h. wo wir auch nicht mehr nach Berlin herein können. Der Druck wird von Tag zu Tag stärker, aber die Unzufriedenheit auch. Aber keiner kann es wagen, sich dagegen aufzulehnen, weil der Staat alle Machtmittel in der Hand hat und das Gesetz nur noch auf dem Papier steht. Ganz schlimm ist es auf dem Lande, wo zum Teil ganze Dörfer geflüchtet sind. Die Folge davon ist, dass das Land nicht genügend bearbeitet werden kann und dass die Lebensmittelknappheit, die schon jetzt katastrophal ist, im Laufe des Jahres noch viel schlimmer werden wird. Ihr könnt bestimmt glauben, dass all die vielen, vielen Menschen, die hier alles im Stich gelassen haben und nach dem Westen gegangen sind, nicht leichten Herzens gegangen sind. Wie viel Not und wie viel Bedrückung dahinter steht, kann nur der ermessen, der hier lebt und täglich mit ansehen muss, was sich um ihn herum alles ereignet. Wenn Du jetzt durch Angermünde gehen würdest, Du würdest es nicht wieder erkennen, kaum noch ein Privatgeschäft, alles ist HO oder Konsum. Die Inhaber flüchtig oder eingesperrt; nur ganz wenige sind dageblieben (...) B. hat sechs Jahre Zuchthaus bekommen wegen Kleinigkeiten; G., der die große Mühle hatte,

drei Jahre wegen nichts; L., der das große Papiergeschäft hatte, sechs Jahre, ist aber kurz nach dem Urteil krank geworden und infolge mangelhafter Behandlung gestorben. Die ganze Familie R. ist weg, ebenso B's., D's. und viele, viele Angermünder Familien. (...) Nun zu dem Thema Lebensmittelkarten. Da kann ich Dir zur Beruhigung sagen, dass wir nicht zu denen gehören, die mit dem Entzug derselben bestraft sind, vorläufig noch nicht, denn zu der nächsten Kategorie, die dran kommt, werde ich auch gehören. Es hat nur die getroffen, die aus ihren Häusern ein Monatseinkommen von mehr als 400 Mark haben, und alle selbständigen Geschäftsleute mit Familienangehörigen, wenn auch ihr Betrieb ganz winzig klein ist, ferner Handwerksbetriebe mit mehr als fünf Angestellten, weil auch die zu den kapitalistischen Ausbeutern zählen. Für die Betroffenen ist das natürlich sehr schlimm, zumal es in der HO auch zu teuren Preisen überhaupt kein Fett zu kaufen gibt. (...) In anderer Beziehung haben wir in den letzten Wochen viele schwere Gewissenskonflikte durchgemacht, und zwar handelte es sich um die beiden Großen und ihre Zugehörigkeit zur Jungen Gemeinde. Schon vor Ostern hatte das Kesseltreiben gegen die Junge Gemeinde in der Schule begonnen. Nach den Ferien wurde es ganz schlimm, und die Kinder sahen sich nach langen Diskussionen eines Tages vor die Frage gestellt, eine Resolution zu unterschreiben, in welcher die Junge Gemeinde zu einer verbrecherischen Jugendorganisation erklärt wurde, welche Spionage- und Agententätigkeit ausübt. In der Oberschule waren Kinder, die an den Zusammenkünften der Jungen Gemeinde regelmäßig und gern teilgenommen hatten. Leider war der Druck von Seiten der FDJ so stark, dass die meisten Kinder nicht standhielten und die Resolution sofort unterschrieben (...) Jeden Tag brachte die Zeitung seitenlange Berichte über das verräterische Treiben der Jungen Gemeinde.⁴¹

Ein Bauer aus Biesenbrow (Kreis Angermünde) forderte nach dem 17. Juni 1953 „(...) die Regierung (gehört) ins Zuchthaus. Ich verlange endlich freie Wahlen, wie sie in Westdeutschland durchgeführt werden und nicht solche Betrugswahlen wie in der Deutschen Demokratischen Republik.“⁴²

Ein großer Teil der Bevölkerung hatte jedoch nach dem 17. Juni 1953 resigniert und sich ins Privatleben zurückgezogen. Andere suchten den

⁴¹ Peter Lange/Sabine Roß (Hg.), 17. Juni 1953 – Zeitzeugen berichten. Protokoll eines Aufstands. Unter Mitarbeit von Barbara Schmidt-Mattern im Auftrag der Stiftung zur Aufarbeitung der SED-Diktatur und des Deutschlandfunk, Münster 2004, 21–24.

⁴² M. Augustyniak: Der 17. Juni 1953 in Guben und der näheren Umgebung. In: Auf dem Weg der Erneuerung. Dialog in der PDS, Heft 10 Zweiter Teil, Brandenburg 2003, 46.

Ausweg in der Flucht. So gab es u. a. in der ersten Jahreshälfte 1954 insgesamt 162 Flüchtlinge im Kreis Prenzlau. Darunter waren 29 Arbeiter, 15 Bauern, 21 Angestellte, 44 Hausfrauen, 10 Rentner und 1 Gewerbetreibender. Von diesen 162 Flüchtlingen kamen 45 aus der Stadt Prenzlau und 117 aus den örtlichen Gemeinden.⁴³

Nach dem Stand der aktuellen Forschung gab es mindestens 55 Todesopfer.⁴⁴ Allein vom Ausbruch des Volksaufstandes bis zum 6. Juli 1953 wurden in der DDR etwa 10.000 Personen verhaftet. Bis Ende 1954 sind dann etwa 1.500 Haftstrafen und mindestens sieben Todesurteile von sowjetischen Militärgerichten und DDR-Gerichten verhängt worden.⁴⁵

Nur wenige DDR-Bürger wagten nach der blutigen Niederschlagung des Volksaufstandes Aktionen gegen die Partei- und Staatsführung der DDR. Einer von ihnen war Werner Alfred Flach⁴⁶, der sich, wie viele andere auch, einen anderen Ausgang des 17. Juni gewünscht hatte. Die von ihm eingeleiteten mutigen Aktionen bezahlte er 1956 mit seinem Leben. Heute erinnert ein Gedenkstein im Plenarsaal der Kreisverwaltung an seinen Widerstand.

Bei einer Rückschau auf den 17. Juni 1953 drängen sich zwangsläufig die Bilder der friedlichen Revolution⁴⁷ von 1989 auf, wo glücklicher Weise keine Panzer zum Einsatz kamen. Mit Dankbarkeit und Ehrfurcht sollten wir die Erinnerung an den Widerstand in der DDR wach halten, auch als Mahnung, dass sich Diktaturen, welcher Art auch immer, nicht wiederholen dürfen.

⁴³ Unterlagen aus dem Landeshauptarchiv Schwerin. Im ersten Halbjahr 1955 gab es 312 und im ersten Halbjahr 1956 406 Republikflüchtlinge. Die Fluchtbewegung stieg in den Folgejahren kontinuierlich weiter an. Eine kurzzeitige Beruhigung setzte 1958 und 1959 ein, bevor die Zahlen erneut in die Höhe schnellten. So gab es für das Jahr 1960 allein in der Stadt Prenzlau 299 Republikflüchtige. Im ersten Halbjahr 1961 haben 529 Personen den Kreis Prenzlau illegal verlassen. Bis zum 13. August 1961 waren im Kreis Prenzlau insgesamt 801 illegale Auswanderungen zu verzeichnen (davon 312 allein aus Prenzlau).

⁴⁴ <http://www.17juni53.de/tote/recherche.html>.

⁴⁵ <http://www.bpb.de/geschichte/deutsche-einheit/154326/die-folgen-des-aufstandes>.

⁴⁶ Jürgen Theil: Der Fall Werner Alfred Flach – ein Beispiel für DDR-Unrechtsjustiz. In: Mitt. Uckermärk. Geschver., H. 17 (2011), 108–111.

⁴⁷ Jürgen Theil: Rückblicke – die friedliche Revolution in der DDR und die Ereignisse in Prenzlau. In: Mitt. Uckermärk. Geschver., H. 17 (2011), 128–139.

Der Blick von außen. Wendezeiten in Fürstenwerder¹

Pauline de Bok, Amsterdam

Pauline de Bok, geboren 1956, lebt in Amsterdam und Mecklenburg. Sie studierte Theologie, Philosophie, Germanistik und arbeitet als Journalistin, Übersetzerin und Autorin. Für ihr Buch „Blankow oder Das Verlangen nach Heimat“ erhielt sie 2010 den Annalise-Wagner-Preis. Durch Berliner Freunde kam sie ab 1987 öfter nach Bülowssiege, wodurch sie auch Fürstenwerder kennenlernte (siehe auch: www.paulinedebok.nl).

Was macht die Wende mit den Menschen – weit weg von Berlin und der Weltpolitik? In Fürstenwerder zum Beispiel, einem Dorf in der DDR mit 1032 Seelen, von denen manche Kaiser Wilhelm, die Weimarer Republik, die Nationalsozialisten und die Sozialisten überlebt haben? Und nun also: Demokratie à la Kohl. Bei den Kommunalwahlen im Mai wird der kommunistische Kopf von Bürgermeister Durdis rollen – einem „kleinen, arroganten Aufschneider“. Nicht, dass das etwas nützen würde. Ein Steine auflesender Bauer: „Marktfähig werden wir nie.“ Das Dorf steht mit leeren Händen da, es brodeln von Klatschgeschichten und Rachedenken. „Diese Zeit der Wende erinnert stark an 1945. Jeder sagt: ‚Ich habe keine Schuld.‘ Aber alle haben sie mitgejubelt und ihre roten Fähnchen geschwenkt.“ Pauline de Bok verbrachte Anfang 1990 einen Monat im „letzten Loch vor der Hölle“.

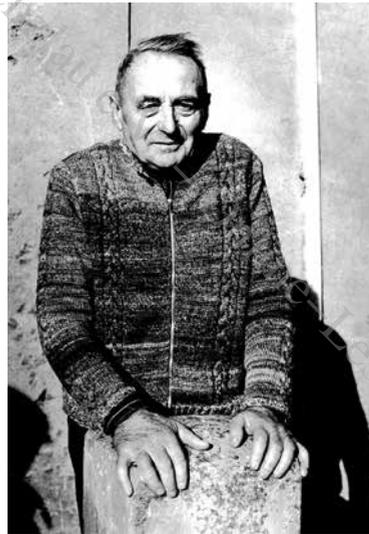


Abb. 1: Der Landwirt Karl Schulz (1909 – 1995) (Aufnahme: Ulrich Wüst, 1990)

¹ Aus dem Niederländischen von Waltraud Hüsmert, mit Unterstützung von Karl-Wilhelm Schulz und Henning Ihlenfeldt. Der niederländische Originaltext erschien in Maandblad O, Nr. 6, Mai 1990.

Der betagte Karl Schulz (Abb. 1) steht an seiner Gartenpforte in der Sonne. Der Frühling ist dieses Jahr zu früh gekommen. Fast beunruhigend. Er schaut über die Straße, die Hauptstraße des Dorfs, die Ernst-Thälmann-Straße, früher die Prenzlauer. Thälmann ... ein Gedenkstein für ihn steht beim alten Bahnhof, einem Ziegelbau. Früher befand sich der Stein beim Sportplatz, mit dem Namen von Adolf Hitler. Jetzt steht er bereits seit vierzig Jahren zwischen den drei großen Eichen, die die Bürgerschaft gepflanzt hat, um die Geburt des Kronprinzen zu feiern. Das war lange vor dem Ersten Weltkrieg. Damals war Fürstenwerder noch ein blühendes, reiches Dorf von Handwerkern und Bauern, das Handelszentrum der Gegend. Das haben die Kommunisten alles kaputtgemacht. Irrsinnig ist das, ein Verbrechen. Eigentlich ein Wunder, dass diese verrückte kommunistische Wirtschaft überhaupt noch lief. Das hat er auch zu dieser Holländerin gesagt. Aber dass sie das nun alles aufschreiben musste ... er hält sich lieber mehr im Hintergrund. Sein Sohn sagt immer: „Papa, halt dich aus allem raus, das ist am besten.“ Sein Junge ist Akademiker. Er selbst hat nur die Volksschule besucht. Mit vierzehn hat er sich schon die erste Kuh gekauft. Was hat sein Vater da für ein verdattertes Gesicht gemacht. Aber er durfte die Kuh sofort abholen. Sein Vater ist bereits seit einer Ewigkeit tot. Mit fünfzig an Leberkrebs gestorben. Sein letzter Rat auf dem Totenbett lautete: „Tue recht und scheue niemand.“ Daran hat er sich gehalten, seinem Herzen immer Luft gemacht. Einen Haudegen hat ihn der vorige Pfarrer manchmal genannt. Er hatte es nicht einfach im Leben. Die Armut nach dem Ersten Weltkrieg, barfuß gingen sie in die Schule. Als Adolf an die Macht kam, ging es mit der Wirtschaft wieder bergauf. Aber nur für kurze Zeit, denn ab 1937 musste alles der Kriegswirtschaft weichen. Der Fleischer und er mussten als erste in den Krieg, weil sie nicht in der NSDAP waren. Am 27. August 1939. Sechs Jahre im Krieg, Belgien, Frankreich, Russland. Schön war es nicht, aber man gewöhnt sich an alles. Man versteckte sich hinter einem Strohalm und glaubte, man könnte nicht getroffen werden. In Stalingrad geriet er in Kriegsgefangenschaft. Die Zeit im Arbeitslager versucht er so gut es geht zu vergessen. Wie haben sie ihn verhätschelt, als er im September 1946 wieder nach Hause kam, zweiundvierzig Kilo, mit TBC und einem offenen Bein. Schon nach kurzer Zeit war er wieder auf der Höhe. Alle waren so froh, dass der Krieg vorbei war. Das Dorf platzte aus den Nähten, die ganzen Flüchtlinge. Keiner hatte etwas zu verlieren, alle waren arm. Es war eine glückliche Zeit, zwei Monate lang. Bis sie ihn am 4. November 1946 abholten, die Polizisten aus Prenzlau. Wieder saß

er neun Monate in Haft, weil er für seine sechzig Morgen Land das Abgabesoll nicht erfüllt hatte. Aber wie denn auch? Seine Frau hatte doch gar keine Chance gehabt, die Felder zu bestellen, als er weg war. Nach seiner Freilassung kratzte er hundert Morgen zusammen – er hat sich immer zu helfen gewusst – und er betrieb auch bald wieder seine Gaststätte. 1953 war es damit vorbei, und wie: eine Baukolonne und die Polizei schlugen ihm die Fenster der Schenke ein. Ein genossenschaftlicher Lebensmittelladen und eine Apotheke bekamen die Räume zugewiesen.



Abb. 2: Blick auf die Halbinsel „Eichwerder“ im Großen See von Fürstenwerder. Im Hintergrund links der 137 m hohe Ravensberg (Aufnahme: Ulrich Wüst, 1990)

Fürstenwerder liegt im Norden der DDR am Großen See und am Dammsee zwischen sanften Hügeln (Abb. 2). Ein Dorf mit 1032 Einwohnern. Ein paar Fachwerkhäuser erinnern an früher, fünf graue Betonwohnklötze an den sozialistischen Aufbau. Am Ufer des Großen Sees liegen die Bungalowsiedlungen Steinfeld, Hügelland (Abb. 3) und Uferzone. Dicht beieinander stehende Ferienhäuschen, Einfriedungen aus gelblichem Wellplastik, bunte Glasbausteine, ein Gartenzwerg. Ein schwacher Nachhall von Urlaubsstimmung hängt noch in der Luft. Daneben, mit Maschendraht umzäunt, der Festgarten: Sitzgarnituren aus Metall, die Farbe abgeblättert, hier und da mit Schiefer-Imitat überdacht.



Abb. 3: Blick auf einen Teil der Bungalowsiedlung „Hügelland“ (Aufnahme: Ulrich Wüst, 1990)

„Mit Fürstenwerder ging es ständig abwärts“, erzählt Gerd Zellmer, der von 1958 bis 1986 dort Pfarrer war. „Lange Zeit war es ein fast autarkes Städtchen, aber wie man sich erzählt, haben die Stadtväter das Stadtrecht Anfang des neunzehnten Jahrhunderts versoffen. Die Junker bekamen immer mehr Grund und Boden in ihren Besitz, und Landarbeiter schufteten für einen Hungerlohn. 1946 wurde Grundbesitz über hundert Hektar enteignet, die Junker setzten sich in den Westen ab. Das enteignete Land wurde in Parzellen von fünf bis zehn Hektar unter den Landarbeitern und den vielen Neusiedlern aus den Ostgebieten und aus Jugoslawien verteilt. Während des Aufstandes von 1953 flohen viele Menschen aus dem Land. Auch in Fürstenwerder blieben Gehöfte und Felder verlassen zurück. Die ersten, noch kleinen Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften (LPGs) wurden gegründet. 1960 kam der Sozialistische Frühling – erzwungene Kollektivierung heißt das seit kurzem öffentlich –, um die armseligen LPGs aus der Sackgasse zu holen. Fürstenwerder erhielt am Dorfeingang ein Schild: „Vollgenossenschaftliches Dorf“. Im Schaukasten der LPG hing ein Foto vom besten Traktoristen des Jahres, durch Sonne und Regen war es bald verblasst und verschrumpelt (Abb. 4). Die LPG-Gründung brach die Bauern. Das Vieh wurde abgeholt, und dann streifte ein

Bauer über seinen leeren Hof, durch die leeren Ställe. Man sah, wie sie gleichgültig wurden, die Höfe wurden vernachlässigt. Man hat ihnen die Freude daran genommen, den eigenen Besitz in Schuss zu halten.“

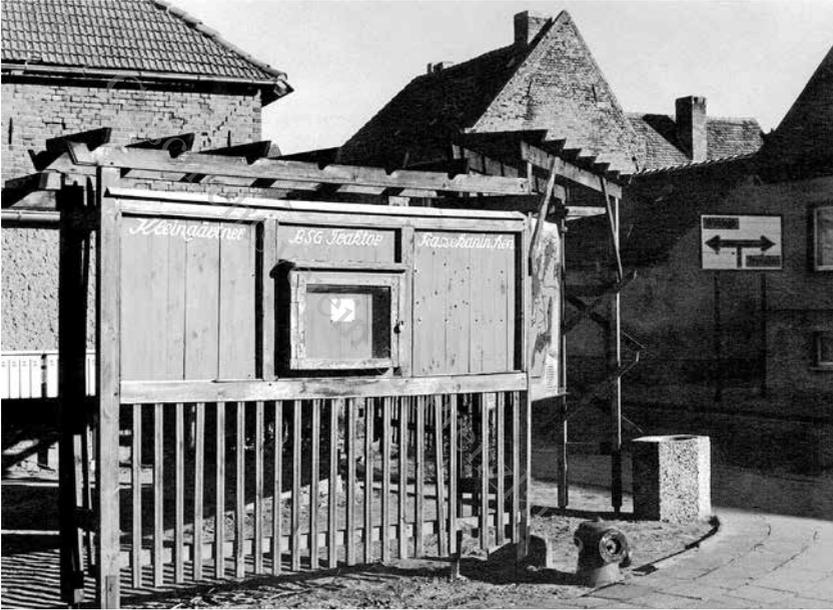


Abb. 4: Nur die BSG Traktor hat Informationen (Aufnahme: Ulrich Wüst, 1990)

Abb. 5:
Verkaufsstellen-
leiterin Gerda
Gierke (links)
und Verkäuferin
Manuela Bartsch
in der Lebensmittelver-
kaufsstelle Nr. 315
des Konsums in
Fürstenwerder
(Aufnahme:
Ulrich Wüst, 1990)



Auch Karl Schulz musste sich fügen, verlor sein Land und sein Vieh. Was blieb ihm anderes übrig, als in der LPG zu arbeiten? Er wollte doch, dass sein Sohn studieren durfte. Landwirtschaftliche Produktionsgenossenschaften ... sie haben die bäuerliche Landwirtschaft zerstört. Dilettanten sind es. Solange es LPGs gibt, leben die Menschen in den Tag hinein. Er blickt auf das Erdgeschoss seines grauen Hauses, wo sich noch immer eine Apotheke und ein Konsum (Abb. 5) befinden. Zehn Gaststätten hatten sie vor dem Krieg. Nur eine davon ist übrig geblieben. Im Dorf fühlten sie sich zusammengehörig, sie waren alle Fürstenwerderer. Sie gaben dem Ort Spitznamen, die klingen noch in seinem Kopf nach: „Fürstenwerder Dudeldei“, „Fürstenwerder, verträumtes Dornröschen“, „Fürstenwerder, das letzte Loch vor der Hölle“. Mittags saßen bei ihm manchmal zwanzig Gäste. Bauern und Arbeiter ölten ihre Kehlen, bis sie betrunken hinaustorkelten. Seine Küche war hervorragend, er hat sein Vieh immer selbst geschlachtet. Die Uckermark, ach, viel ist nicht mehr davon übrig. Vor dem Krieg war neben seinem Hof eine Bahnlinie. In zweieinhalb Stunden war man in Berlin, der preußischen Stadt, auch seiner Stadt. Er ist ein echter Preuße. Adolf Hitler war ein Österreicher, der fühlte sich in Berlin nicht zu Hause. Er und die Preußen konnten nicht so gut miteinander. Viele Leute glauben, dass die Uckermark in Mecklenburg liegt. Stimmt aber nicht, die Grenze verläuft direkt oberhalb und westlich von Fürstenwerder. Mecklenburger sprechen auch anders, sie singen mehr, und sie pfeifen dabei. Er spricht Hochdeutsch. Er stammt von hier. Sein Ururgroßvater war Soldat im Siebenjährigen Krieg. Er wurde 1758 in Fürstenwerder verwundet und heiratete ein Mädchen aus dem Dorf. Vielleicht ist sie, seine Ururgroßmutter, ja eine Nachfahrin des blonden slawischen Stamms, der sich im neunten Jahrhundert in der Uckermark ansiedelte. Ein Lächeln huscht über sein Gesicht. Ein Uckermärker wird in Kinderbüchern mit O-Beinen und rotem Bart abgebildet. Ach, da läuft der kleine Klaus-Dieter, auf dem Weg ins Gemeindeamt. Bürgermeister, was für ein Hohn. Briefe schreiben an Modrow, dass die Kirche das Volk aufhetzt, dass der Staatssicherheitsdienst auf der Stelle wieder eingeführt werden muss, dass Neofaschismus droht. Im Namen der ganzen Gemeinde, nur die Sache war die, dass keiner davon wusste. Vor dem Krieg hätte man ihn mit einer Peitsche aus dem Dorf gejagt.

Klaus-Dieter Durdis ist sehr beschäftigt, er steckt bis zum Hals in Problemen. Mitte dreißig, Plateausohlen, eine laute, volle Stimme. Von dem Schwung, mit dem er mich noch vor wenigen Wochen begrüßte, ist nichts mehr übrig. Damals hieß es noch: „Ein bisschen Publicity für mich und meine Gemeinde kann nie schaden.“ Ein Mann von Welt, dem man nichts vormachen konnte. Und auf meine Frage, welchen Einfluss die Kirche im Dorf hatte, schnaubte er verächtlich und zeichnete auf das Millimeterpapier vor ihm einen Kreis: „Das ist meine Gemeinde, und das“ – er malte einen winzigen Kringel an den Rand –, „das ist die Gemeinde vom Pfarrer.“ Er zeichnete ein paar Männchen, „und der hat ja auch nur die Köpfe.“ Legte den Stift hin, zufrieden. Das ist ein für alle Mal klar. Aber er war nicht kindisch: „Wenn wir uns begegnen, grüßen wir uns, wenn's sein muss, schlagen wir uns sogar gegenseitig auf die Schultern.“ Bei den Kommunalwahlen im Mai will er sich als Mitglied der PDS – der erneuerten SED – als Kandidat für das Amt des Bürgermeisters aufstellen lassen. Klaus-Dieter Durdis, Witwer und Hobby-Aquarianer.

Ein paar Wochen später. Die Wende ist auch in Fürstenwerder angekommen, und seitdem wird kräftig an Durdis' Stuhl gesägt. Seit elf Jahren ist er Bürgermeister von Fürstenwerder. Er wird nicht mehr kandidieren. Er hat nicht die geringste Chance. Leider. Er war nun mal in der Partei, das kann er jetzt auch nicht mehr ändern. Er hat aufs falsche Pferd gesetzt. Diesmal steht er nur widerwillig Rede und Antwort. Von einem hektographierten Blatt liest er alle gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Aktivitäten im Dorf vor. Eine beeindruckende Liste. „Fürstenwerder hat eine ausgezeichnete Infrastruktur.“ Aber die Dorfbewohner klagen, vor dem Krieg sei es viel besser gewesen, und junge Leute und Frauen fänden keine Arbeit. Durdis brüstet sich mit dem Dutzend Läden.

Die junge Verkäuferin im Gemüse-, Obst- und Fischladen an der Berliner Straße seufzt. „Zwiebeln?“ Von hinten holt sie ein Netz mit fünfzig Kilo. „Sie sind furchtbar schlecht.“ Sorgfältig sucht sie die besten heraus. „Darf's sonst noch was sein?“ Sie blickt bedrückt auf die Holzkisten mit verschrumpelten weißen und roten Kohlköpfen, einem kleinen Rest halb verfaulten, daumenlanger Wintermöhren, Netzen mit gelbbraunen Äpfeln. Kartoffeln hat sie nicht. Manchmal gibt es Fisch, frisch aus den Seen, oder geräuchert. Heute nicht. Sie kriegt alles aus Prenzlau geliefert, von der Konsum-Genossenschaft, denen ist völlig schnuppe, was sie liefern. Frü-

her hieß es: Was vom Land kommt, soll auf dem Land bleiben. Aber die LPGs kümmern sich nicht um Selbstversorgung. Das meiste in ihrem Laden ist hoch subventioniert. Schwarzwurzeln kosten fünf Mark das Kilo, sie verkauft sie für die Hälfte. Wenn diese Subvention demnächst wegfällt ... Sie macht ihre Arbeit gern, das ist es nicht, aber immer schlechte Waren verkaufen oder sagen zu müssen „nein, das haben wir nicht“, das macht sie völlig fertig. Die Leute nehmen es ihr persönlich ja übel. In Woldegk verkaufen sie schon Schlangengurken aus dem Westen, siebzehn Mark das Stück. Das traut sie sich nicht. Das erste Mal kaufen die Kunden sie vielleicht aus Neugier, aber sie sind viel zu teuer. Und dann verfaulen sie ihr.

Zufrieden lässt Pfarrer Jörg Hemmerling den Blick über den Betsaal der Kirchgemeinde schweifen, der gerammelt voll ist. Bestimmt hundert Leute.



Abb. 6: Ein Bild von Andreas Kranzpiller (*1924), 1970 gemalt an einer Wand in der Feldberger Straße (Aufnahme: Ulrich Wüst, 1990)

Das gab es noch nie. Seine Einladung war erfolgreich. Die monierten Passagen aus Durdis' Briefen sind an die Wand projiziert. Da sitzt er, Klaus-Dieter, etwas versteckt an der Wand. Er hat zu diesem Anlass sogar einen Anzug angezogen, einen Schlips umgebunden und Pomade ins Haar gerieben. Dass er überhaupt erscheint, war nicht zu erwarten. Vor drei Jahren, als Hemmerling seinen Dienst als Pfarrer hier antrat, hatten sie hin und wieder Kontakt. Bis Durdis zu ihm sagte: „Bitte hier keine Perestroika und keine Glasnost, das ist das Schlimmste, was uns passieren kann.“ Seitdem hat er Durdis gemieden. Im November 1989 fing er dann auch auf einmal mit Demokratie an, mit einer Versammlung fürs ganze Dorf. Ein Witz war das, auf jede Frage antwortete er „ich weiß es nicht“ oder „dafür bin ich nicht zuständig“ oder „dafür bilden wir eine Kommission“. Im Januar 1990 berief er einen Runden Tisch ein, ohne sich vorher zu fragen, was ein Runder Tisch eigentlich ist. Die alten SED-Genossen saßen en bloc da. Was für ein Opportunist. Er hat versucht, in die SPD einzutreten, auch im Januar, zwei Tage, nachdem er aus der SED ausgestiegen war, er sagte, die Partei sei für ihn gestorben. Und als das nicht klappte, hat er es noch bei den Liberalen versucht.

Pfarrer Hemmerling bekam die beiden Briefe an Modrow durch Zufall zu Gesicht. Er möchte, dass das Dorf ein Urteil darüber fällt. Der Superintendent der Evangelischen Kirche aus Prenzlau leitet die Versammlung. Hemmerling fängt an und berichtet von den Briefen. Dann wird Durdis das Wort erteilt. Mit unsicherer Stimme liest er vom Papier ab. „Im Namen des Rats der Gemeinde danke ich dem Pfarrer dafür, dass er diese Versammlung organisiert hat. Es ist auch in unserem Interesse, dass der Sachverhalt geklärt wird. Der erste Brief kam im November zustande, in einer Zeit, als die Emotionen hochkochten. Überall gab es Demonstrationen, Versammlungen von Leuten aus allen möglichen Ecken, auch aus der Kirche. Wir bedauern es, die Rolle der Kirche falsch beurteilt zu haben und möchten uns dafür entschuldigen. Mit dem Brief wollten wir einen Beitrag zur Meinungsbildung leisten. Grenzpolizei und Volkspolizei waren nicht imstande, unsere Sicherheit zu gewährleisten. Was uns vorschwebte, war nicht eine stalinistische Stasi, die die Bürger ausspioniert, sondern ein Sicherheitsdienst, der endlich was für sie tut. Beim ersten Runden Tisch im Dorf spürten wir Angst bei der Bevölkerung. Deshalb der zweite Brief. Wir glaubten, dass wir mit diesen Briefen im Sinn der Dorfbevölkerung handelten ...“ Hohngelächter unterbricht seine Ausführungen. Widerwil-

lig, in der Defensive, fährt er fort: „Täglich gibt es Drohungen, Bombenmeldungen, sogar gegen Kindergärten. Ich sah es als meine Pflicht an, Stellung zu nehmen gegen neofaschistische Tendenzen.“ Der Superintendent relativiert: „Das ist mal irgendwo anders im Land passiert. Hinter einem Bombenalarm stecken oft Kinder, vielleicht, weil sie Konflikte mit ihren Eltern haben. Das Wort haben jetzt die Menschen hier im Saal.“



Abb. 7: Die Brüder Werner (links) und Reinhard Toews in der Tür der Schlosserwerkstatt in Fürstenwerder (Aufnahme: Ulrich Wüst, 1990)

Werner Toews steht auf: „Ich bin bestürzt, dass die Kirche zu Unrecht so beschuldigt wird. Sie war die Kraft, die dafür gesorgt hat, dass die Wende ohne Blutvergießen vor sich ging.“ Er verhaspelt sich. „Ich kann vielleicht nicht so gut reden, aber was ich sage, kommt von Herzen.“

Ein Frau: „Ich bin schockiert, sehr schockiert. Der Rat der Gemeinde benutzt noch die alten Methoden. Hier trifft ein altes Sprichwort zu: Der Fuchs ändert das Haar und bleibt, was er war.“

Der Saal weidet sich, alle Augen sind auf Durdis gerichtet. Aus zwei Metern Abstand sieht ihm der Dorfarzt direkt ins Gesicht: „Ich bin sehr

betroffen, so ungeheuerliche Dinge zu hören.“ Seine Stimme zittert: „Ich entziehe Ihnen als Bürgermeister mein Vertrauen.“ Tosender Applaus.

Einer nach dem anderen macht seiner Empörung Luft. Durdis verliert die Fassung: „Das Misstrauen, das mir entgegenschlägt, bedeutet für mich das Ende meines Amtes.“ Zum ersten Mal bekommt auch er Applaus. „Es war falsch, dass ein paar Leute die Briefe im Namen der ganzen Gemeinde geschrieben haben.“

„Namen, wir wollen Namen hören!“, schreit der Saal. „Der stellvertretende Bürgermeister und ich und ...“ Zögernd steht Frank Schmidt auf, ein junger

Klempner, der seit November Mitglied des Rats der Gemeinde ist. „Nach dem Runden Tisch sagte Genosse Grahl zum Bürgermeister: ‚Wir müssen einen Brief schreiben, wir müssen unbedingt einen Brief schreiben.‘ Durdis antwortete: ‚Gut, kommt morgen früh ins Gemeindeamt.‘“ Als der Name Grahl fällt, das ist der Chef der LPG-Tierproduktion (Abb. 8), wird es im Saal lebhaft: Jetzt lässt er die Katze aus dem Sack, der Grahl steckt dahinter. Natürlich. Der ist auch immer noch Parteimitglied. Es heißt, er war bei der Stasi. Schweigend steht Grahl hinten im Saal, hochgewachsen, mit schwarzem Lenin-Spitzbart.

Eine Frau ruft entsetzt: „Den Brief haben also drei SED-Genossen über die Köpfe von 1032 Einwohnern hinweg geschrieben!“ Grahl muss sich nun äußern. Er entschuldigt sich, produziert einen Wortbrei mit sächsischem Akzent, redet und redet. Der Saal wird unruhig, ungeduldig, eine Frau ruft ärgerlich: „hätte, hätte, hätte ...“ Der Superintendent bittet Grahl, sich kürzer zu fassen. Der Saal genießt es sichtlich. Grahl merkt,

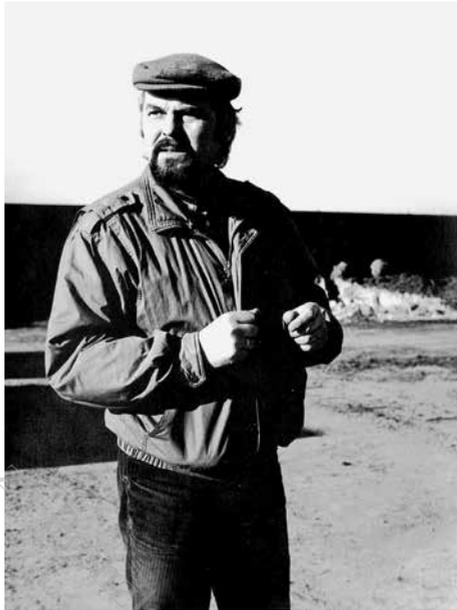


Abb. 8: Egbert Grahl, Vorsitzender der LPG Tierproduktion in Fürstenwerder
(Aufnahme: Ulrich Wüst, 1990)

dass ihm noch längeres Reden mehr schadet als nützt und schließt mit den Worten: „Wir sind froh, dass es heute so positiv abgelaufen ist.“

Die Dörfler wittern Demokratie, zum ersten Mal. Sie möchten, dass der Rat der Gemeinde eine Bürgerversammlung organisiert, die befugt ist, Beschlüsse zu fassen. Lieber heute als morgen. Aufgekratzt verlassen alle im Nu den Saal. Schüchtern und verloren steht Durdis mit seiner Freundin bei der Tür und starrt auf seine Schuhspitzen.

Werner Toews blickt spöttisch durch seine dicken Brillengläser: „Wir haben ihm gestern seine eigene Scheiße unter die Nase gerieben, diesem kleinen, arroganten Aufschneider.“ In einer ehemaligen Speisesaalbaracke von Hitlers Arbeitsmaidenlager betreibt Toews mit seinem Bruder eine private Werkstatt. Hinter seiner Drehbank kommentiert er pausenlos die Politik. „Deutschland, einig Vaterland ... unsere Huren laufen schon über den Ku'damm. Du kommst doch nicht etwa aus Amsterdam?“ Seine Augen leuchten beim Gedanken an dieses Sodom und Gomorrha. „Zu uns in die Werkstatt kommen immer viele Leute, auch SED-Genossen. Alle wollen unsere Meinung hören. Sie wissen, dass ich eine große Klappe habe, die hatte ich immer schon. Was mir durch den Kopf geht, kommt auch raus. Ich bin das schwarze Schaf im Dorf, wie der Rest von meiner Familie. Immer als Kapitalistenschwein beschimpft. Parteilos, katholisch, keine Jugendweihe. Als Parteilose haben wir immer da mitgemacht, wo es nicht so viele Genossen gab, wie bei der Freiwilligen Feuerwehr, oder im Anglerverband, da bin ich Vorsitzender. Manchmal zelten wir mit den Kindern vom Verband, dann erleben sie auch mal was anderes als die FDJ-Gehirnwäsche.“

Seine Eltern kommen aus Westpreußen. Sein Vater ist 1945 aus amerikanischer Gefangenschaft entkommen und hat die Werkstatt in Fürstenerwerder aufgemacht. „Vierzehn Leute haben hier gearbeitet. Braunhemden auch, die hatten sonst nirgends eine Chance. Mein Vater hat sie eingestellt.“ Ein alter Besucher nickt, mühsam, weil er unter Luftnot leidet, erzählt er: „Ich hab auch keine Arbeit gekriegt, ich war bei der Waffen-SS. Drei Jahre Kriegsgefangenschaft, dann bin ich zur Besinnung gekommen. Hitler hat uns unsere Jugend gestohlen.“

Werner zeigt auf ein Foto über seiner Drehbank. Kopulierende Hunde. „Ich wollte mal sehn, ob du rot wirst“, er lacht schallend. „Schon mit zehn Jahren habe ich in der Werkstatt mitgearbeitet, ich bin damit aufgewachsen. Mit zwölf habe ich schon geschweißt. Und jetzt wollen sie uns keinen Schweißpass mehr geben. Typisch preußische Bürokratie. Wir wa-



Abb. 9: Beim Steinesammeln, Traktor Typ Belarus mit Spezialhänger und Arbeitskräfte mit Forken (Aufnahme: Ulrich Wüst, 1990)



Abb. 10: Pause beim Steinesammeln, (von links) Karl-Heinz Brieskorn, Thomas Bull, Joachim Uhlig, Manfred Korn, Burghard Wendt, Andreas Wolter, Detlef Neels, Ulf Brieskorn, Mario Gest (Aufnahme: Ulrich Wüst, 1990)

ren immer schneller, besser, sie brauchten uns, aber wir durften uns nicht vergrößern. Wir durften auch nicht den Meister machen. Heute schon, aber sich mit dreiundvierzig noch in die Schulbank setzen, nur um einen Wisch zu kriegen ... 1972 haben sie versucht, uns den Hals zu brechen mit ihren lächerlich hohen Steuern. Bis 1980 habe ich nur 430 Mark im Monat verdient, aber ich bin mein eigener Herr.“ Werner Toews ist ein Begriff. In der Gaststätte Zink sagt man über ihn: „Nicht immer richtig, laut, aber wichtig.“

Auf den Feldern sammeln die Bauern Steine auf (Abb. 9, 10). Immer wieder Steine. Sie arbeiten sich aus der uckermärkischen Erde nach oben. Sie stammen aus der Eiszeit, von Endmoränen. Zehn verschiedene Bodenarten auf einem Hektar, nicht besonders geeignet für Landwirtschaft im großen Stil. Man muss sich abrackern, damit der Boden Früchte trägt. „Nein“, sagen die Bauern, „marktfähig werden wir nie. Keiner aus dem Westen wird sich mit unserm Boden abgeben. Auch da haben sie keine Maschinen, um die Steine in unserer Erde zu zerbröckeln. Bauern aus der



Abb. 11: Die „Winterbrigade Landmaschinenreparatur“, von links: Uwe Baum, Andre Manz, Claudio Schmidt, Bodo Neumann (Aufnahme: Ulrich Wüst, 1990)

EU kriegen Geld, um gutes Land brach liegen zu lassen, also was haben wir hier für eine Chance? Mindestens die Hälfte der Landwirtschaft wird Pleite gehen, und was machen wir dann?“ Sie zeigen auf ihre Muskeln: das Einzige, was sie haben. Die Uckermark als Touristengegend, das ist die nahe Zukunft. „Aber wir können doch nicht alle Kellner werden? Die von drüben können es gar nicht mehr abwarten, Ferienanlagen und Hotels zu bauen. Sie werden wohl ihre eigenen Handwerker mitbringen, uns finden sie zu schlecht ausgebildet und ungehobelt.“ In den letzten Wochen fahren viele dicke West-Autos in der Gegend herum. Die Insassen schauen sich um, klopfen bei alten Gehöften an auf der Suche nach einem Sommerhaus. Wilhelm Schwerin von Schwanefeld wurde auch schon gesichtet, Sohn von Graf Ulrich-Wilhelm, der 1944 wegen Beteiligung am Hitler-Attentat hingerichtet wurde und dessen Familie hier im Umkreis viele Güter besaß. „Demnächst werden wir noch von Haus und Hof vertrieben. Gesetzlich ist nicht viel geregelt, und Bonn hat die Landreform hier nie anerkannt. Die Junker wurden von der BRD großzügig entschädigt, das macht es noch bitterer. Wir haben immer so friedlich gelebt, jetzt stehen wir mit leeren Händen da. Unser Geld ist genauso viel wert wie das Polackengeld.“ Bittere Ironie: „Wir sind stein-reich.“

Auch ihr Chef Horst Büttner-Janner, Vorsitzender der LPG-Pflanzenproduktion, sieht düster in die Zukunft. „Die freie Marktwirtschaft ist das Einzige, was uns noch bleibt. Wir müssen wie die Verrückten weiter-schufden. Niedrige Preise und bessere Qualität, rationalisieren. Weniger Leute, mehr Technik. Hier gibt's keine Bauern mehr, nur noch Arbeiter. Zwei Bauerngenerationen wurden kaputtgemacht. Der Staat hat alles bis ins Detail vorgeschrieben und gelenkt. In unseren LPGs arbeiten 10,5 Arbeitskräfte pro hundert Hektar. Der Kapitalist arbeitet mit weniger als 3,5 AK. Diese Phase hätten wir vor zwanzig, dreißig Jahren auch schon haben können. Der Frust und die Angst sind groß. Ich war nie Kommunist, immer in der Bauernpartei, aber trotzdem: Wir kriegen jetzt den Kapitalismus, wie man ihn uns in der Schule erklärt hat, Kapitalismus in brutalster Form. Von sozialer Gleichheit wird in naher Zukunft nicht mehr die Rede sein.“

Büttner-Janner hat etwas von einem Großgrundbesitzer. Stolz umkreist er mit dem Finger auf der Karte seinen weiträumigen Besitz mit drei Landebahnen für landwirtschaftliche Flugzeuge. Er ist einflussreicher als der

Bürgermeister, der hat dieses Jahr nur einen Etat von 130.000 Mark, „ein Kommandostand ohne Soldaten“. Er hat eine halbe Million zur Verfügung und legt davon Straßen an, baut Häuser, Ferienanlagen und richtet Gaststätten und Kultursäle ein. „Um vierzehn Dörfer musste ich mich kümmern, damit die Leute nicht alle weggingen.“ Er hat bereits Kontakte mit der Bundesrepublik und den Niederlanden. Der ehemalige Parteisekretär seiner LPG – der Wachhund der SED, der in jedem Betrieb obligatorisch war – hat die Partei verlassen, er ist jetzt „Devisenbeschaffer“.

In Gedanken versunken betrachtet Karl Schulz das Auto der Holländerin. Da ist sie schon wieder, schnüffelt immer noch rum. Er hat ihr erzählt, dass in den fünfziger Jahren sechshundert Leute aus dem Dorf nach drüben abgehauen sind. Dumm von ihm, aber er hat noch hinzugefügt, sie soll zweihundert schreiben. Wie sie auf das gerahmte Foto von ihm geschaut hat, das im Wohnzimmer auf dem Sekretär steht. Er als Soldat. Er sieht gut darauf aus. Sie hat ihn auch über die Kriegszeit ausgequetscht. Über die vielen Selbstmorde 1945, Quatsch! Nicht in Fürstenwerder. Er hat gesagt, dass er nicht weiß, was hier im Krieg los war. Er war ja nicht da. Nur über die Goldfasane hat er was erzählt, die hohen Nazi-Bonzen in ihren geschneigelten Uniformen. Nach dem Krieg liefen sie in einem neuen Jackett herum, als hätten sie nie was anderes getragen. Und nun hängen sie sich wieder ein anderes Mäntelchen um. Er war nie irgendwo Mitglied, nur in der Evangelischen Kirche und bei der Freiwilligen Feuerwehr.

Ende 1945, als wieder Ruhe eingekehrt war, schrieb der Pfarrer ins Kirchenbuch: „Alle während der letzten Kriegstage und in der Nachkriegszeit Verstorbenen wurden standesamtlich erfaßt.“ Eine lange Liste mit Namen, Daten, Todesursachen. Hermann Wels, Justizinspektor a. D., schlitzte sich am 24. April 1945 die Pulsadern auf. Am 27. April erhängte sich seine Frau Berta Wels. Am selben Tag starb die Apothekerin Margarete Geese an einer Schusswunde in der Brust. Einen Tag später erhängte sich der Bäcker Albert Sommer. Seine Frau Hedwig ging zusammen mit den Kindern Ursel, Inge und Wolf-Günter im nahen See ins Wasser. Wieder einen Tag später, am 29. April, ging die Familie Meinke ins Wasser, Vater Karl, Mutter Berta und die Kinder Erna, Ruth, Helga und Gerhard, vierundzwanzig, zwölf, sieben und vier Jahre alt ... Insgesamt schnitten sich vier Leute die Pulsadern auf, fünf erhängten sich, dreizehn starben an Schusswunden, meist durch einen Kopfschuss, siebzehn gingen ins Wasser.

Angst vor den Russen trieb sie in den Tod. Die Berichte der Flüchtlinge aus den Ostgebieten waren schauerlich. Totschlag und Vergewaltigung. Als die Rote Armee in Fürstenwerder einrückte, traf sie keine lebende Seele mehr an. Die Bevölkerung war in Panik geflohen. Die meisten kehrten zurück, als „der Russe“ sie eingeholt hatte.

Der ehemalige Pfarrer Zellmer: „Der Nationalsozialismus fand in Fürstenwerder mehr Anklang als in den Nachbardörfern. Fürstenwerder war mehr eine kleine Stadt, mit Geschäften, Handwerksbetrieben, einem Arzt, und mit Gegensätzen zwischen Arm und Reich, Besitzenden und Besitzlosen. Das prallte so aufeinander. Die Landarbeiter waren kommunistisch oder sozialdemokratisch, sie wohnten in der jetzigen Karl-Marx-Straße. Ziegenort hieß das damals (Abb. 12), weil sich die Armen eine Ziege hielten für ein bisschen Milch. Die besitzende Klasse war vorwiegend deutsch-national eingestellt, ein bisschen Thron und ein bisschen Altar, und Hitler fand seine Anhänger vor allem unter jungen Leuten, denen es von Hause aus gut ging. Die Nazis hofierten sie: ‚Ihr seid die Zukunft.‘ Viele zogen mit fanatischer Begeisterung in den Krieg. Ich habe noch ehemalige Nazis beerdigt. Sie sagten: ‚Es sind viele schlimme Dinge passiert damals‘, aber manche sagten dann auch: ‚Es war aber doch zackig, die Uniform, die Stiefel, das Hackenknallen.‘“



Abb. 12: Ziegenortstraße (Archiv der Heimatstuben Fürstenwerder)

In einer Chronik über Fürstenwerder endet die Geschichte 1925 – „Bau einer Molkerei“ – und geht 1945 weiter: „Mit der Befreiung vom Hitlerfaschismus durch die ruhmreiche Sowjetunion, am 28. April 1945, begann auch in Fürstenwerder die Epoche des friedlichen Wiederaufbaus.“ Zwanzig Jahre wurden aus der Geschichte getilgt. In der Gaststätte Zink sagt ein Mann: „Ich weiß alles über die Geschichte, alles vom Dreißigjährigen Krieg, aber ich weiß nichts über den Zweiten Weltkrieg. Ich weiß nicht mal, ob mein Vater ein Nazi war. Er ist tot. Meine Mutter ist siebzig, sie redet nicht gern über den Krieg. Ich traue mich nicht, sie zu fragen.“

Der 73-jährige Erich Zimmermann ist durch den holländischen Besuch zu überrascht, um Scham zu empfinden. „Holland“, sagt er wehmütig, eine Forke mit Stroh über der Schulter. „Ich war in Holland. 1941, Franeker. Bei der Flak. Ach, wie die holländischen Meisjes dauernd die Fenster putzten, so schön.“ Er will beweisen, dass er wirklich da war, er hat Fotos. In dem winzigen Wohnzimmer des Bodenreform-Häuschens, wo er mit seiner Schwester Johanna wohnt, legt er zwei Fotoalben auf den Tisch. Kriegserinnerungen steht in Goldprägung auf dem Umschlag, ein Lorbeerkranz, ein Hakenkreuz. Johanna kratzt mit dem Fingernagel darüber. „Ach, lass doch, Hannchen, das ist doch egal. Jedenfalls heute. Schauen Sie, das ist Franeker. Die Windmühlen, eine Drehorgel, der kleine Junge, der zuguckte. Wir hatten vier Geschütze auf dem Deich stehen, dicht bei einem hübschen kleinen Haus mit großen Fenstern. Holland ist so schön, auch so sauber, die Felder waren so ordentlich, und die Leute sind so nett. An die Zeit denke ich gern zurück. Wir waren dort nur ein paar Wochen zum Manöver. 1944 war ich noch eine Weile in Zwolle. Das war scheußlich, mir taten die Leute so leid. Wenn wir unsere Geschütze abfeuerten, zersprangen die Fensterscheiben in den Bauernhöfen ringsum. Ach, die armen Leute, ihre schönen großen Fenster waren kaputt, das fand ich so schlimm ...“ Johanna, die Kind gebliebene Johanna – sie fiel mit fünf rücklings vom Heuwagen – bringt eine Landkarte, die mit Heftpflaster zusammengehalten wird. Das ist ihre Vergangenheit. Sie faltet sie mühsam auseinander. Die Flucht aus Ostpreußen ist darauf eingezeichnet. Vom 23. Januar bis 26. März 1945. Eine Spur von kleinen Kreuzen markiert die Ruheplätze. „Es war schrecklich“, sagt sie, „ich kann es nicht beschreiben. Ich sag einfach mal, es war wunderschön.“ Gehetzt flüchteten sie bis nach Oldenburg, an Bremen vorbei.

„Hier in der Uckermark konnten wir nach dem Krieg ein Stückchen Land bekommen“, erzählt Erich, „deshalb sind wir hierher gegangen. Ich habe meine Arbeit in aller Stille gemacht. Ich galt als Nationalsozialist, ich war ein überzeugter Anhänger von Adolf Hitler gewesen. In der Kriegsgefangenschaft konnten wir das mit den Juden noch nicht glauben. Ein Schuster, der im KZ gewesen war, hat mir alles erzählt. Dann erst habe ich es geglaubt. Ich war seelisch gebrochen, dass es so was gegeben hat.“

Johanna mit ihren großen, braunen Augen: „Heil Hitler, was ist das für ein Gruß! Grüß Gott, das klingt schön.“

„Wehe, man grüßte nicht mit dem Hitlergruß. Guten Tag konnte man nicht sagen. Wir waren richtig dressiert. Ich habe den Reflex noch im Arm.“

„Wir haben sie oft gesehn, was, Erich, in den dreißiger Jahren. Adolf Hitler hatte ein Landgut in unserer Heimat. Dann fuhren sie mit sechs, sieben Mercedes vorbei, Hitler, Göring, Himmler, Hindenburg.“

„Wir waren dumme Schulkinder. Wir haben gewinkt und gelacht.“

„Ob wir jemals wieder eine Heimat haben?“

„Das kommt, Hannchen, aber nicht in Ostpreußen, der Friedhof wird unsere Heimat sein. Die Oder-Neiße-Grenze muss bleiben. Die Polen bestellen unser Land gut, ich war 1977 und 1980 da.“

Als ich nach der Kollektivierung frage, dem Wegholen des Viehs, winkt Zimmermann ab, „ein Messerstich ins Herz“, er will nicht darüber reden. „Ich hatte ein schönes Leben. Ich habe auf einem großen Düngerstreuer gearbeitet. Ich war richtig stolz darauf. Für mich hätte das ganze Jahr aus Dünger streuen bestehen können.“

Johanna zupft an ihrer Schürze: „Was ich mir als alte Frau noch wünsche, sind schöne Hüfthalter mit soliden Strümpfen. Aber hier kriegt man nichts.“ Sie zeigt auf sich: „Ich bin nicht mehr als das, was ich trage, geerbt von den Toten.“

Melanie und Mandy prusten vor Lachen. Wie war das noch wieder? Jede Klasse hatte einen Ordnungsschüler. Wenn der Lehrer reinkam, standen alle Kinder auf, der Ordnungsschüler ging nach vorn, entbot eine Art militärischen Gruß mit gestreckter Hand über dem Kopf und sagte: „Herr Soundso, ich melde, die Klasse ist zum Unterricht bereit.“ Der Lehrer antwortete: „Für Frieden und Sozialismus – seid bereit.“ Worauf alle Schüler die Hand über den Kopf hoben und riefen: „Immer bereit.“

Sie finden es jetzt schon so lächerlich, aber im Dezember 1989 fielen sie vor Überraschung fast von den Schulbänken, als ein Lehrer reinkam und einfach „Guten Morgen“ sagte. Sie haben dann ebenfalls nur mit „Guten Morgen“ begrüßt. Die Pionier-Uniformen brauchen sie auch nicht mehr zu tragen. Mandy kichert und kaut dabei heftig auf ihrem Kaugummi. „Meine Mutter hat gefragt: ‚Musst du nicht dein Pioniertuch umbinden?‘ Ich hab gesagt: ‚Nimm es ruhig als Spüllappen, ich brauch’s nicht mehr.‘ Die Fahnen der Freien Deutschen Jugend und der DDR haben wir auch nicht mehr aufgezo-gen. Das haben wir immer bei besonderen Anlässen gemacht, und der Schulleiter hielt dann eine Rede.“



Abb. 13: Fürstenwerder Jungs, von links: Andreas Uhlig, Danny Hoff, Heiko Stoevas, Nico Seidlitzki (Aufnahme: Ulrich Wüst, 1990)

Klaus-Dieter Durdis schleicht wie ein Schatten durchs Dorf. Er hat zu hoch gepokert, zu spät hat er gemerkt, dass die alten, vertrauten Spielregeln nicht mehr gelten. Alle seine Handlungen werden erneut auf die Waagschale gelegt, und die Waage ist jetzt anders geeicht. Im Dorf brodelt es von Zorn, Klatschgeschichten und Rachegedanken. „Er hat die Wahlergebnisse gefälscht letztes Jahr im Mai, das Kommunistenschwein.“ „Er ist

in die Wohnung der einzigen Familie aus dem Dorf gezogen, die in den Westen abgehauen ist, der Schmarotzer.“ „Der kleine Schwindler, es liegt an seiner Statur, deshalb will er groß sein.“ Sein Kopf soll rollen.

Der ehemalige Pfarrer Zellmer meint zu den Beschimpfungen und Wutausbrüchen: „Diese Zeit der Wende erinnert stark an 1945. Jeder sagt: ‚Ich habe keine Schuld‘, aber alle haben sie mitgejubelt und ihre roten Fähnchen geschwenkt. Alles dreht sich um Arbeit, Geld verdienen und ein Mittelklasse-Auto. Wer etwas auf sich hält, fährt einen Wartburg oder Lada und hat – der absolute Traum – eine Datsche. Das beschäftigt einen ununterbrochen, das füllt den Horizont völlig aus. Die Leute hier sind ein bisschen aus der Zeit gefallen, sie leben nur in ihrer eigenen Welt. Keiner ist es gewohnt, Verantwortung zu tragen. Schimpfen, das können sie.“

Und das tun sie voller Überzeugung. Aber hin und wieder taucht eine beunruhigende Frage auf: Wer wird der neue Bürgermeister? Wer riskiert Kopf und Kragen, wer gibt seine Arbeitsstelle auf, wer springt ins kalte Wasser einer so ungewissen Zukunft, wer geht das Risiko ein, der nächste Sündenbock zu sein? Die Dorfbewohner schweigen. Von Gott und der Partei verlassen, ohne Richtlinien aus Berlin, sind sie hilflos. Vorher hat der Staat ihnen das Denken abgenommen, demnächst der Westen?

Gut hundertfünfzig Leute sitzen bei der nächsten Bürgerversammlung angespannt im Saal des Kulturhauses. Die Gemeindevertreter und die aus ihrer Mitte gewählten Ratsmitglieder sitzen auf dem Podium. Der Tanz kann losgehen. Den Vorsitz führt Stegemann, ein pensionierter Lehrer, der – ungewöhnlich für diesen Beruf – immer parteilos war.

Der Rat der Gemeinde will zurücktreten, aber Stegemann warnt vor Chaos. Er schlägt vor, nicht das Misstrauen auszusprechen, sondern nur Missbilligung zu äußern und den Bürgermeister und die Gemeinderatsmitglieder zu bitten, bis zu den Wahlen im Mai im Amt zu bleiben. „Zugegeben, die Briefschreiberei war eine merkwürdige Sache, aber ich frage Sie alle: Sind Sie frei von Fehlern?“

Durdis spricht, in Jeans und hellblauem Hemd, mit wiedergewonnener Energie. Niemand lacht, niemand spottet, der Saal hört zu. „Ich habe mich ein Dutzend Mal entschuldigt, ich habe Modrow geschrieben, dass ich die Briefe zurücknehme, mehr kann ich nicht tun. Wenn die Gemeindevertreter wollen, trete ich jetzt sofort zurück, aber denken Sie daran: das Amt zu übernehmen erfordert Courage. Jeder braucht sich nur selber mal anzugucken, um das zu wissen.“

Grahl steht auf, mit unübersehbarem Widerwillen. „Oh nein!“, seufzt der Saal. „Ich fasse mich heute sehr kurz“, sagt Grahl. „Ich lege mein Amt nieder.“

Stegemann fordert die Gemeindevertreter auf, das Wort zu ergreifen, pro forma geben ein paar ihren Senf dazu. Dann stimmt die Gemeindevertretung bis auf vier Mitglieder für den Vorschlag von Stegemann. Pfarrer Hemmerling, in schwarzer Lederjacke mit Fransen und Stickereien, unternimmt noch einen Versuch, umzusteuern: „Jemand, der beim letzten Mal die Ergebnisse gefälscht hat, kann jetzt nicht die Wahlen organisieren. Die Entschuldigungen des Bürgermeisters akzeptiere ich, aber Entschuldigen reicht nicht aus. Ich finde, es müssen auch Konsequenzen gezogen werden.“

Und der Tierarzt, der gerade einen SPD-Ortsverein gegründet hat, setzt hinzu: „Dass die Gemeindevertretung mal eben abstimmt, so einfach geht das nicht mehr. Das Volk hat dem Bürgermeister das Vertrauen entzogen, dieses Schauspiel hat mit Demokratie nichts zu tun.“

Sie bekommen lauten Applaus, Hände gehen im Saal nach oben. Jetzt fängt es an! Stegemann sagt: „Prima Bemerkungen. Wer will, kann einen Runden Tisch einberufen, ich schließe die Versammlung.“ Einen Moment wogt Bestürzung durch den Saal, dann ziehen alle resigniert ab.

Im Gasthaus Zink fasst ein zufriedener Stegemann kurz darauf das Treffen zusammen: „Schön kurz und schmerzlos.“

Werner Toews lehnt mit seinem großen Körper aus dem kleinen Fenster seiner Werkstatt und schreit Stegemann an, der draußen steht: „Weißt du, was du bist? Ein Klempner! Du hast gestern alles zusammengeklempnert. Und du willst ein Intellektueller sein!“ Er schlägt das Fenster zu und sagt: „Der Pfarrer ist auch ein Schlappschwanz, der denkt nicht im Traum daran, wirklich was zu tun. Der Kleine war wieder völlig obenauf. Reden kann er wie ein Buch, er ist nicht dumm. Die Versammlung hat er mit Stegemann gut ausgekungelt.“

Es ist wieder voll in der Werkstatt der Brüder Toews. „Die Leute fühlen sich verscheißert, aber tief im Innern sind sie auch froh, dass dieser Durdis noch im Amt bleibt. Es ist doch tiefraurig, dass wir keine Kandidaten haben, keiner will Verantwortung übernehmen. Die Leute hier, die sind immer noch nicht aufgewacht. Sie träumen vom großen Geld – aber ein Deutscher verkauft seine eigene Mutter für einen Zigarettenstummel –, sie

machen Ausflüge in den Westen und wissen nicht, dass wir eigentlich was Besseres zu tun haben.“

Er selbst ist momentan keinen Abend mehr zu Hause. Er macht in einer Umweltgruppe mit, Umwelt Aktiv. „Das kostet mich eine Menge Zeit. Die Genossen haben die Gruppe noch gegründet, die Bonzen von den LPGs sind auch dabei, das ist die Scheiße, aber es geht nicht anders. Wir können selbst nichts auf die Beine stellen, wir finden nicht genug Leute. Früher hatte jeder Versammlungen während der Arbeitszeit. Wer opfert einen halben freien Tag für eine Versammlung? Umweltbewusstsein existiert hier noch nicht. Büttner-Janner muss mit seinen Landwirtschaftsflugzeugen einen halben Kilometer von den Seen wegbleiben. Aber gestern sind sie wieder mit ihrem Dreckszeug einfach drüber weg geflogen. Es gibt zwanzig Hektar, auf denen die LPG Gülle ausbringt, bei dem hügeligen Land hier läuft das so in die Seen. Und dann auch noch viel Abwasser aus dem Dorf. Der Grenzwert für Ammoniak beträgt 0,01 Milligramm pro Liter, wir liegen zehnmal so hoch. Die Forellenzucht, auch so etwas (Abb. 14). Das Kraftfutter verursacht fünfzehn Tonnen Schlamm pro Jahr, sechs LKWs voll. Und wohin gehen die Forellen? In die BRD natürlich. Wir vom Anglerverband schaffen unsere Motorboote ab. Unser Anteil an der Verschmutzung ist nicht so groß, aber wir wollen ein Zeichen setzen. Die Seen sind fast tot. Kinder, die im Wasser spielen, kriegen Hautausschlag von den Blaualgen. Die Leute haben noch nicht begriffen, dass die Seen, die Landschaft, unsere Zukunft sind.“

In der Nähe der LPG-Tierproduktion riecht es penetrant nach Schweinen. Eine alte Frau putzt den Büroflur. Drinnen sitzen die Buchhalterinnen bei Kaffee und Kuchen. Sie wissen, dass ihre Arbeitsplätze auf dem Spiel stehen. In Büros arbeiten viel zu viele Angestellte, meist Frauen. „Es ist ein Wahnsinn, wie viel hier an Statistik gemacht wird.“

In Grahls Zimmer hängt eine Zeichnung von Lenin an der Wand. Er lässt Kaffee bringen, schlägt einen vertraulichen Ton an und redet, redet, redet. Er arbeitet jetzt ein gutes Jahr für die LPG. Natürlich ist der Betrieb nicht der modernste, wirtschaftlich hat die Genossenschaft noch keine Bedeutung, aber sie muss nach dem Vorbild der BRD umgestaltet werden. Die Ställe sind alt, Arbeitskräfte rar.

Im Dorf heißt es, dass bei der LPG-Tierproduktion nur „Asis“ – Asoziale – arbeiten, aus Berlin und den Städten im Süden, Wandervogel und



Abb. 14: Forellenmastanlage Fürstenwerder 1989 (Archiv der Heimatstuben Fürstenwerder)

Alkoholiker, die eine Weile bleiben und dann weiterziehen. Die Arbeit in den Ställen muss ein mieser Job sein, um drei Uhr nachts anfangen, ein bis zwei freie Tage im Monat. Wer in den Ställen arbeitet, muss doch bescheuert sein. Grahl bestätigt das: „Viele denken: Wenn man nichts gelernt hat, kann man immer noch Stallarbeiter werden. Es ist Knochenarbeit, und ansonsten: schlafen, essen, trinken, lieben. Ich habe junge Melker, die schon Rückenprobleme haben. Wir müssen intensivieren.“

Er führt mich herum wie eine Delegation, überschüttet mich mit Einzelheiten und guten Vorsätzen. Die Frage, ob er noch Parteimitglied ist, lässt ihn hochschrecken. „Woher wissen Sie das?“ Er stellt sich einen Tick zu dicht neben mich und bringt das Gespräch schnell wieder auf die Zauberformeln Technik, Intensivierung, Kontakte mit der BRD. Vor der Werkstatt stellt er mich unbeholfen den Schlossern vor. Er redet mit ihnen in etwas zu kumpelhaftem Ton. Einen von ihnen kenne ich schon vom zweiwöchentlichen Disco-Abend im Kulturhaus. Uli Stolzenburg. Damals nörgelte er: „Es ist eine Zumutung, an Ersatzteile zu kommen. Die Traktoren kommen aus Rumänien, das ist Schrott, so primitiv, und dann werden sie auch noch ohne Ersatzteile geliefert. Nach einem gewöhnlichen Lager

muss man manchmal in der ganzen DDR suchen. In letzter Zeit sagen wir uns gegenseitig: ‚Schufte dich nicht so ab, wenn die aus dem Westen kommen, machen sie hier sowieso alles platt.‘“ Als der Name Grahl fiel, schimpfte er los: „Das Schwein, den ‚Märchenprinz‘ nennen wir ihn auch. Der mit seinen Geschichten. Zweimal die Woche Leitungsversammlung, davon kriegen wir keine Ersatzteile, das hält die Leute nur von der Arbeit ab, getan wird nichts. Grahl ist noch einer von den alten Hasen, der hat für die Stasi gearbeitet.“ Jetzt weicht Uli Stolzenburg meinem Blick aus. Mit Grahl gehe ich zurück ins Büro, wir reden über die Dorfpolitik. Warum wurde in diesen Briefen an Modrow für die sofortige Wiedereinführung eines Staatssicherheitsdienstes plädiert?

„Die Staatssicherheit ist mir schnuppe. Aber vergessen Sie nicht, dass in Pasewalk, hier ganz in der Nähe, einer wohnt, der der Schönhuber der DDR werden soll.“

Das Gerücht, dass Grahl Beziehungen zur Stasi hatte, geht noch immer um. Er sagt: „Bei einer Vollversammlung der LPG letzte Woche bin ich direkt danach gefragt worden. Auch da habe ich gesagt, dass ich privat keine Beziehungen zur Stasi hatte.“

Aber als Betriebsleiter, das war normal in der DDR. Warum eigentlich?

„Betrieblich unterhielt ich Kontakte, ja. Es geht mir darum, dass meine LPG gegen Angriffe geschützt wird.“

Angriffe? Welcher Art?

Grahl sucht vergebens nach einer Antwort. Er muss einräumen, dass es immer sehr ruhig geblieben ist in Fürstenwerder. „Ach, wozu brauche ich eine Staatssicherheit. Mir geht es um die Rechte unserer Leute. Die müssen sichergestellt sein.“

Wieder erschrickt er wegen einer Frage zur Partei: Warum ist er Mitglied geblieben?

Er gewinnt schnell seine Fassung wieder und sagt: „Noch immer geht es um Frieden, Umwelt, noch immer streben wir danach, dass die Resultate der Arbeit denen zugutekommen, die die Arbeit geleistet haben. Auch unter dem alten System haben wir uns um Veränderungen bemüht. In den letzten vierzig Jahren ist doch einiges passiert. Auch wenn ich nie gedacht hätte, dass die Wirtschaftslage so schlecht wäre. Das Verteilungsprinzip in der DDR war nicht so falsch, aber das, was verteilt werden sollte, war nicht vorhanden. Die letzten zehn Jahre ist was schiefgelaufen, das stimmt.“

Machtmissbrauch, Korruption, das haben wir doch nie gewollt. Vielleicht haben sich zehntausend Funktionäre so was zuschulden kommen lassen, das belastet mich sehr. Ich hab mich immer sehr stark fürs Dorf eingesetzt, bei der Arbeit und in der Freizeit. Meine Frau auch. Ich weiß, dass viele Leute gegen mich sind, für mich ist der Zug abgefahren.“ Seine Stimme hat einen anderen Klang bekommen, wird unsicherer. Grahl weint. Ich blicke zu Boden. Mit erstickter Stimme versucht er weiterzureden: „Da ist so ein Hass auf die Partei. Habe ich dafür die ganzen Jahre gearbeitet, um zum Lynchobjekt zu werden?“ Nervös suchen seine großen Hände nach einem Taschentuch, noch immer bekommt er seine Stimme nicht unter Kontrolle: „Es gibt nur noch so wenig Leute im Dorf, mit denen man reden kann, das bedrückt mich so. Bitte entschuldigen Sie.“ Er macht eine unbeholfene Geste.

Klaus-Dieter Durdis läuft mit forschen Schritten durch die Ernst-Thälmann-Straße. Weit ausholend winkt er mir zu. Ein Stück weiter, bei der Gartenpforte neben dem Konsum und der volkseigenen Apotheke, steht Karl Schulz.



Abb. 15: Eisenbahnunglück 1912 in Fürstenwerder (Archiv der Heimatstuben Fürstenwerder)

Er mag die alten Bilder in seinem Kopf. Die Eisenbahn. Als er vier war, ist mal eine Lokomotive mit Bestimmung Schotterwerk in ihren Garten ge-

fahren, durch falsche Weichenstellung (Abb. 15). Die Russen haben nach dem Krieg die Schienen mitgenommen. Nur die Strecke nach Prenzlau wurde wieder instand gesetzt, 1948. Fünfzehn Jahre später fuhr schon wieder der letzte Zug. Die Gleise sind überwuchert, die Eisenbahnbrücken wurden gesprengt.

Vor dem Krieg wohnten achtundzwanzig Familien mit dem Namen Schulz im Dorf. Sie waren nicht miteinander verwandt, das muss er immer dazu-sagen, denn seine Frau ist auch eine geborene Schulz. Sie hatten alle einen Spitznamen, anders ging es nicht. So wie er, Karl Schulz, hießen schon fünf. Schmook-Schulz wurde er genannt. Er hängt an dem Namen, immer weniger Leute nennen ihn so. Es ist nur noch wenig übrig von früher. Er blickt über sein Grundstück. Das ist doch gut in Schuss mit den Klinkern. Er hat kürzlich die Scheunen neu decken lassen. Alle haben ihn für verrückt erklärt. Sollen sie doch. Sie werden schon noch dahinterkommen, wie verrückt der alte Schmook-Schulz ist. Geschäfte machen liegt ihm im Blut. Wer weiß, vielleicht verkauft er alles noch für einen Batzen Westgeld. Er hat keine Angst vor der Zukunft. Er hat vier Staatssysteme überlebt, Kaiser Wilhelm, die Weimarer Republik, die Nationalsozialisten und die Sozialisten. Schlechter als jetzt kann es nicht werden. Wahrscheinlich wird es wieder mehr so wie früher. Sollen die Touristen aus dem Westen doch kommen, die Strohmattentzen liegen auf dem Dachboden bereit. Aber ihm macht keiner was vor. Die im Westen sitzen schon auf ihren Geldkoffern bereit, um hier Geschäfte zu machen, und der kleine Mann wird wieder die Rechnung bezahlen. Leute, die zehn-, zwanzigtausend Mark Ersparnis-se haben. Das ist Verrat am Volk, ob der Verrat nun aus dem Osten oder dem Westen kommt. Die Landwirtschaft, das wird ein großes Problem. Vom Grund und Boden hängt alles ab, wenn das vernachlässigt wird ... Aber wenn es im gewohnten Trott vorangeht, ach, dann dösen sie hier in Fürstenwerder einfach weiter, wie in den vergangenen fünfundvierzig Jahren.

Anlage einer Tuchscherenfabrik am Ravit

Leonhard Riewald †, Prenzlau

Der vorliegende Artikel war für den 3. Band des „Jahrbuches des Uckermärkischen Museums- und Geschichts- Vereins in Prenzlau“ bestimmt.¹ Der Gymnasialprofessor, Rektor, Heimatforscher und Schriftsteller Leonard Riewald (1861–1945) aus Greifswald kam 1900 nach Prenzlau und wurde durch zahlreiche regionale Veröffentlichungen bekannt. Er starb am 25.04.1945 in Prenzlau bei einem Fliegerangriff.² Leonard schickte sein maschinenschriftliches Manuskript vermutlich 1943 an Dr. Emil Schwartz, das handschriftlich überarbeitet wurde (hier einzelne sprachliche Anpassungen durch die Redaktion). Insgesamt sechs Manuskripte lagen vor und wurden 1945 auf Veranlassung von Schwartz mit zahlreichen historischen Akten ausgelagert. Die meisten Akten liegen heute wieder im Prenzlauer Stadtarchiv, die sechs Manuskripte verblieben in Berlin.³

Der Ravit, der mittlere der drei Abflüsse des Unteruckersees, ist früher wirklich ein fleißiges Wässerlein gewesen. Manche gewerbliche Anlage an seinen Ufern hat er durch die lebendige Kraft seines schnell fließenden Wassers ermöglicht. So interessant es auch ist, den Werdegang all dieser Unternehmungen an sich vorübergehen zu lassen, für dies Mal wollen wir nur eine betrachten: Die Anlage einer Tuchscherenfabrik.

Wenn ein Tuch gewebt ist, ist die Oberfläche noch sehr uneben. Um eine glatte Fläche zu erzielen, muss das Tuch auf der ganzen Fläche gleichmäßig geschoren werden, und dazu sind besondere Tuchscheren nötig.

Vor etwa 150 Jahren (bezogen auf 1943) gab es in ganz Deutschland nur eine einzige Fabrik, in der solche Scheren hergestellt wurden, und die war in der Pfalz am Rhein. Da wünschte die Regierung in Preußen, dass auch in unserm Lande eine solche Fabrik eingerichtet wird. Nicht nur sollte das Geld im Lande bleiben, neues sollte uns zufließen.

Im Auftrage der Kgl. Kurmärkischen Kriegs- und Domänenkammer

¹ Der 2. Band erschien 1941, der 3. konnte kriegsbedingt nicht fertiggestellt werden.

² J. Theil: Prenzlauer Stadtlexikon und Geschichte in Daten. 2005, 150.

³ Geheimes Staatsarchiv Preuß. Kulturbesitz Berlin (Dahlem): Pr. Br. Rep. 8 Prenzlau Nr. 728. Der Uckermärkische Geschichtsverein erwarb 2013 eine Kopie aller sechs Manuskripte.

trat der Fabriken-Kommissarius Rauh 1784 an den Huf- und Waffenschmied Gottlieb Kannengiesser in Templin heran mit der Frage, ob er sich zutraue, eine noch nicht in den Preußischen Provinzen bestehende Tuchscherenfabrik mit einer kgl. Unterstützung anzulegen. Kannengiesser bejahte die Frage. Auf dem Rathause zu Templin wurde ein Protokoll darüber aufgenommen. Auf Kannengiessers Vorschlag hin wird ihm zur Einrichtung der Fabrik eine Unterstützung von 2.000 Talern versprochen, dazu zur Beschaffung der Materialien ein zinsloses Darlehen in derselben Höhe auf 15 Jahre. Letzteres soll als Hypothek auf sein Grundstück eingetragen werden. Alles aber nur unter der Voraussetzung, dass er brauchbare Tuchscheren liefere.

Auf der vielseitigen Suche nach einem passenden Fabrikorte findet Kannengiesser den Ravit in Prenzlau geeignet, der in dem Hause Johann Friedrich Kempes, Neustadt 760/61, eine Lohmühle treibt. Er kauft 1794 für 2.250 Taler das Kempesche Grundstück, zu dem auch der Ravitteich auf der anderen Seite der Strasse gehört (wo jetzt das große Haus Nr. 692a steht), mit der Mühle im Hause und mit der Mühlen- und Fischereigerechtigkeit. In dem Hause will er statt der Lohmühle die Tuchscherenfabrik mit Hammerwerk und Schleifmühle anlegen. Er bittet den Magistrat, den Ravitgraben fast in ganzer Länge verbreitern und an der Ucker einen neuen Durchstich von 6 Fuß Breite vornehmen zu dürfen.

Der Magistrat stellte aber diesem Vorhaben manche Bedenken entgegen: Den Mühlen am Mittelgraben und an seinen Verzweigungen würde zuviel Wasser entzogen; der untere Teil des Ravitgrabens würde das viele Wasser nicht schnell genug

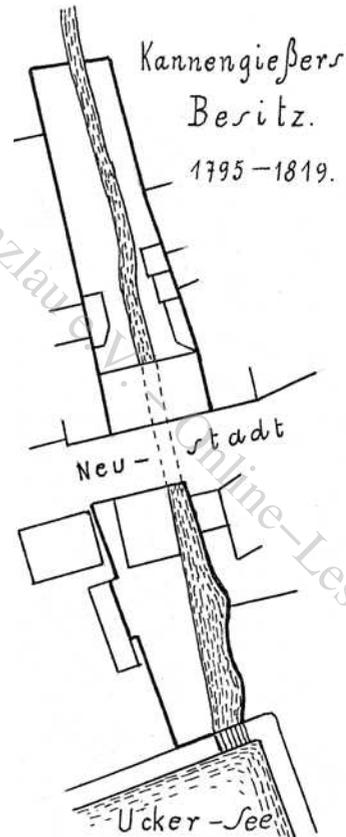


Abb. 1: Zeichnung vom Grundstück Neustadt 760/761 (Zeichnung: L. Riewald)

in den Mühlenstrom ableiten können, sodass die Anwohner dort Überschwemmung ihrer Wiesen fürchten müssten, durch die Verbreiterung des Grabens und Erweiterung der steinernen Brücke in der Neustadt würden große Kosten entstehen. Da aber die Regierung eine solche Fabrik wünsche, möge Kannengiesser eine bessere Gelegenheit in der Uckermark suchen und die Lohmühle wieder verkaufen. Seine Antwort: Er könne nur mit Verlust verkaufen und müsse noch zwecklos Geld verreisen; dann sei er ein ruiniertes Mann.

Die Regierung hat plötzlich im Januar 1800 keine Hoffnung, dass Kannengiesser das Werk vollenden können, und will sich zurückziehen. Dieser hat aber schon sein ganzes Vermögen in das Unternehmen gesteckt und ist seines Erfolges sicher, ihm fehlen nur die weiteren Mittel; er verlangt zunächst 1.545 Taler. Die Regierung will an ihrem Versprechen festhalten, wenn er aus eigenen Mitteln oder in Verbindung mit einem reichen Teilnehmer brauchbare Tuchscheren wird hergestellt haben. Auch verlangt sie einen von dem Kondukteur Kleimann anzufertigenden Plan von dem anzulegenden Schleif- und Hammerwerk.

Aus der Antwort Kannengiessers auf den Bescheid vom 30. Januar 1800: *„Anlangend den nun zur Ausführung dieser Entreprise benannten 1.545 Talern, so ist dies nichts mehr als die Summe meines durch dieses seit 14 bis 15 Jahren in Anregung gewesene und so verschiedentlich veränderte Projekt erlittenen Verlustes, den ich zum Teil noch mit 4 bis 5 Prozent habe verzinzen müssen und dessen Erstattung ich nach meiner Einsicht um so mehr rechtlich fordern zu können glaube, da ich nicht der Autor dieses Projektes bin, sondern zuerst vonseiten des Kgl. Fabrik- und Commerz-Departements zu Rathause in Templin zu dieser Entreprise unter dem Versprechen eines Vorschusses von 4.000 Talern aufgefordert wurde. (...) Ich hatte als Altermann des Schmiedegerwerkes zu Templin um so mehr mein gutes Auskommen, da ich mich auf meine in diesem Gewerbe erlangte Geschicklichkeit verlassen konnte, auch eine gute Kundschaft hatte“*. Ein Gutachten Sachverständiger wurde beigefügt. Nach diesem hält der Magistrat das Werk für ausführbar und empfiehlt dessen Unterstützung zum Wohle des *„bekanntlich geringen Nahrungsstandes der Stadt Prenzlau“*. Die Regierung gibt folgenden Bescheid: *„Kannengiesser hat wohl manche Summen zur Umwandlung des Gebäudes hergeben müssen; doch ist ihm eine Unterstützung nur zur Anlegung der Tuchscherenfabrik verheißten worden. Wenn er diese zustande bringt, soll er einige Probescheren*

einreichen, und wenn diese für brauchbar befunden werden, soll er die verheißenen 2.000 Thaler erhalten.“

Auf die Anfrage, was er seit dem 25. Juli 1800 geschafft habe, berichtet Kannengiesser am 11. März 1801: *„Er hat das Wasserrad mit Welle anfertigen lassen, den Wassergang und den Kanal vom Wasserrade an 17 Ruten lang oben 9, unten 8 Fuß breit und 5 ½ Fuß tief in gerader Linie neu ausgegraben und mit Dielen ausgeschält bis dahin, wo der Graben eine starke Wendung nach rechts macht, um dann mit einer Biegung nach links sich in den Strom zu ergießen. Die Fortsetzung solle zur besseren Ablenkung des Unterwassers in gerader Linie nach dem Strome gehen. Ferner hat er beschafft einen sog. Schwanzhammer, 1 Ztr. schwer, nebst Amboss, Pfannen und Hälsen, zusammen 7 Ztr. 20 Pfd. schwer. Zu diesem allen hat er 500 Thaler aufnehmen müssen. Es sind noch nötig: der große Hammer, gen. der Aufwerfer oder Zuschlager mit Amboss u.s.w., 13 Ztr. schwer, das Holzgerüst dazu und die Instandsetzung der Schleiferei und des Gebläses. Dazu wären etwa 600 Thaler nötig. Das zu den Probeschere[n] nötige Eisenmaterial in der benötigten Qualität ist schon vorhanden.“*

Auf Befürwortung des Magistrats gewährt die Kgl. Kriegs- und Domänenkammer einen Vorschuss von 600 Talern, die der Magistrat nach und nach auszahlen soll, wie der Bau der Fabrik fortschreitet. Sie sollen aber als auf dem Hause lastende Schuld eingetragen werden und sind zurückzuzahlen, wenn Kannengiesser nicht binnen Jahresfrist gute und preiswürdige Tuchscheren liefert.

400 Taler werden dem Kannengiesser im November 1801 ausbezahlt, er bittet um die restlichen 200 Taler. Der Magistrat befürwortet den Antrag, da die Probeschere[n] z.T. in Gegenwart von Ratsherren schon fertiggestellt und für gut befunden sind. *„Dieser ingeniose Mann hat nun wirklich durch die Tat bewiesen, dass er das Werk vollkommen zu Stande bringen kann und wird, sodass keine Tuchscheren aus dem Auslande eingebracht zu werden brauchen.“*

Unter dem 16. August 1802 verlangt die Regierung, Kannengiesser solle unter kommissarischer Aufsicht ein Paar Probeschere[n] anfertigen, mit besonderem eingeschlagenen Zeichen versehen und dem Manufaktur-Kollegium unter Angabe des Preises einsenden. Er solle mit einem Gewinn von 4 Sgr. auf den Taler abgefunden werden.

Kannengiesser berichtet sofort: *Die Probeschere[n] sind schon fertig, sie sind in Gegenwart der Magistratskommissare angefertigt, was der Magistrat be-*

scheinigt, aber nicht mit einem eingehauenen Zeichen versehen, weil sie schon fertig waren, als der Auftrag ihn erreichte. Das Stück könne er nicht unter 16 Talern liefern. Unter „einem Paar Scheren“ verstehe er eine Schere, da sie 2 Flügel hat.

Der Sicherheit halber hat Kannengiesser die Probeschere selbst überbracht. Das Kgl. Manufaktur- und Commerz-Kollegium rügt dies; der Magistrat hätte sie in einem versiegelten Kollo einsenden sollen. Nun fehlt der Beweis der Identität. *„Kannengiesser hat seine verfertigten vielleicht mangelhaften Scheren sehr leicht gegen bessere umtauschen können. Außerdem bemerken wir, dass diese Scheren nicht mit einem Zeichen, wie vorgeschrieben, versehen sind“.* Kannengiesser soll noch zwei Paar neue Scheren anfertigen; vorher könne er keine weitere Abschlagszahlung auf die versprochenen 2.000 Taler erhalten.

Der Magistrat antwortet unter dem 2. Okt. 1802: Kannengiesser sei dazu bereit, wenn ihm die Möglichkeit gegeben wird, das nötige Material zu beschaffen. Im übrigen hätten Magistrat und Kannengiesser allen Vorschriften so weit als möglich genügt, und fügt hinzu: *„Wir müssen noch bekunden, dass dieser wirklich sehr industriöse Mann durch diese Unternehmung, wozu er aufgefordert und ermutigt worden, durch die Länge der Zeit in seinem Vermögen sehr geschmälert und ganz zurückgekommen ist. Wenn ihm nicht eine schleunige Unterstützung zur Vollendung des für den Staat sehr nützlichen Werkes, dem er nach dem bereits gezeigten Erfolge wohl völlig mit der ihm verheißenen Unterstützung gewachsen ist, würde er ganz ruiniert werden“.*

Drei Wochen später hat Kannengiesser selbst noch in einem besonderen Schriftsatze an den Magistrat die ganze Entwicklungsgeschichte seines Werkes dargelegt, um nachzuweisen, dass er mit Recht eine weitere Unterstützung erwarten dürfe. In demselben sagt er u.a. von dem Protokoll, das auf dem Templinschen Rathause über sein Engagement aufgenommen ist: *„Wo dieses mein Vernehmungsprotokoll, worauf ich mich des öfteren in meinen Vorstellungen bezogen habe, nun hingekommen ist, will niemand wissen. Nach unendlichen aktenkundigen Schwierigkeiten, Vorschlägen, Untersuchungen, Anweisungen, Verwerfungen, Unterhandlungen, Besichtigungen und Reisen, wodurch ich nachgewiesenermaßen einen sehr ansehnlichen Verlust meiner Nahrung als Altermann des Schmiedegewerks zu Templin und an meinem erworbenen Vermögen erlitt, gedieh dieses Projekt“.* Über das Fehlen seines Zeichens an den Scheren, das er doch schon klar begründet hat, be-

merkt er mit etwas – wohl berechtigter – Ironie: *„Dass dadurch der Beweis, diese Scheren selbst angefertigt zu haben, fehlt und sie ihre Identität verloren haben sollten, will mir aus dem ganz simplen Grunde nicht einleuchten, weil im ganzen preußischen Lande niemand solche Scheren macht und machen kann, die auswärtigen aber an dem darauf befindlichen Stempel oder Zeichen sogleich zu erkennen sind“*.

Am nächsten Tage hat der Magistrat diesen Schriftsatz weiter gereicht, worauf die Kriegs- und Domänenkammer, die etwas schwer verständliche Antwort gibt, sie sehe nicht ein, wie zur Anfertigung zweier Scheren, die man für 36 Taler kaufen könne, 300 Taler nötig wären. Ferner möge Kannengiesser nachweisen, *„dass er gerade zu diesen zwei Scheren einer neuen Schleifmaschine bedürfe und dass hierzu ein so beträchtlicher Vorschuss von 300 Talern erforderlich sei“*.

Der Magistrat weist in seiner Antwort am 17. Februar 1803 sehr energisch auf Kannengiessers Notlage hin, in die ihn die Regierung durch das Hin- und Herschreiben selbst gebracht hat. Diese hat inzwischen die Probeschere von Sachverständigen begutachten lassen; sie wurden – nur nach dem Augenschein, ohne Versuch – sehr verschieden beurteilt. Die hier in Prenzlau angestellten Versuche sind aber sehr gut ausgefallen. Darum verlangt der Magistrat schleunige Auszahlung der restlichen 1.400 Taler.

Nach Jahresfrist, im Februar 1804, verfügt die Kgl. Kurm. Kriegs- und Domänenkammer, es sollen dem Kannengiesser die 1.400 Taler ausgezahlt werden, wenn er einen klaren Plan vorlegt, wie er diese Summe verwenden will, und sich verpflichtet, die Verfertigung von Tuchscheren mindestens zehn Jahr fortzusetzen. Es ist inzwischen ein wirklicher Versuch vorgenommen worden, der gut ausgefallen ist. Ein heller Lichtblick! Kannengiesser ist dem Ziel seiner Wünsche sehr nahe.

Der Magistrat bittet in Kannengiessers Sinn um sofortige Auszahlung der 1.400 Taler, damit das Werk vorwärtsgehe, und um ein Privileg auf zehn Jahre. Über die Verwendung der Summe legt Kannengiesser einen ausführlichen Plan vor. Doch eine neue Regierungsverfügung verlangt, der Magistrat solle die 1.400 Taler auszahlen und vorläufig als Hypothek eintragen lassen. Das Privileg kann dem Kannengiesser nicht ausgestellt werden; das könnte leicht dazu führen, *„dass sich der p. Kannengiesser vernachlässigte, sobald er die Überzeugung hat, dass neben ihm niemand eine solche Fabrik anlegen dürfe“*.

Nun musste eine bedeutende Änderung vorgenommen werden. Im August 1804 hat Kannengiesser durch Versuch sich überzeugt, dass durch die starken Erschütterungen durch das doppelte Mühlenwerk sein Haus und die Nachbarhäuser sehr leiden würden. Er stellt darum den Antrag, das Mühlenwerk nicht in seinem Hause sondern auf dem urbaregemachten Ravit, dem späteren Holzhofe, aufführen zu dürfen, was der Magistrat auch genehmigt. Im November 1804 werden neue Anschläge gemacht, und nach diesen wird bis Mai 1805 gebaut. Auf der der Stadt abgewandten Seite des Ravits entsteht ein über 40 Fuß langes, 25 Fuß breites Fabrikgebäude mit zwei großen Hämmern, 1 ½ Zentner schwer, bewegt durch ein im Ravit angebrachtes Wasserrad, daneben ein Schmiedefeuer, dessen Gebläse durch ein zweites kleineres Wasserrad getrieben wird. Auf der anderen Seite des Ravits, stadtseitig, ist die Schleiferei in einem Gebäude von 23 Fuß Länge und 20 Fuß Breite. Sie wird durch ein drittes Wasserrad in Tätigkeit gesetzt.

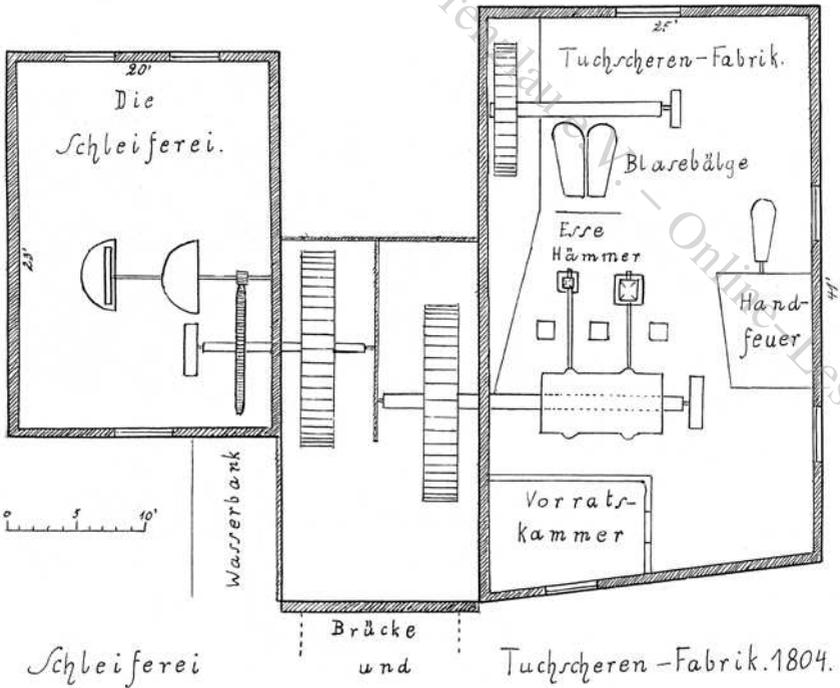


Abb. 2: Plan der Tuchscherefabrik (Zeichnung: L. Riewald)

Kannengiesser fordert den Magistrat auf, seine Tuschscherefabrik und die Schleifmühle prüfen zu lassen und, wenn sich keine erheblichen Mängel zeigen, ihm die Freigabe des königlichen Gnadengeschenks von 2.000 Talern, die vorläufig als Hypothek auf seinem Haus eingetragen seien, zu bewirken. An die Fabrikation zu gehen, dazu fehlt es ihm noch an Eisen, Stahl und Kohlen. Zur Beschaffung dieser Materialien müsse er noch die kgl. Unterstützung erbitten, die ihm ja in Aussicht gestellt sei: ein zinsfreies Darlehen von 2.000 Talern auf 15 Jahre.

Die von Kannengiesser beantragte Prüfung, der Schlussakt seines Unternehmens, zog sich in die Länge. „*Da brachen*“, so heißt es in einem zeitgenössischen, in die Akten übergegangenen Bericht, „*die Kriegerunruhen herein. Bei der französischen Invasion erlitt der Kannengiesser wie der größte Teil unserer Stadtbewohner (es war 14 Tage nach der unglücklichen Schlacht bei Jena und Auerstedt) eine totale Plünderung, und das Haus blieb in seinem unvollkommenen und unausgebauten Zustande liegen, worin es noch jetzt ist, da es dem Besitzer an Mitteln fehlte, den Ausbau zu bewirken, und er auch unfähig war, die benötigten bedeutenden Materialien zur Herstellung der Tuschschere anzuschaffen.*“ In dem Hause der Schleifmühle hat Kannengiesser eine Grütz- und Graupenstampfe angelegt, dazu auch einen Holzhandel angefangen; zur Herbeischaffung des Holzes bediente er sich eines selbstgebauten Schiffes. Später fertigte er Sensen an.

So war schon das Jahr 1818 gekommen. Nachdem durch zwei Revisoren festgestellt war, dass die Fabrik fähig sei, Tuschschere anzufertigen, Kannengiesser also die gestellte Bedingung erfüllt habe, befürwortete der Magistrat Kannengießers Antrag, die Hypothek von 2.000 Talern, die nur vorläufig bis zur Erfüllung der gestellten Bedingung auf sein Grundstück eingetragen wurde, zu löschen; doch der Antrag wurde abgelehnt.

Kannengiesser sah sich genötigt, den Holzhof zu verkaufen, um dem Drängen seiner Gläubiger nachgeben zu können. Er wollte die Gerechtigkeit auf eine Lohmühle – woraufhin der Magistrat ihm die Anlage einer Tuschscherefabrik auf dem Holzhofe gestattet hatte – wieder in seinem Hause ausnutzen, aber statt der Lohmühle eine Schrot- und Graupenmühle aufbauen. Dies wurde ihm aber wegen der Konkurrenz der städtischen Mühlen, die das Bedürfnis reichlich deckten, nicht gestattet. Den Holzhof – also das Grundstück, auf dem die Fabrik stand – verkaufte er 1819 an den Branntweinbrenner und Holzhändler Kühl. 1823 wurde das

Haus Nr. 760/61, mit dem die Aalfanggerechtigkeit auf dem Ravit verbunden war, für 2.000 Taler an den Holzhändler Börger verkauft.

Was war nun das Ergebnis des fast vierzigjährigen Ringens? Drei tadellose Tuchscheren, das Meisterstück eines großen Meisters! Weiter nichts? Ja doch! Eine vollständige Tuchscherenfabrik und eine Schleifmühle mit drei Wasserrädern und einem Hammerwerk mit zwei schweren Hämmern – aber stillgelegt. Weggeworfenes Geld! Eine verschuldete Familie, einst wohlhabend, jetzt am Hungertuche nagend. Ihr Haupt ein Mann mit klarem Kopf, geschickter Hand und großen Gaben des Herzens und des Willens, ein für das Gemeinwohl glühender Charakter, dessen Wanderstab zum Bettelstab wurde! Woher dieser Misserfolg? Ja woher? Nicht durch die Schuld des braven Mannes; er steht vor uns als ein unermüdlicher Kämpfer, ein lebendiges Denkmal, ein Denkmal der Arbeit!



Abb. 3: Der Bereich des Ravit heute.

blau: Ravitgraben, rot: Grundstück Kannegießer südlich der Neustadt-Straße (Foto: Dr. M. Schulz)

Warum die Hausnummerierung der Prenzlauer Alt- und Neustadt in den letzten Jahrhunderten mit der Nr. 2 begann.

Aus der Geschichte des Hausgrundstückes Mühlenstraße Nr. 1

Frank Wieland, Prenzlau

Die alte Hausnummerierung der Prenzlauer Alt- und Neustadt, die hintereinander alle Straßen durchlief, begann in den letzten Jahrhunderten bis nach der Entrümmerung der Stadt sowie den umfangreichen Straßenumbenennungen 1951 mit der Nr. 2 in der Mühlen-, späteren Wittstraße (heutiger Marktberg) und endete mit der Nr. 826 am Kupferschmiedegang unweit der Nr. 2. Die ehemalige Hausnummer 1 war über 100 Jahre nicht mehr existent, was immer wieder für Verwunderung sorgte. Warum dies so war, zeigt ein Blick in die Geschichte des Hausgrundstückes Mühlenstraße Nr. 1.

Ursprünglich waren die Grundstücke in der Stadt Prenzlau nur nach den Grundstückseigentümern bezeichnet worden. Dieses änderte sich mit der Anlegung des Prenzlauer Feuerkassen-Katasters 1718⁽¹⁾ und des Prenzlauer Hypothekenbuches 1730–1733, in denen eine durchlaufende Nummerierung der Grundstücke nach den Vierteln und Straßen vorgenommen wurde. Im späteren Grundbuch, welches sich aus dem Hypothekenbuch entwickelte, wurde diese Nummerierung übernommen. Sie deckte sich auch mit den Hausnummern.⁽²⁾⁽³⁾ Hinzukommenden Gebäuden wurde die nächste freie Nummer innerhalb eines Viertels zugeordnet. Da aber freie Hausnummern nicht unbegrenzt zur Verfügung standen, vergab man fortlaufend neue Nummern am Ende der Zahlenreihe. Nummern, die eigentlich für das Neustädtische Viertel bzw. die Neustadt vorgesehen waren. Wurde das Durcheinander dann zu groß, wurde die ganze Stadt einfach neu nummeriert. Das geschah 1740, 1745, 1755 und 1759. Nach 1759 blieben die Hausnummern dann bis auf wenige Ausnahmen bis zur Beräumung der Trümmer nach 1945 unverändert.⁽³⁾ Die Hausgrundstücke Nr. 1 bis 181 lagen im Kuhviertel der Altstadt, die Nr. 182 bis 343a im Blindowschen Viertel der Altstadt, die Nr. 344 bis 500 im Steinviertel

der Altstadt, die Nr. 501 bis 651 im Uckerviertel der Prenzlauer Altstadt, die Nr. 652 bis 788 im Neustädtischen Viertel (Neustadt), die hinzugekommenen Hausgrundstücke Nr. 789 bis 792d in der Lindenstraße und die Nr. 793 bis 826 (Wiekhäuser) lagen wieder in der Altstadt entlang der Stadtmauer und waren jeweils den Altstädtischen Vierteln zugeordnet, was aus den alten Grundakten des Magistrats der Stadt Prenzlau und aus dem Prenzlauer Häuser-Kataster von 1812 im Prenzlauer Stadtarchiv zu entnehmen ist.

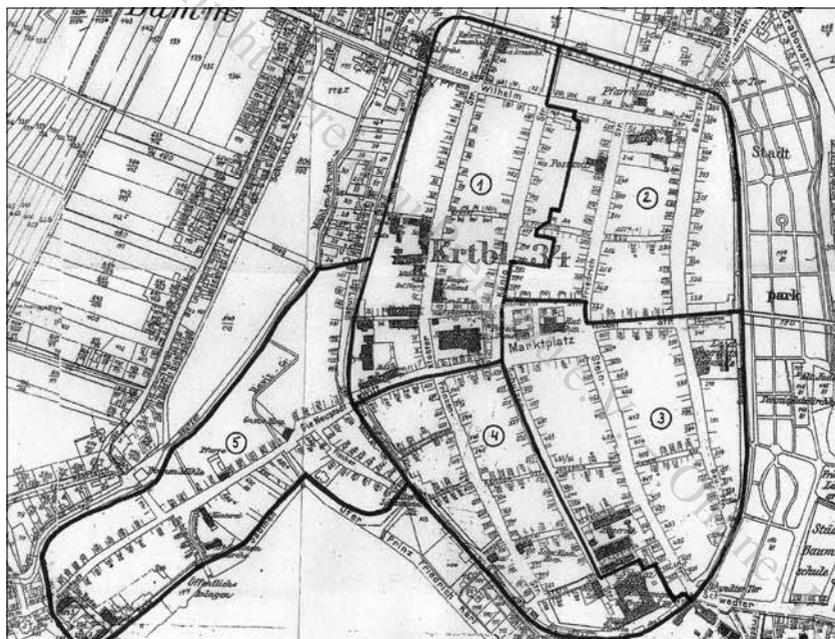


Abb. 1: Die alte Prenzlauer Vierteileinteilung nach dem Prenzlauer Häuser-Kataster von 1812.¹
 1 – Kuhviertel, 2 – Blindowsches Viertel, 3 – Steinviertel, 4 – Uckerviertel, 5 – Neustädtisches Viertel

Das seit 1759 so bezeichnete Grundstück Mühlenstraße Nr. 1 am Mittelorturm (spätere Wittstraße und heutiger Marktberg) befand sich im Kuhviertel der Prenzlauer Altstadt. 1694 war mit Genehmigung des Magistrates durch den Weißgerber Bartholomäus Roge an der Nordseite des Mittelturmes ein kleines Haus (Bude) angebaut worden. Zwischen diesem

¹ Band 1 bis 6 (Stadtarchiv Prenzlau Pr. Br. Rep. 8 Prenzlau Nr. 109–114), übertragen in den „Übersichtsplan der Uckermärkischen Hauptstadt Prenzlau“ von 1909/10 (Auszug).

Haus und dem Heiliggeist-Hospital hindurch setzte sich, gegenüber vom Kupferschmiedegang, der Rondesteig an der Stadtmauer bis zur Kreuzstraße hin fort.⁽⁴⁾



Abb. 2: Die Umgebungsbebauung am Mittelturm nach einem Gouache-Gemälde von Professor Alberti um 1795 (Repro im Fotoarchiv des Uckermärkischen Geschichtsvereins zu Prenzlau e.V.)

Die dadurch entstandene Hausstelle bzw. das Grundstück war hiernach vermutlich ursprünglich eine Budenstelle.⁽⁴⁾⁽⁵⁾ Buden wurden die kleinen Häuser genannt, welchen keine Wiesen zugelegt waren.⁽⁶⁾ Später waren jedoch laut einer Auflistung vom Jahre 1853 dem nunmehrigen Wohnhaus Nr. 1 zugeordnet:

- eine Wiese im Großen Bruche,
 - eine Landkavel im Fohlenbruche und
 - eine Landkavel in der Schlächterkoppel von 9 Quadrat-Ruthen,
- die nach dem Eigentumsübergang an die Kämmerei bzw. Stadtgemeinde Prenzlau verpachtet wurden.⁽⁷⁾

Der Weißgerber Bartholomäus Roge (Rogoß) war aus Insterburg zugewandert und sei zeitlebens beständig krank gewesen. Er habe daher später seiner Witwe außer dem von ihm an der Stadtmauer angebauten kleinen

Häuschen mit der Hausnummer 1 nichts hinterlassen können.⁽⁸⁾ Als Ostpreuße wird der Weißgerber seinen Namen Rogoß wie Ragoß ausgesprochen haben. Daher tauchen auch immer wieder verschiedene Namensschreibweisen auf.⁽⁸⁾

Das Vorderhaus bzw. Wohnhaus war nach dem Gouache-Gemälde von Prof. Alberti „Marienkirche mit Heiliggeistkirche und Mittelorturm“ ein kleines zweigeschossiges Fachwerk-Traufenhaus von zwei Achsen (Anzahl vertikaler Fenster-/Türachsen der Fassade) mit Satteldach, das an der Nordseite des Mittelorturmes mit dem Giebel angebaut war.

Es war hiernach ein Haus von drei Gebind und war zweifach lang. Ein Gebind(e) ist die konstruktive Einheit aus tragenden, sich gegenüberstehenden Ständern und sie verbindenden Querbalken sowie dem Sparrenpaar, sie bilden eine Querscheibe innerhalb des Fachwerkgerüsts. Die Bezeichnung war mitunter auch nur für den aus Sparren und Dachbalken gebildeten Dreiecksverband im Sparrendach üblich.⁽⁹⁾ Ein Gefach ist das von Hölzern umschlossene Feld einer Fachwerkwand, das durch Ausfachung, Fenster oder Tür geschlossen wird.⁽⁹⁾ Die Zahl der Hauptstände einer Seite (Gebind) war seit dem 17. Jahrhundert die durch Gesetz fixierte Grundlage für die Längenangabe eines Hauses und löste damit die zuvor übliche Zählung nach Fach ab (Abstand der Sparrenpaare (Gebind) voneinander).⁽¹⁰⁾ Im 18. Jahrhundert wurde diese Vermaßung durch die Längenangabe von Fuß und Zoll abgelöst.⁽¹⁰⁾ Genaue Bauzeichnungen (Grundrisse, Schnitte oder Ansichten) vom Rogoß'schen Haus sind leider in der alten Grundakte des Magistrats im Prenzlauer Stadtarchiv nicht überliefert.

1704 verstarb der Weißgerber Bartholomäus Rogoß.⁽⁵⁾ Seine Witwe ernährte sich nur mühselig mit Spinnen und „*stehe den Ihrigen wohl für*“.⁽⁸⁾⁽¹¹⁾ Ihr Sohn, Christian Gottfried Ragozy, war der Begründer der gleichnamigen, bekannten Druckerei in Prenzlau.⁽⁵⁾ 1718 hatte das Gebäude der „Witwe des Bartholomäus Roggoss“ einen Taxwert von 100 Talern.⁽¹⁾ 1743 wurde die Bude von den Erben der Witwe Rogoß verkauft⁽⁵⁾ und 1750 wird der Weißgerber Diedrich Wallich in der „Servis-Anlage der Stadt Prentzlow vom 1. Januarii bis ult. Junii 1750“ (Grund- und Gebäudesteuerliste) als Grundstückseigentümer geführt.⁽¹²⁾⁽¹³⁾

1753 und die folgenden Jahre war der Nagelschmied Christian Heyse Grundstückseigentümer.⁽¹⁴⁻¹⁷⁾⁽¹⁹⁾ 1760 wurde er auch „Heise“ geschrieben.⁽¹⁸⁾

Noch 1766 erscheint er als Grundstückseigentümer in der Servis-Grundanlage.⁽²⁰⁾ 1791/92 war dann die Witwe Hayse Grundstückseigentümer.⁽²¹⁾

Es fällt deutlich auf, dass auch hier, wenngleich es sich um dieselben Familienmitglieder oder Personen handelt, die Namensschreibweisen doch recht verschieden waren, was daher rührte, dass die Namen dem jeweiligen Schreiber mündlich zugetragen wurden und jeder Schreiber die Namensschreibweise nach seinem Verständnis umsetzte. Dieses änderte sich erst mit der standesamtlichen Registrierung im 19. Jahrhundert. Würde man aus heutiger Sichtweise also meinen, Personen aus den alten Zeiten ganz einfach und schnell in heute gängigen Datenbanken finden zu können, so würde dies mitunter wenig nützen, denkt man allein an die vorerwähnten, fast abenteuerlich auseinanderdriftenden Namensschreibweisen „Roge“, „Rogoß“, „Ragoß“ und „Ragoczy“ zurück. Jeder Familienforscher wird sicherlich bereits diese Erfahrung gemacht haben, wenn der Stammbaum endet und ein Anschluss vorläufig nicht zu finden ist. Doch nun zurück zur Grundstücksgeschichte.

Im Jahre 1812 befand sich das Grundstück Mühlenstraße Nr. 1 dann im Eigentum des Nagelschmiedemeisters Johann Heinrich Eckhardt, der aus Magdeburg stammte und am 29.04.1793 das Prenzlauer Bürgerrecht erworben hatte.⁽²²⁾⁽²⁴⁾ Vermutlich hatte er es um 1793 von der Witwe Heyse erworben und es war nunmehr schon fast 20 Jahre in seinem Besitz. Nach dem Prenzlauer Häuser-Kataster von 1812, das die Taxen der sämtlichen Gebäude zur Feuerversicherung enthält, war das Hausgrundstück wie folgt bebaut:

„Das Wohnhaus von Holz, die vordere Fronte gemauert und die übrigen Fache gelehmt, worin 1 Balckenkeller befindlich. Länge 22 Fuß, Breite 24 Fuß, Etagen 2, Höhe 1te Etage 9 Fuß, Höhe 2te Etage 8 Fuß, die untere Grundfläche des Gebäudes enthält 528 Quadrat-Fuß, kostet neu pro Quadrat-Fuß 1 Thlr. 10 Gr. 6 Pf., neuer Werth des Gebäudes 755 Rthlr., jetziges Verhältniß zum neu Werth $\frac{1}{4}$ (geä. $\frac{3}{8}$), der jetzige Werth einzeln an Summa 200 (geä. 300) Rthlr.

Die Schmiede aus gelehnte Fache 1 mal verriegelt. Länge 24 Fuß, Breite 19 Fuß, Etagen 1, Höhe 1te Etage 7 Fuß, die untere Grundfläche des Gebäudes enthält 456 Quadrat-Fuß, kostet neu pro Quadrat-Fuß 20 Gr., neuer Werth des Gebäudes 380 Rthlr., jetziges Verhältniß zum neu Werth $\frac{1}{4}$, der jetzige Werth einzeln an Summa 100 Rthlr., Summarum 300 (geä. 400) Rthlr.“⁽²²⁾

(Umgerechnet auf das heutige Längenmaß beträgt 1 Fuß (= 12 Zoll) 31,385 cm, 1 Zoll (= 12 Linien) beträgt = 2,615 cm.)⁽²³⁾

Abb. 3:
 Lageplan der Bebauung
 (X – Wohnhaus)
 am
 Mittelturn 1842 von
 L. Riewald nach einer
 Zeichnung im
 Prenzlauer Stadtarchiv
 (Heimatkalender
 Prenzlau 1929, S. 141)

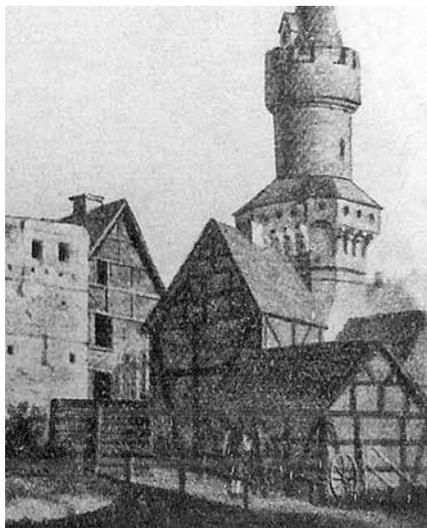
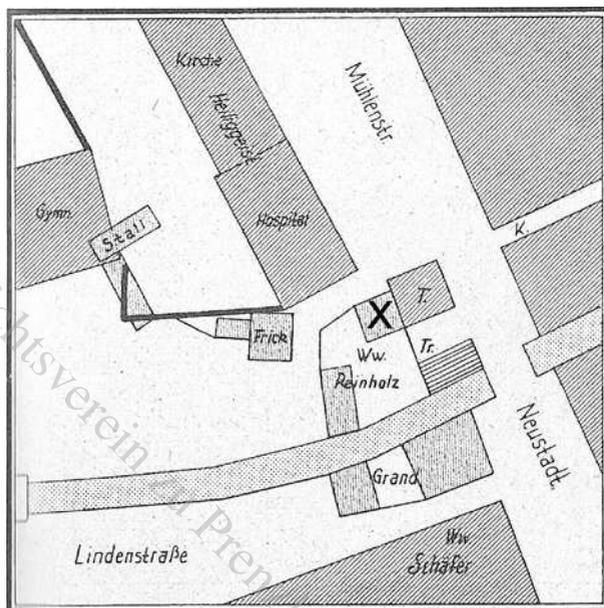


Abb. 4, 5: links: Das Fachwerkgebäude Mühlentstraße Nr. 1 (Rückseite am Mittelgraben) um 1795, Ausschnitt aus dem Gouache-Gemälde von Professor Alberti; rechts: Dasselbe Haus 1842, Ausschnitt aus einer Zeichnung von August Wilhelm Ferdinand Schirmer (beide: Repro im Fotoarchiv des Uckermärkischen Geschichtsvereins)

Im Jahre 1840 war der Nagelschmiedmeister Reinhold Grundstückseigentümer.⁽⁷⁾ Sieben Jahre später waren er und seine Witwe verstorben.

Am 18. Juni 1847 richtete der Magistrat an die Stadtverordneten eine Anfrage, ob der Ankauf des Wohnhauses Nr. 1 nebst Zubehör zum Abbruch genehmigt werden würde. Am folgenden Tag wurde das Ansinnen durch die Stadtverordneten zum Kaufpreis von 1.200 Taler genehmigt. 43 Stadtverordnete waren anwesend, 5 Stadtverordnete gesetzlich entschuldigt. Sie konnten sich „jedoch nicht damit einverstanden erklären, daß in dem darüber gerichtlich auszufertigenden Contracte die Verleihung der Präbende (Stiftsstelle bzw. Wohnstelle im Hospital) als Kaufbedingung aufgestellt wurde, (sie) sind vielmehr der Ansicht, daß diese Verleihung vor Abschluß des Kaufcontracts Seitens unserer Armen-Deputation in der Art erfolgen müsse, daß den Dresselschen Eheleuten die erbetene Präbende nur unter der ausdrücklichen Bedingung ertheilt werde, daß sie das qu. Grundstück der Stadt für den festgesetzten Preis überlassen“.⁽⁷⁾ Der Magistrat bemerkte am 29. Juni 1847 hierzu „ergebenst, daß unter dem Zubehör eines Wohnhauses unter anderen Gegenständen (§ 761 Seq. I. II. des A.B.R.) hier am Ort die Abfindungs-Ländereien für die Aufbütung gemeint werden, und daß die Verleihung der Präbende auf Inhalt des Vertrages, welchen wir verlegten, als Bedingung des Kaufcontracts nirgends stipulirt (verabredet) ist“.⁽⁷⁾

Am 12. Mai 1848 wurde der Kauf verhandelt und der Kaufvertrag geschlossen.⁽⁷⁾ Zu dem Termine „erschieden bekannt und verfügbare“

1. die verehel. Nagelschmiedmeister Dressel, Marie Elisabeth geb. Reinhold,
2. deren Ehemann Nagelschmiedmeister Carl Dressel,
3. der Nagelschmiedmeister Wilhelm Gottfried Reinhold
4. der Herr Kämmerer Strobel für den hiesigen Magistrat.“

Der Kaufvertrag lautete:

„Es verkaufen die verehelichte Dressel und der Nagelschmiedmeister Reinhold als einzige Erben der Wittve Reinhold, geb. Harpen, das in der Mühlenstraße belegene Vol II Nr. 1 des Hypothekenbuchs verzeichnete Haus nebst allem Zubehör an die hiesige Kämmererei für ein Kaufgeld von 1200 th. Zwölfhundert Thaler, welche bei der Uebergabe am 1. October d. J. baar gezahlt werden sollen. Die Uebergabe soll wie gedacht, am 1. October d. J. stattfinden und verpflichten sich die Verkäufer, spätestens bei der Uebergabe, die Löschung der eingetragenen Post. von 400 Thaler zu beantragen und zu diesem Behuf

löschungsfähige Quittung des Gläubigers zu beschaffen. ... Der Nagelschmidtmeister Dressel tritt der Erklärung seiner Ehefrau bei.“⁽⁷⁾

Am 01. Oktober 1848 war das Hausgrundstück Nr. 1 laut Kaufkontrakt an die Kämmerei übergegangen, am 03. Oktober erfolgte die Grundstücksübergabe.⁽⁷⁾ Am 28. Oktober 1848 stimmten die Stadtverordneten dem Beschlusse des Magistrats „den Abbruch der Häuser am Mittelthore und den Bau einer breiteren Brücke betreffend“ zu.⁽⁷⁾

Bei der Hausräumung kam es unvermutet noch zu Verzögerungen.⁽⁷⁾ Am 13. November 1848 wurden die im Grundbuch eingetragenen Schulden gelöscht und am 19. März 1849 teilte das Königl. Stadtgericht dem Magistrat mit, dass nunmehr als Eigentümer die Kämmerei der Stadt Prenzlau eingetragen ist.⁽⁷⁾

Nachdem nunmehr die Kämmerei bzw. die Stadtgemeinde Prenzlau als Eigentümerin im Grundbuch eingetragen war, erfolgte vermutlich alsbald der Abbruch des kleinen, zuletzt den Erben der Witwe Reinhold gehörigen Hauses und es wurde ein bequemer Fußweg am Mittelthor vorbei geschaffen.⁽⁷⁾⁽²⁵⁾⁽²⁶⁾ Am 23. März 1853 wird nur beiläufig in der Grundakte erwähnt, dass die Gebäude bereits abgebrochen sind. Die zum Grundstück zugehörigen Wiesen und Kaveln wurden durch die Kämmerei verpachtet.⁽⁷⁾ Die Hausnummer 1 wurde nicht mehr neu vergeben und fehlte seitdem in der gesamten Hausnummernabfolge der Alt- und Neustadt.⁽²⁵⁾ 1888/89 wird die Hausstelle z. B. in der Kämmereirechnung lediglich als „abgebrochen“ aufgeführt⁽²⁷⁾, sie blieb bis zum folgenden Jahrhundert unbebaut.

1927 bis 1929 wurde auf dieser Stelle der heutige Anbau am Mittelthorturm errichtet, für den die Stadt Prenzlau als Bauherr eine Landesbeihilfe von 10.000 RM erhielt.⁽³⁰⁾ Der Anbau beherbergte eine Pumpstation für die Kanalisation, Wohnräume über der Pumpstation und einen überwölbten Durchgang im Zuge des Gehweges. Wie aus der Bauakte hervorgeht, war der Anbau entstanden, damit für die Entwässerung des unteren Stadtgebietes die notwendige Schmutzwasserhebeanlage umweltfreundlich und architektonisch sauber und reizvoll untergebracht werden konnte. Gleichzeitig wurde mit dieser Lösung die Kapazität des Heiligen-Geist-Hospitals Wittstraße Nr. 2 mit den oberen Wohnräumen erweitert.⁽²⁶⁾⁽²⁸⁾⁽²⁹⁾ Der Anbau hatte also keine gesonderte Hausnummer und war als Erweiterung des Heilig-Geist-Hospitals dem Hausgrundstück Wittstraße Nr. 2 zugeordnet worden. Dadurch fehlte die Hausnummer 1 weiterhin.

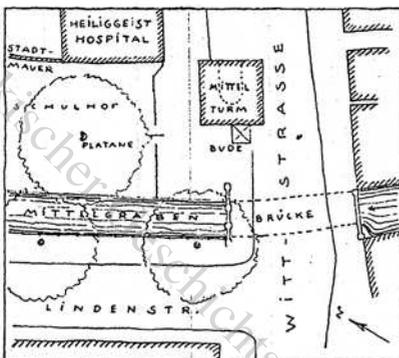


Abb. 6: Lageplan der Bebauung am Mittel-turm um 1925 (Repro im Fotoarchiv des Uckermärkischen Geschichtsvereins)

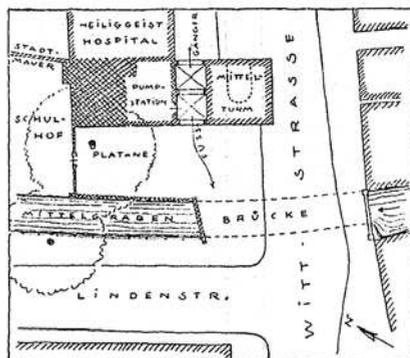


Abb. 7: Lageplan der Bebauung am Mittel-turm um 1930 (Repro im Fotoarchiv des Uckermärkischen Geschichtsvereins)

1945, am 27./28. April, nach der erfolgten Einnahme der Stadt durch die sowjetischen Truppen, brannte der neue Anbau während des sogenannten „Großen Brandes“ von Prenzlau zusammen mit dem Heilig-Geist-Hospital völlig aus und wurde schwer beschädigt, d. h. das Gebäude war nach dieser definierten Schadenserfassung überwiegend nicht mehr bewohn- und benutzbar und eine Instandsetzung würde einer längeren Zeit bedürfen.⁽³¹⁾ Erst im Jahre 1953 konnte das Gebäude wieder aufgebaut werden. Das Richtfest wurde Anfang März 1953 gefeiert.⁽³²⁾

Nach der Neuvermessung des Stadtgebietes 1948–1954 bestand das Grundstück des Anbaues am Mittelorturm aus dem Flurstück 451 der Flur 45 der Gemarkung Prenzlau. Es umrandete lediglich die Gebäudegrundfläche und war damit nicht mehr identisch mit dem ehemaligen Hausgrundstück Mühlenstraße 1.⁽³³⁾ Es führte nun wieder eine eigenständige Hausnummer bis 1992 und war als Ernst-Thälmann-Straße Nr. 14 bezeichnet. Seit der 1992 erfolgten Straßenumbenennung und -umnummerierung ist das Grundstück als Marktberg Nr. 50 amtlich registriert. Zeitweise beherbergte das Gebäude die Vereinsräumlichkeiten der Volkskunstvereinigung „Uckermark“ e. V.. Es bleibt zu hoffen, dass sich für das Gebäude im Zusammenhang mit der derzeit baulich gesicherten Heiliggeistkapelle eine neue, geeignete Nutzung findet. Ideen hierzu gibt es als öffentliche kulturelle Einrichtung mehrere, wie z. B. die längerfristige Einrichtung einer regionalgeschichtlichen „Uckermark-Bibliothek“ in

Anlehnung an das ehemalige „Uckermärkische Museum“ und das Bibliotheksprojekt vom Ende der 1980er Jahre, welches sich heute im Prenzlauer Stadtarchiv befindet, vor allem aber die Frage der Finanzierung wird dabei wie auch bei jeder anderen Variante in den kommenden Jahren zu klären sein. Eine weitere kulturelle Einrichtung in Prenzlau wird sicherlich dauerhaft nur über eine Stiftung abgesichert werden können, eine geeignete Möglichkeit, über die es sich jedenfalls lohnt nachzudenken.

Quellenverzeichnis

- 1) Catastrum derer sämtlichen Häuser und Hinter-Gebäuden der Uckermärckschen Haupt-Stadt Prentzlow wie solche nach Sr. K. Majestät allergnädigsten Reglement vom 29ten Decembr. 1718 durch den hiesigen vereideten Maurer und Zimmermann taxiret, und nachmaß von denen zu dieser aufgerichteten Societät verordneten Directoren angezeichnet worden; Archiv des Uckermärkischen Museums.
- 2) Ucker, Friedrich:² Die steuerpflichtigen Bürger von Prenzlau 1762. In: Mitteldeutsche Familienkunde 1969, S. 359.
- 3) Kasel, Theodora: Bahrfeldt – Geschichte einer Familie. Eigenverlag, maschinenschriftlich, Düsseldorf 1996, S. 85.
- 4) Primislav: Ein Spaziergang durch Prenzlau im Jahre 1725. In: Der Uckermärker Nr. 44 vom 01.11.1908, S. 346.
- 5) Ragoczy, Egon: Festschrift zur Feier des 200jährigen Bestehens der Firma A. Mieck Verlagshandlung GmbH. Verlag A. Mieck Prenzlau, Prenzlau 1924, S. 69.
- 6) Hückstädt, Dr. Ernst: Geschichte der Stadt Pasewalk von der ältesten bis auf die neueste Zeit. Verlag August Schnurr, Pasewalk 1883, S. 72.
- 7) Grund-Acten des Magistrats der Stadt Prenzlau von dem Mühlenstraße No. 1 belegenen Wohnhause, Vol.-Bd. I, Nr. 35 (1847 bis 1879); Stadt Prenzlau, Stadtarchiv; Ragoczy ebda. S. 21.
- 8) Ragoczy ebda. S. 21.
- 9) Schauer, Hans Hartmut u.a.: Fachwerkbauten in Mecklenburg-Vorpommern, Brandenburg, Sachsen-Anhalt, Thüringen und Sachsen; Verlag für Bauwesen Berlin - München, Berlin 1992, S. 308.
- 10) Baumgarten, Karl: Kleine Mecklenburgische Bauernhaus-Fibel, S. 37, 42.
- 11) Stadtarchiv Prenzlau, Akten B 25.
- 12) Ucker, Friedrich: Steuerliste der Stadt Prenzlau von 1750. In: Mitteldeutsche Familienkunde, Band 1, Jahrgang 7, Heft 4 / 1966, S. 417.
- 13) Servis-Anlage der Stadt Prentzlow vom 1. Januarii bis ult. Junii 1750. Stadt Prenzlau, Stadtarchiv, sowie Brandenburgisches Landeshauptarchiv, Pr. Br. Rep. 8 Prenzlau, Nr. 1840/1841; maschinenschriftliche Abschrift durch Alfred Hinrichs, Prenzlau 1960.
- 14) Ucker, Friedrich: Die steuerpflichtigen Bürger von Prenzlau 1762. In: Mitteldeutsche Familienkunde, Jahrgang 10, 1969, S. 360.
- 15) Servis-Anlage der Uckermärkischen Hauptstadt Prentzlow vom 1. Jan. bis ult. Juny 1753; Stadt Prenzlau, Stadtarchiv, sowie Brandenburgisches Landeshauptarchiv, Pr. Br. Rep. 8 Prenzlau, Nr. 1842; maschinenschriftliche Abschrift durch Alfred Hinrichs, Prenzlau Mai 1960.

² Pseudonym des Prenzlauer Heimatforschers Alfred Hinrichs.

- 16) Servis-Anlage der kgl. Preuß. Uckermärk. Hauptstadt Prenzlau vom 1. July bis letzter Decembre 1755. Stadt Prenzlau, Stadtarchiv, sowie Brandenburgisches Landeshauptarchiv, Pr. Br. Rep. 8 Prenzlau, Nr. 1843; maschinenschriftliche Abschrift durch Alfred Hinrichs, Prenzlau Juni 1960.
- 17) Servis-Anlage der Hauptstadt Prenzlau vom Januar bis Juni 1762; Stadt Prenzlau, Stadtarchiv, sowie Brandenburgisches Landeshauptarchiv, Pr. Br. Rep. 8 Prenzlau, Nr. 1848/1849; maschinenschriftliche Abschrift durch Alfred Hinrichs, Prenzlau Juni 1960.
- 18) Servis-Grundanlage der Uckermärk. Hauptstadt Prenzlau vom 1. Januar bis letzten Juni 1760; Stadt Prenzlau, Stadtarchiv, sowie Brandenburgisches Landeshauptarchiv, Pr. Br. Rep. 8 Prenzlau, Nr. 1845/1846; maschinenschriftliche Abschrift durch Alfred Hinrichs, Prenzlau Juni 1960.
- 19) Ucker, Friedrich: Die steuerpflichtigen Bürger von Prenzlau 1762. In: Mitteldeutsche Familienkunde 1969, S. 359).
- 20) Servis-Grundanlage der königlichen preußischen Uckermärkischen Hauptstadt Prenzlau 1766/67; Stadt Prenzlau, Stadtarchiv, sowie Brandenburgisches Landeshauptarchiv, Pr. Br. Rep. 8 Prenzlau, Nr. 1850; maschinenschriftliche Abschrift durch Alfred Hinrichs, Prenzlau Mai 1960.
- 21) Servis-Grundanlage der Stadt Prenzlau pro 1791/92; Stadt Prenzlau, Stadtarchiv, sowie Brandenburgisches Landeshauptarchiv, Pr. Br. Rep. 8 Prenzlau, Nr. 1853; maschinenschriftliche Abschrift durch Alfred Hinrichs, Prenzlau Mai 1960.
- 22) Prenzlauer Häuser-Kataster von 1812, Band 1: Taxen vom Kuh-Viertel in Prenzlau im Januar 1812; Stadt Prenzlau, Stadtarchiv, Pr. Br. Rep. 8 Prenzlau, Nr. 109.
- 23) Heuer, Reinhard, und Mätzke, Bernhard: Die Uckermark – Ein Heimatbuch. A. Mieck Verlagshandlung GmbH Prenzlau, Prenzlau 1926, S. 509.
- 24) Wendt, Hans: Die Prenzlauer Bürgerbücher 1585 – 1880; maschinenschriftlich, Berlin 1984, S. 181.
- 25) Riewald, Leonhard: Um den Mittelurm in Prenzlau. In: Heimatkalender Kreis Prenzlau 1929, S. 141.
- 26) Hinrichs, Alfred: Prenzlau – Straßen, Plätze, Ortsbezeichnungen und Gewässer. maschinenschriftlich, Prenzlau 1954, S. 52.
- 27) Kämmererechnung der Stadt Prenzlau 1888/89; maschinenschriftliche Auszüge durch Alfred Hinrichs.
- 28) Hinrichs, Alfred; schriftliche Mitteilung an Dr. Klaus Raddatz am 05.01.1954.
- 29) Akte des Magistrats zu Prenzlau betreffend: Anbau an den Mittelurm, Band 1; Stadt Prenzlau, Stadtarchiv.
- 30) Acta der Königlichen Kreis-Bauinspection Prenzlau betr.: Die Stadtmauern hieselbst, Von 21.5.1875 bis 26.09.1929, Vol. I; Landkreis Uckermark, Kreisarchiv.
- 31) Hohn, Uta: Die Zerstörung Deutscher Städte im Zweiten Weltkrieg - Regionale Unterschiede in der Bilanz der Wohnungstotalschäden und Folgen des Luftkrieges unter bevölkerungsgeographischem Aspekt. Duisburger Geographische Arbeiten 8, Dortmund 1991, S. 34.
- 32) Nach einem Foto von Amandus Ritter (Fotoarchiv des Kulturhistorischen Museums Prenzlau, Fotokartei A. Ritter).
- 33) Flurkarte Gemarkung Prenzlau Kreis Prenzlau, Flur 45, auf Grund der Neumessung der Jahre 1948–54; Maßstab 1:1000; Vermessungsdienst Mecklenburg; Größe 104 cm x 70,5 cm, 1954.

Die Entwicklung der Freibäderkultur in Prenzlau

Sabine Nietzold, Stadtarchiv Prenzlau

Der Sommer ist die Zeit, in der es damals wie heute viele Menschen an die Seen und in die Freibäder zieht. Heute ist die Seebadeanstalt ein beliebtes Ziel für die Prenzlauer Bevölkerung. Doch seit wann gibt es diese Einrichtung? Wie entwickelte sich die Freibäderkultur in Prenzlau?

Über diese Fragen geben mehrere Akten aus dem Stadtarchiv Antworten. Im Jahre 1825 errichteten die Herren Senator Ludwig Hertz und die Bankiers Ascher Levin und Alexander Itzig „an der Ucker bei der Schleuse“ ein Badehaus und eine Badeanstalt.¹ Aus späteren Schriftstücken in der Akte erfährt man, dass in der Badeanstalt auch eine mineralhaltige Quelle gefunden wurde, und das Bad so zu einem Kurbad wurde, um „die Gesundheit der Menschen zu erhalten und ihre Leiden zu mildern [...]“, so dass selbst unsere hochverehrte Königin damals veranlasst wurde, der Heil-Anstalt allerhöchst Ihren Namen zu tragen huldvoll zu gestatten.“² Seit dieser Zeit hieß die Badeanstalt „Elisabethbad“.

1840 wurde das Bad an den Bankier Krautheim verkauft. Bürgermeister Grabow ließ es sich nicht nehmen, den ehemaligen Besitzern seinen Dank für die Errichtung auszusprechen: „Diese Gelegenheit ergreifen wir, um Ihnen, die Sie jetzt aus dem Besitze der hiesigen Badeanstalt ausgeschieden sind, nochmals namens unserer Stadt den wärmsten Dank zu sagen, für die Gründung einer Anstalt, welche für Prenzlau ein dringendes Bedürfnis war, die sie mit bedeutenden Geldopfern und seltener Ausdauer zum Wohle Ihrer Vaterstadt ins Leben gerufen haben.“³ Der neue Besitzer hatte jedoch keine Freude am Bad, denn inzwischen hatte die Kurbadeanstalt Konkurrenz bekommen.

1835 wurde eine Militärbadeanstalt am Uckersee errichtet, in der aber nicht nur den Rekruten Schwimmunterricht erteilt wurde, sondern auch den Schülern des städtischen Gymnasiums und anderen Zivilisten das Baden gestattet war. Diese Badeanstalt wurde von einem speziell dafür ausgewählten Offizier geleitet, der zugleich als Bademeister fungierte.

¹ Akten des Magistrats zu Prenzlau betreffend einen Garten nebst Wohnhaus – Badeanstalt – Badestraße 720c, Band 18, Blatt 49 Bd. 2, Pag. 1.

² Grundakte Band 18, Blatt 49 Bd. 2, Pag. 88/89.

³ Grundakte Band 18, Blatt 49 Bd. 2, Pag. 76.

Es gab feste Benutzungszeiten für das Bad: Das Militär benutzte die Anstalt in den Nachmittagsstunden von 14 bis 17 Uhr, Zivilpersonen von 17 bis 19 Uhr, wobei die Gymnasiasten täglich von 17 bis 18 Uhr unterrichtet wurden und allen Übrigen die Anstalt von 18 bis 19 Uhr offen stand.

Zivilisten, die das Schwimmen erst erlernen wollten, zahlten für den Unterricht einen Reichstaler, diejenigen aber, die nur unter Aufsicht zu baden wünschten, zahlten für die ganze Badezeit fünf Silbergroschen.⁴ Das Gymnasium zahlte die gleichen Preise. Der Magistrat veröffentlichte im Juli 1835 hierzu folgende Bekanntmachung:

„In Gefolg eines mit dem königlichen Füsilier-Bataillons getroffenen Uebereinkommens wird während der Badezeit im Laufe dieses Sommers jeder Zivilperson, welche das Schwimmen erlernen oder unter Aufsicht baden will, der Zutritt zu der Schwimmanstalt vor dem Schwedter Thor von 6 bis 7 Uhr Nachmittags eröffnet sein. Wer von dieser Einrichtung Gebrauch machen will, wolle sich gefälligst bei dem Schwimmmeister des königl. Bataillones melden. Für den Unterricht im Schwimmen ist das Honorar des Schwimmmeisters von 1 Reichsthaler und für die bloße Aufsicht beim Baden auf 5 Silbergroschen für die ganze Badezeit vereinbart worden. Jedenfalls muß erwartet werden, dass jeder, welcher von dieser Einrichtung Gebrauch machen will, sich willig den Anordnungen und Einrichtungen conformire, welche zur Aufrechterhaltung der Ordnung und der Sicherheit von den Aufsehern der Anstalt nöthig befunden sind und befunden werden. Der Magistrat“⁵

Es gab aber noch weitere Badestellen für die Prenzlauer Bevölkerung, wie eine Veröffentlichung im „Uckermärkischen Volksblatt für Unterhaltung, Belehrung und Mittheilung“ aus dem Jahr 1838 belegt, die sich in der Akte Militärbadeanstalt befindet: „Um Gefahren für die Badenden selbst und ebenso Verletzungen des öffentlichen Anstandes und der Sittlichkeit vorzubeugen, ist es unbedingt verboten, innerhalb der Stadt frei zu baden. Hierzu sind nur einzig und allein

1. die Zelte des Elisabeth-Bades,
2. die militärische Schwimmanstalt,
3. diejenigen Stellen am Ufer vor dem Schwedter Thore, welche durch einige, am Ufer errichtete mit der Aufschrift: „Badestelle“ versehene Tafel deutlich bezeichnet sind, erlaubt.

⁴ Acta des Magistrats zu Prenzlau betreffend die Militair Schwimmanstalt, S 507 Bd. 1, Pag. 5-7.

⁵ Grundakte S 507 Bd. 1, Pag. 8.

Wer diese Badestellen besucht, darf aber, wie sich von selbst versteht, auch dort keine Unsittlichkeiten begehen, namentlich nicht entkleidet am Ufer umherlaufen, und bleibt zugleich für jeden an den benachbarten Grundstücken und deren Früchten von ihm angerichteten Schaden verhaftet. Jede Übertretung dieser Vorschriften, so wie das Überschreiten der durch eingesetzte Pfähle bezeichneten Grenzen der Badestellen im Wasser, desgleichen das Baden an Orten, wo solches nicht gestattet ist, wird mit sofortiger Verhaftung und 1 bis 5 Thaler Geld- oder verhältnismäßiger Gefängnisstrafe geahndet.

Prenzlau, den 21sten Juni 1838⁶

Intelligenz - Nachrichten.

[631] Bekanntmachung.

Um Gefahren für die Badenden selbst, und ebenso Verlegungen des öffentlichen Anstandes, und der Sittlichkeit vorzubeugen, ist es unbedingt verboten, innerhalb der Stadt frei zu baden. Hiezu sind nur einzig und allein

- 1) die Zelte des Eisfabrikbades,
- 2) die militärische Schwimm-Anstalt, und
- 3) diejenigen Stellen in der Ufer, vor dem Schwedter Thore, welche durch eigene, am Ufer errichtete mit der Aufschrift: „Badestelle“ versehene Tafel deutlich bezeichnet sind,

erlaubt. Wer diese Badestellen besucht, darf aber, wie sich von selbst versteht, auch dort keine Unsittlichkeiten begehen, namentlich nicht entkleidet am Ufer umherlaufen, und bleibt zugleich für jeden an den benachbarten ruhbaren Grundstücken und deren Früchten von ihm angerichteten Schaden verhaftet.

Jede Ubertretung dieser Vorschriften, so wie das Überschreiten der durch eingesetzte Pfähle bezeichneten Grenzen der Badestellen im Wasser, desgleichen das Baden an Orten, wo solches nicht gestattet ist, wird mit sofortiger Verhaftung und 1 bis 5 Thlr. Geld- oder verhältnismäßiger Gefängnisstrafe geahndet.

Prenzlau, den 21sten Juni 1838.

Der Magistrat.

[632] Bekanntmachung.

Am Sonnabend den 30sten Juni d. J., Vormittags 11 Uhr, sollen die drei dem hiesigen Schuhmachergewerk gehörigen Hufen auf dem altsädtischen Felde, welche bisher der Akerbürger Gottfried Burmeister in Pacht gehabt hat, auf anderweitige 6 Jahre im Schuhmachergewerkshaus an den Weistheilenden öffentlich verpachtet werden. Prenzlau, den 21sten Juni 1838.

Assessor und Altklerik des hiesigen Schuhmachergewerks.

Abb. 1: Veröffentlichung des Magistrats bezüglich der öffentlichen Badestellen in Prenzlau im „Uckermärkischen Volksblatt für Unterhaltung, Belehrung und Mittheilung“ aus dem Jahr 1838, Quelle: Stadtarchiv Prenzlau

Die letztgenannte Badestelle vor dem Schwedter Tor, die sich direkt neben der Militärbadeanstalt befand, wurde 1842 „zu einer Civil- Bade- Ucker-Stelle durch hübsche Anlagen verschönert und hierdurch natürlicherweise für das badelustige Publikum anziehender gemacht [...]“ Krauthem, der

⁶ Grundakte S 507 Bd. 1, Pag. 19.

Besitzer des Elisabethbades, hatte von diesen Plänen des Magistrats schon Ende des Jahres 1841 aus zuverlässiger Quelle erfahren und äußerte nun seine Bedenken: „Wenn ich einerseits als Orts- Einwohner über die, an sich jedenfalls lobenswerthe Absicht und besonders über den ihr zugrunde liegenden Gemeinsinn, mich nur freuen kann, so begreife ich andererseits als Besitzer einer öffentlichen Bade- Anstalt nicht, warum die mit so bedeutenden Privat- Opfern aus einem nützlichen Gemeinsinn erbaute und erhaltene, mit dem schönen Namen unserer theuren Königin „Elisabeth“ geschmückte Bade- Anstalt bisher, ausser Beachtung und Berücksichtigung der städtischen Behörden geblieben ist, und ihrem eigenen unglücklichen Schicksale überlassen wurde?“. Er drohte sogar damit, die Badeanstalt eingehen zu lassen, „wenn sie ihrer wohltätigen Wirkung halber nicht besser als bisher öffentlich anerkannt, unterstützt und gefördert werden könnte.“⁷

Nachdem sich sogar Landrat Stülpnagel-Dargitz höchstpersönlich für die Erhaltung des Bades ausgesprochen hatte, wurden Geldspenden in sogenannten Supplicationslisten von der Bevölkerung gesammelt und das Elisabethbad so vor dem Eingehen gerettet.⁸ 1843 verkaufte Krautheim

das Bad an den „Kreischirurgus“ Johann Eduard Börner⁹, der dieses bis 1889 betrieb, ehe er es an den Rentier Gustav Frick verkaufte¹⁰, der dort 1890 ein Damen- und Herrenbad am Uckersee erbaute, das von Bretterzäunen umgeben war.¹¹



Abb. 2: Die Badebuden des Elisabethbades um 1914, Quelle: Stadtarchiv Prenzlau

⁷ Grundakte Band 18, Blatt 49 Bd. 2, Pag. 81/82.

⁸ Grundakte Band 18, Blatt 49 Bd. 2, Pag. 83-91.

⁹ Grundakte Band 18, Blatt 49 Bd. 2, Pag. 92.

¹⁰ Grundakte Band 18, Blatt 49 Bd. 2, Pag. 137.

¹¹ Grundakte Band 18, Blatt 49 Bd. 2, Pag. 138–142.

Der Betrieb dieser Badeanlage wurde jedoch nach der Eröffnung der städtischen Seebadeanstalt 1922¹² allmählich eingestellt. Das Elisabethbad, dessen Besitzer ab 1900 der Magistrat war, wurde verpachtet und als Elisabeth-Bad-Gartenrestaurant weiter betrieben, bis es 1945 zerstört und nicht mehr aufgebaut wurde.

Es gab aber nicht nur Schwierigkeiten zwischen der Militärbadeanstalt und dem Elisabethbad. Die unmittelbare Nachbarschaft zwischen Militärbadeanstalt und ziviler Badestelle förderte auch immer wieder Reibereien wegen der Abgrenzung der Badestellen zu Tage. Außerdem mussten die Zivilisten durch die Militäranstalt gehen, um an ihren Badeplatz gelangen zu können, was Offiziere oftmals verwehrten. So wurden immer wieder Vereinbarungen zwischen dem Magistrat und der Militärverwaltung getroffen, die dies regeln sollten. Schon 1840 wurde beispielsweise bekannt gegeben: „Um zu den an der Ucker vor dem Schwedter Thore belegenen Civilbadeplatzen zu gelangen ist zwar der Durchgang durch den Militärbadeplatz jedem sich anständig betragenen Einwohner gestattet, es dürfen dadurch aber die Beschäftigungen der Militärpersonen nicht im geringsten gestört, noch die von den selben gemachten Anlagen beschädigt werden, widrigenfalls Untersuchung und Bestrafung gegen die Übertreter erfolgen wird.

Prenzlau, den 2. Mai 1840, Der Magistrat“¹³

Im Lauf der Jahre gerieten diese Vereinbarungen in Vergessenheit, so dass sie immer wieder erneuert werden mussten, z. B. am 23. September 1869,¹⁴ 14. Juli 1874¹⁵ oder am 14. Juli 1879.¹⁶ 1905 wurde ein Mietvertrag zwischen dem Magistrat und der Garnisonsverwaltung in Prenzlau geschlossen, in dem vereinbart wurde, dass „auf städtische Kosten am Uckersee eine offene Halle zum Entkleiden der Mannschaften beim Baden, sowie zwei seitlich stehende Schamwände aus Brettern.“ errichtet werden. Die Unterhaltung dieser Bauten übernahm die Stadtgemeinde auf ihre Kosten, wohingegen die Unterhaltung des Platzes selbst, als auch die Einrichtung des Badegrundes im Uckersee und sämtliche Holzbauten in demselben von der Militärverwaltung übernommen wurde. Die Militärverwaltung

¹² Fragebogen über offene Badeanstalten einschließlich Licht- und Luftbäder über das Geschäftsjahr 1928 der Prenzlauer Seebadeanstalt, in Akten des Magistrats zu Prenzlau betreffend den Betrieb des Louis Vincentbades, Bd.2 V 225, Pag. 192.

¹³ Grundakte S 507 Bd. 1, Pag. 33.

¹⁴ Grundakte S 507 Bd. 1, Pag. 65.

¹⁵ Grundakte S 507 Bd. 1, Pag. 72.

¹⁶ Grundakte S 507 Bd. 1, Pag. 92.

zahlte für die Benutzung dieser Badeeinrichtung vom 1. Juni 1905 ab eine jährliche Miete von 150,00 Mark in einer Rate im Voraus am 1. Juni jeden Jahres an die Kämmereikasse der Stadt Prenzlau.

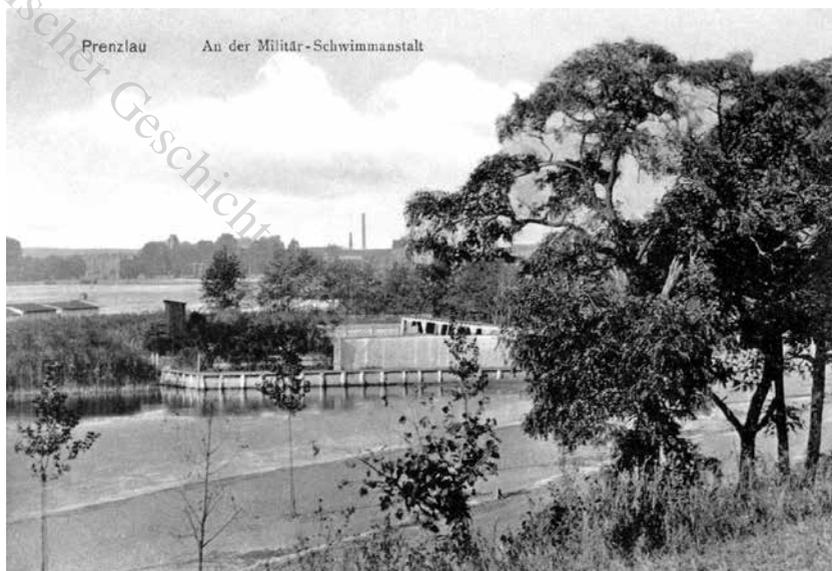


Abb. 3: An der Militär-Schwimmanstalt, Postkarte 1909 Quelle: Stadtarchiv Prenzlau

Der Vertrag wurde auf unbestimmte Zeit abgeschlossen. Einem jeden der kontrahierenden Teile stand jedoch frei, den Vertrag mit Ablauf eines jeden Kalenderjahres, also bis spätestens 31. Dezember, für das folgende Jahr, also mit dem ersten Juni, aufzukündigen, ohne dass von irgendeiner Seite eine Entschädigung hierfür gefordert werden könnte.¹⁷

Schon 1918 versuchte die Stadtgemeinde den Vertrag von 1905 zu kündigen, da sie beabsichtigte „in nächster Zeit am Uckersee eine Badeanstalt zu errichten und ferner eine Regulierung der Seeufer vom Levetzowweg ab nach dem Kap vorzunehmen“. Da das Kündigungsschreiben aber nicht fristgerecht einging, konnte der Vertrag erst ein Jahr später gekündigt werden, so dass er ab 1. Juni 1920 außer Kraft trat.¹⁸ Noch im selben Jahr wurde die Militärschwimmanstalt an diesem Ort geschlossen.

¹⁷ Grundakte S 507 Bd. 1, Pag. 125.

¹⁸ Grundakte S 507 Bd. 1.

Auf dem Aktendeckel der Militärbadeanstalt ist verzeichnet, dass das Militär ab 1920 die Volksbadeanstalt weiterbenutzte. Leider sind heute keine Akten mehr über dieses Volksbad im Archiv vorhanden. In einem „Führer durch die Stadt Prenzlau“, herausgegeben durch Ernst Schreiber im Jahre 1905, lesen wir unter dem Punkt Badegelegenheiten aber Folgendes: „Da ist zunächst die Kalt- Badeanstalt „Elisabethbad“ am Uckersee (Pächter Bohn), die Privat- Badeanstalt (kalt) ebenfalls am Uckersee und als dritte am See (auch nur kalt) die Volksbadeanstalt, letztere ist im Sommer 1903 errichtet.“¹⁹

In der Grundakte des Magistrats betreffend das Grundstück des Vereins junger Kaufleute ist ein Plan aus dem Jahr 1924 enthalten, der Aufschluss über die Lage des Volksbades gibt. Demnach lag es direkt neben dem zu diesem Zeitpunkt im Bau befindlichen Vereinshaus junger Kaufleute. Es ist aber nicht als Volksbad beschrieben, sondern als Militärbad.²⁰ Da aber auf dem Aktendeckel der Akte Militärbadeanstalt, Band 1, verzeichnet ist, dass das Militär ab 1920 das Volksbad benutzte, dürfte es sich hierbei um das frühere Volksbad handeln.

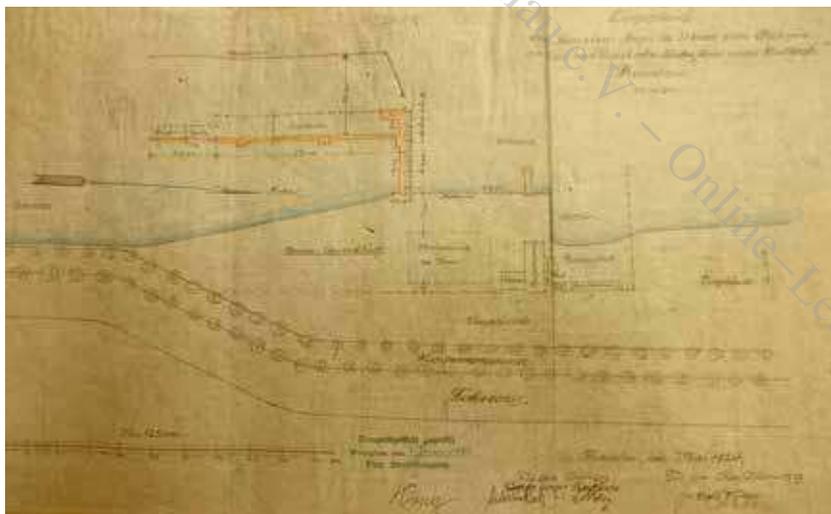


Abb. 4: Lageplan mit eingezeichnetem Militärbad an der Kappromenade 1924, Quelle: Stadtarchiv Prenzlau

¹⁹ Führer durch die Stadt Prenzlau, 1905, S. 21.

²⁰ Akte des Magistrats zu Prenzlau Bd. 55 Blatt 627, Uckerpromenade.

Aus der Akte Militärbadeanstalt Band II, die 1924 einsetzt, geht weiter hervor, das die Volksbadeanstalt in diesem Jahr abgebrochen werden sollte, weswegen die Militärverwaltung plante, wieder eine eigene Badeanstalt einzurichten, was 1926 auf dem Gelände zwischen dem Schäfergraben und dem Seglerhaus Verein junger Kaufleute geschah. Bereits 1929 wurde die Militärbadeanstalt aber wieder an die Stadt übergeben, die das Gelände an den Altherren-Verband des Gymnasial- Ruder- Vereins „Primislava“ e.V. verpachtete.²¹

Die Privatbadeanstalt, über die im Archiv auch keine Akten vorhanden sind, wurde wahrscheinlich neben der Militärbadeanstalt, an der Stelle des freien Badeplatzes errichtet.



Abb. 5: Postkarte Seepartie mit Badeanstalten mit Schwanenhaus um 1914 (hierbei müsste es sich um die Militär- und Privatbadeanstalt handeln), Quelle: Stadtarchiv Prenzlau

Im historischen Rep.- Bestand des Archivs befindet sich außerdem ein Foto, auf dessen Rückseite „Frauenabteilung der Wolfframschen Badeanstalt“²² verzeichnet ist.

²¹ Akte des Magistrats zu Prenzlau betreffend: Militär-Schwimmanstalt, S 507 Bd. 2.

²² Rep. 8, Nr. 786, Nr. 19 am Uckersee.



Abb. 6: Gymnasial-Ruderverein vor der Frauenabteilung der Wolffframschen Badeanstalt um 1911, Quelle: Stadtarchiv Prenzlau



Abb. 7: Dies müsste die Privatbadeanstalt sein, Postkarte um 1914, Quelle: Stadtarchiv Prenzlau

1922 wurde auf diesem Gelände und der Stelle der alten Militärbadeanstalt das städtische Seebad eröffnet. Die Baukosten betragen ca. 40.000 RM.²³ Bereits in den Jahren 1927/28 wurde es umgestaltet und sollte dieses Aussehen bis zum erneuten Umbau Ende der 50er Jahre beibehalten. Bereits im Sommer 1927²⁴ war ein Sprungturm errichtet worden.



Abb. 8: Städtische Seebadeanstalt, Foto um 1930, Quelle: Stadtarchiv Prenzlau

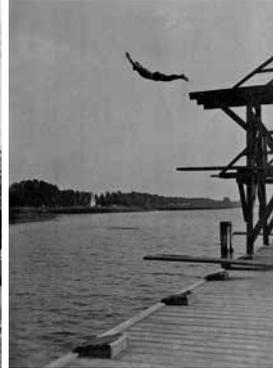


Abb. 9: Sprungturm im Seebad, Foto um 1940, Quelle: Stadtarchiv Prenzlau, Schenkung Ulrich Schmeichel

1931 verpachtete der Magistrat in der Badeanstalt die vorhandenen Erfrischungsräume für Männer und Frauen zum Betrieb eines Ausschanks von Kaffee und sonstigen alkoholfreien Getränken an den Pächter Paul Schulze.²⁵ Ursprünglich wurden diese Räume für die Dauer der Badezeiten 1931, 1932 und 1933 verpachtet, doch schon 1932 trat der Pächter vom Vertrag zurück und der Magistrat nahm von einer erneuten Verpachtung Abstand.²⁶

Gäste der Badeanstalt mussten 1932 folgende Eintrittspreise zahlen: Erwachsene zahlten für Einzelkarten 20 Pfennig, Schüler 10 Pfennig, im Preise

²³ Fragebogen über offene Badeanstalten einschließlich Licht- und Luftbäder über das Geschäftsjahr 1928 der Prenzlauer Seebadeanstalt, in Akten des Magistrats zu Prenzlau betreffend den Betrieb des Louis Vincentbades, Bd.2 V 225, Pag. 192.

²⁴ Akten des Magistrats zu Prenzlau betreffend Unterhaltung und Betrieb der Seebadeanstalt, Bd. 4, V 252, Pag.14.

²⁵ Akten des Magistrats zu Prenzlau betreffend Unterhaltung und Betrieb der Seebadeanstalt, Bd. 4, V 252, Pag.204.

²⁶ Akten des Magistrats zu Prenzlau betreffend Unterhaltung und Betrieb der Seebadeanstalt, Bd. 4, V 252, Pag.211.

inbegriffen war die Benutzung der Badekabine. Wenn eine Kabine nicht in Anspruch genommen wurde, zahlten Erwachsene 10 Pfennig und Schüler keinen Eintritt. Man konnte aber auch Dauerkarten für 6 Reichsmark (Schüler 3 RM), Monatskarten für 2,50 RM (Schüler 1,25 RM) oder Wochenkarten für 80 Pfennig (Schüler 40 Pfennig) kaufen. 1932 war die Badeanstalt an allen Wochentagen von 6–20 Uhr geöffnet und an allen Sonntagen von 6–12 Uhr. Da das Seebad sonntags nur am Vormittag geöffnet war, gab es extra „Sonntagvormittagskarten“ für Erwachsene zum halben Preis von 10 Pfennig. Schüler durften das Bad sonntags kostenlos benutzen. Mittwochs von 15–20 Uhr konnten alle Prenzlauer ihre Badeanstalt sogar unentgeltlich benutzen.²⁷



Abb. 10: Badegäste in der Städtischen Seebadeanstalt, Foto um 1935, Quelle: Stadtarchiv Prenzlau

1932 wurde auch der Bretterzaun, der das Damen- vom Herrenbad trennte, auf vielfachen Wunsch der Badegäste endgültig beseitigt. Schon seit einigen Jahren war angeregt worden, „dieses Überbleibsel aus veralteter Zeit entfernen zu lassen.“²⁸

²⁷ Akten des Magistrats zu Prenzlau betreffend Unterhaltung und Betrieb der Seebadeanstalt, Bd. 4, V 252, Pag.225.

²⁸ Verwaltungsbericht der Stadt Prenzlau für das Rechnungsjahr 1932 (1. April 1932 – 31. März 1933).

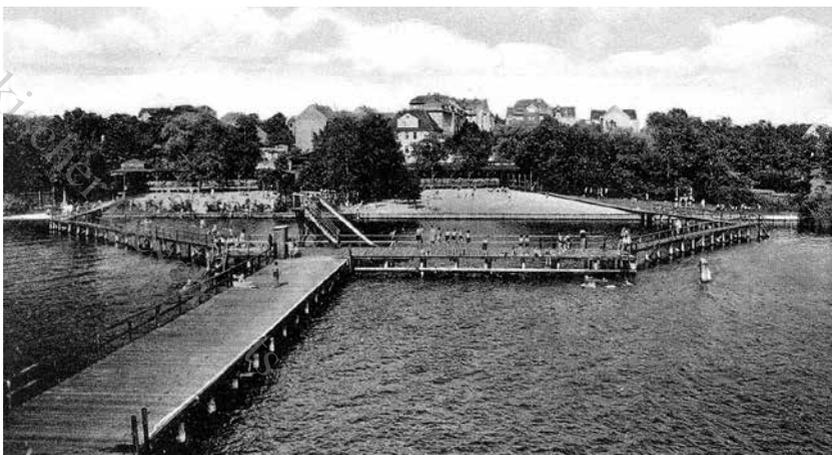


Abb. 11: Steganlage des Seebades, Postkarte vor 1945, Quelle: Stadtarchiv Prenzlau

Im Archiv gibt es weiterhin Akten über ein „Freibad“ am Kap. Die erste Akte beginnt 1928. Das Freibad existierte aber schon vorher und war eigentlich nur eine Badestelle, wo die Bevölkerung offiziell kostenlos im See baden gehen konnte.

Seit 1928 bestand eine Forderung zum Ausbau des Freibades u. a. mit Umkleidekabinen. Am 12. April 1929 stellte die sozialdemokratische Stadtverordnetenfraktion folgenden Antrag: „Das Familienbad hinter dem Kaprestaurant wird immer mehr und mehr als Volksbad der Prenzlauer Bevölkerung betrachtet. Im Interesse der dort Badenden ist eine endgültige Regulierung des Badestrandes unbedingt erforderlich.“ Daraufhin beschloss der Magistrat, einen einfachen Strand zu schaffen. Ein weiterer Ausbau wurde aufgrund fehlender Gelder abgelehnt.²⁹ Im Verwaltungsbericht von Prenzlau (1932) steht über diesen Badeplatz folgendes geschrieben: „Das Freibad am Kap bildet wie in den Vorjahren wieder den beliebtesten Aufenthalt der Prenzlauer Bevölkerung. Im Laufe der Zeit hat sich das Freibad während der Sommermonate zu einem fröhlichen, volkstümlichen Tummelplatz entwickelt.“³⁰

Das „Freibad“ bestand bis 1945 und auch heute werden der Platz und seit 1945 auch die Wiesen vor dem Kap von den Prenzlauern zum baden und erholen genutzt.

²⁹ Akten des Magistrats zu Prenzlau betreffend: Freibad hinter dem Kap, B 826, Bd.1.

³⁰ Verwaltungsbericht der Stadt Prenzlau für das Rechnungsjahr 1932.

Die Wiesener- Holz- Stiftung zur Freilegung der Marienkirche

Sabine Nietzold, Stadtarchiv Prenzlau

Nicht nur in heutigen Zeiten wird über die Stadtbauung von Prenzlau diskutiert – wie bspw. über die Gestaltung des Marktberges in den letzten Jahren. Auch früher machten sich die Bürger von Prenzlau Gedanken über das Aussehen ihrer Stadt. So wurde etwa im Jahr 1836 der „Prenzlauer Verschönerungsverein“ gegründet, der es sich zum Ziel machte, das Aussehen der Stadt durch kleinere Verschönerungsaktionen zu verbessern.¹ Auch die Ansicht der Marienkirche stand Ende des 19. Jahrhunderts heftig in der Diskussion. Hier stand vor allem ihre Umbauung mit Wohnhäusern an deren Ost- und Südseite in der Kritik. Der Prenzlauer Gastwirt August Wiesener, der am 31.07.1818 in Prenzlau geboren wurde und in der Mühlenstraße, der späteren Wittstraße 533, wohnte (mit direktem Blick auf die umbaute Marienkirche), hinterließ der Stadt nach seinem Tod am 20. Oktober 1890 eine milde Stiftung in Höhe von 117.753,35 Mark.²

Den Verwendungszweck des Geldes hatte er in seinem Testament vom 12. Juni 1886 festgelegt. Darin heißt es wortwörtlich, dass die Erträge der Stiftung wie folgt eingesetzt werden sollten: „zur Freilegung der jetzt durch ihre unschönen Umgebungen nicht wenig verunzierten St. Marienkirche zu Prenzlau, also zur vollständigen Beseitigung der sämtlichen diese Kirche umgebenen am Marktberge und in der Königstraße (am Markt) belegenen Wohngebäude mit der Bezeichnung Band 2 Nr. 124 bis einschließlich 140 des Grundbuchs von Prenzlau und der zu diesen Wohngebäuden gehörigen Hinter-, Seiten- und Stallgebäude, sowie zur Beseitigung der Baulichkeiten, welche bedauerlicherweise in der unmittelbaren Umgebung jener altherwürdigen Kirche in Zukunft etwa noch errichtet werden sollten.“ Die Kirche sollte nach Wieseners Vorstellung nur durch Gärten- und Parkanlagen umgeben sein.³ Am 13. Mai 1891 wurde die Stiftung landesherrlich genehmigt.⁴

¹ Jürgen Theil: Stadtlexikon und Geschichte in Daten, Prenzlau 2005, S. 197.

² Jürgen Theil: Stadtlexikon und Geschichte in Daten, Prenzlau 2005, S. 206.

³ Bauakte W 207 Bd. I - Wiesener'sche Stiftung.

⁴ Jürgen Theil: Stadtlexikon und Geschichte in Daten, Prenzlau 2005, S. 206.

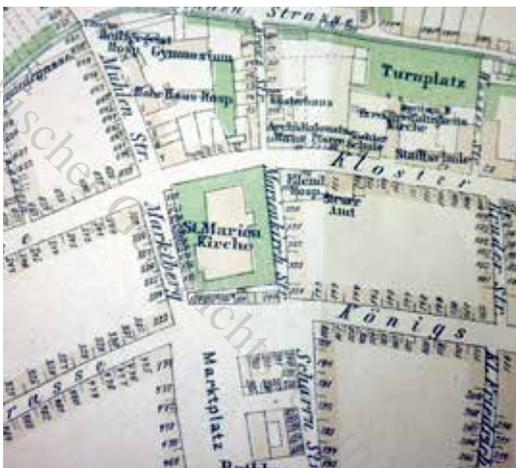


Abb. 1: Stadtplan von Prenzlau 1894 mit Verzeichnis der Hausnummern: Deutlich sind die Häuser mit den Nummern 124 bis 140 zu erkennen, die Wiesener abreißen wollte. Quelle: Stadtarchiv Prenzlau

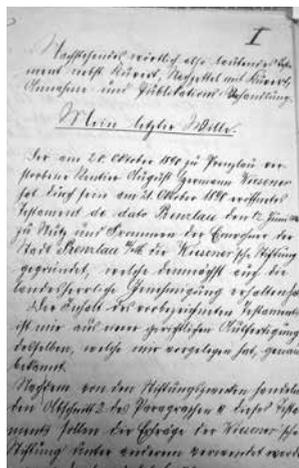


Abb. 2: Abschrift des Testaments von Ernst August Holz aus dem Jahr 1895, Quelle: Stadtarchiv Prenzlau

Wiesener war nicht der Einzige, dem die Bebauung um die Marienkirche ein Dorn im Auge war. Auch der Hauptmann außer Dienst, Ernst August Holz, setzte die Wiesener'sche Stiftung in seinem 1895 verfassten Testament als Universalerbin ein.⁵ Als Holz am 18. Januar 1897 verstarb, erhöhte sich das Vermögen der Stiftung somit auf 450.000 Mark und führte von nun an den Namen "Wiesener- Holz- Stiftung".⁶

Der Kauf der vorgesehenen Grundstücke erfolgte kontinuierlich. Bis 1910 konnten die Häuser Nr. 126 bis 129 und 133 aufgekauft werden. Der Abriss sollte dann für alle Häuser gleichzeitig erfolgen, sobald das Vermächtnis mit den Zinsen eine bestimmte Höhe erreicht hatte. Bis dahin wurden die Wohnungen vermietet und die Einnahmen auf das Stiftungskonto gezahlt.⁷ 1918 war das Stiftungskapital so angewachsen, dass man glaubte, die erforderliche Summe bald zusammen zu haben. Die Stadt Prenzlau rief nun zu einem Wettbewerb um Entwürfe für die Freilegung der Marienkirche und die Ausgestaltung des Marktplatzes in Prenzlau auf. Veröffentlicht wurde dies am 19. Juni 1918 im Zentralblatt der Bauverwal-

⁵ Bauakte W 207 Bd. I - Wiesener'sche Stiftung.

⁶ Jürgen Theil: Stadtlexikon und Geschichte in Daten, Prenzlau 2005, S. 206.

⁷ Bauakte W 207 Bd. I - Wiesener'sche Stiftung.

tung. Eine totale Freilegung der Marienkirche, wie es die Forderung der Wiesener- Holz- Stiftung verlangte, gab es in dieser Ausschreibung aber nicht, denn durch die Mitwirkung des Provinzialkonservators bei der Aufstellung der Wettbewerbsbedingungen, wurden den modernen Anforderungen der Denkmalpflege und des Heimatschutzes Rechnung getragen. Die älteren, zweigeschossigen märkischen Wohnhäuser vor dem Ostgiebel der Kirche sollten erhalten bleiben. Lediglich die neueren, dreigeschossigen Wohnhäuser mit flachem Dach wurden als störend empfunden und sollten umgebaut bzw. neu erbaut werden.

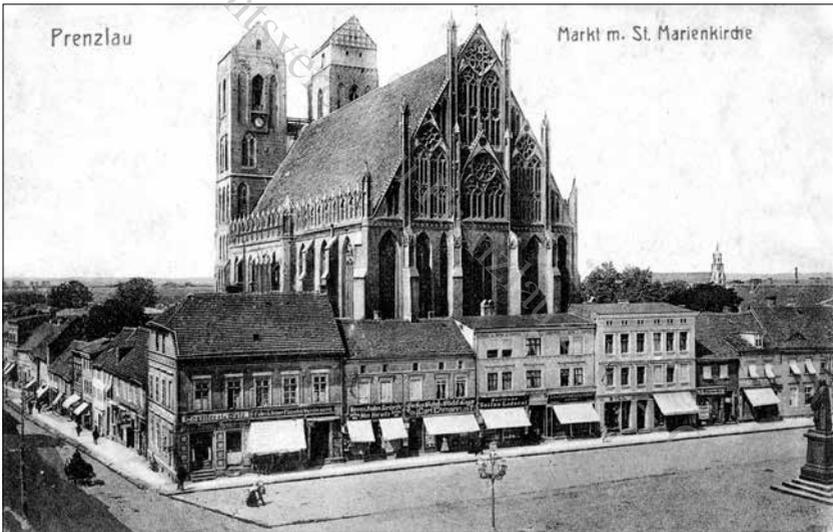


Abb. 3: Umbauung der Marienkirche am Ostgiebel, Postkarte um 1916, Quelle: Stadtarchiv Prenzlau

Anders sahen die Bedingungen für die Häuserreihen an der Wittstraße aus, hier wurde eine völlige Abänderung der Bebauung gefordert. Die Häuser an der Wittstraße bestanden größtenteils aus schmalen Grundstücken, deren zwei- und dreigeschossige Häuser die kunstgeschichtlich wertvollen Kapellenanbauten an der Südseite der Kirche verdeckten. Hier sollte es den Wettbewerbsteilnehmern freigestellt werden, ob und wie weit sie den Blick auf die Marienkirche von der Südseite her offen gestalten wollten.



Abb. 4: Umbauung der Marienkirche in der Wittstraße, Foto um 1930, Quelle: Stadtarchiv Prenzlau

Neben dem Entwurf einer Rahmenarchitektur für die Häuserreihen um die Marienkirche sollten die Teilnehmer auch die Ausgestaltung des Kirchplatzes, von der Wittstraße aus gesehen, planen. Hierbei blieb freigestellt, dafür auch das zu diesem Zeitpunkt auf dem Marktplatz stehende Lutherdenkmal zu nutzen.

Die dritte Wettbewerbsaufgabe umfasste die Umgestaltung des Marktplatzes. In erster Linie sollten die dort errichteten Bronzestandbilder von Wilhelm I., Bismarck und Moltke eine anderweitige Aufstellung finden. Sie seien „höchst unkünstlerisch in einer Reihe auf der abfallenden Fläche an der Nordseite des Marktes“ aufgestellt worden.

Als Einlieferungstermin für die Teilnehmer wurde der 15. Oktober 1918 festgelegt.⁸

Zu diesem Zeitpunkt befand sich das Deutsche Kaiserreich noch im Ersten Weltkrieg. Es verwundert daher, dass die Stadt zu einem so großen Projekt aufrief und dass auch das Ende des Krieges im November 1918 nicht zu dessen Stillstand führte. Die finanzielle und soziale Lage der Stadt war nämlich angespannt. Im Laufe des Krieges hatten die Stadt und viele ihrer Bürger enorme Summen für insgesamt neun Kriegsanleihen aufgebracht, die das Reich für die Finanzierung des Krieges ausgegeben hatte. Noch im September 1918 lief die Kampagne für die letzte Kriegsanleihe.⁹ Wenig später war nicht nur der Krieg verloren sondern auch das Geld der unzähligen privaten Anleger.

Auch die soziale Lage, vor allem die Versorgung mit Lebensmitteln, wurde mit Fortdauer des Krieges immer schlechter. Das Deutsche Reich versorgte sich vor dem Krieg zu 2/3 selbst mit Lebensmitteln. Der gravierende Mangel an landwirtschaftlichen Arbeitskräften, an Kunstdünger und Zugtieren ließ die Erträge der Landwirtschaft im Laufe der Kriegsjahre aber erheblich sinken. Durch die von England gegen Deutschland verhängte Seeblockade zu Beginn des Krieges konnten Nahrungsmittel auch nicht mehr eingeführt werden. So verschlechterte sich im Laufe des Krieges die Nahrungsmittelversorgung und es kam zur Lebensmittelrationierung.¹⁰ Erstmals im Oktober 1916 und nochmals im August 1917 löste die Lebensmittelknappheit spontane Proteste Prenzlauer Frauen vor Lebensmittelläden gegen Hunger und Krieg aus.¹¹

Trotz allem hielt der Magistrat an seinem Vorhaben fest und so berichtete das Zentralblatt der Bauverwaltung fast ein Jahr nach der Ausschreibung der Wettbewerbsbedingungen, am 21. Juni 1919, über den Ausgang des Wettbewerbes und stellte die Entwürfe der Preisträger vor. Von den insgesamt 45 eingegangenen Entwürfen belegte der spätere bekannte Architekt Hans Scharoun (1893-1972), zu diesem Zeitpunkt noch Student

⁸ Zentralblatt der Bauverwaltung, hrsg. im Ministerium der öffentlichen Arbeiten, Nr.50, vom 19. Juni 1918 und Nr. 51 und 52 vom 21. Juni 1919.

⁹ <http://de.wikipedia.org/wiki/Kriegsanleihe>, Stand: 13.08.2013.

¹⁰ <http://de.wikipedia.org/wiki/Steckr%C3%BCbenwinter>, Stand: 13.03.2013. Siehe auch den Beitrag zum Ersten Weltkrieg von Jürgen Theil in diesem Heft.

¹¹ Frank Schmidt: Prenzlau in der Weimarer Republik und unter dem Nationalsozialismus. In: Geschichte der Stadt Prenzlau, hrsg. von Klaus Neitmann und Winfried Schich, Prenzlau, Geiger-Verlag, 2009, S. 230.

in Berlin, den ersten Platz. Seine Idee der „Hohen Pforte“ sah mittig vor dem Ostgiebel einen in Schmiedearbeit gefertigten Portalbau mit Gitter vor, der einen Blick auf die Marienkirche freigab.¹²

Die Südseite der Marienkirche blieb bei Scharoun ebenfalls bebaut. Wie am Ostgiebel ermöglichte auch hier eine „hohe Pforte“ den Blick auf die Kapellengruppe und den Südeingang der Kirche.

Den Kirchplatz gestaltete Scharoun mit dem Lutherdenkmal, das an der Südwestecke der Kirche seinen Platz erhalten sollte. Die Denkmäler für Wilhelm I., Bismarck und Moltke vereinigte er zu einer Gruppe am oberen Teil des Obermarktes. Das Kriegerdenkmal beließ er an seinem Platz, ihm gegenüber platzierte er das Denkmal des „alten Fritz“ an der Südwestecke des Marktplatzes in einer Baumnische. Zur Belebung und Aufteilung der Marktplatzflächen verwendete er geschorene Baumgruppen.¹³

Zu einer tatsächlichen Umsetzung dieser Idee kam es allerdings nie, da die einsetzende Inflation das Stiftungskapital entwertete.¹⁴ Einzig das Lutherstandbild wurde 1936 vom Untermarkt an die Marienkirche versetzt.¹⁵

Durch die Ereignisse am Ende des Zweiten Weltkrieges wurde die ursprüngliche Stiftungsidee Wirklichkeit, denn der Zerstörung Prenzlau fiel auch das Ensemble um die Marienkirche zum Opfer. Die ebenfalls schwer beschädigte Kirche wurde im Zuge der Entrümmung freigelegt und ab 1970 wieder aufgebaut.¹⁶ Der freie Blick auf das Kirchenschiff wurde beim Wiederaufbau der Stadt beibehalten.

¹² Vgl. Gerhard Kegel: Hätte man Professor Scharoun wegen der Umbauung der Marienkirche fragen sollen? In: Uckermärkische Hefte Bd. 1, S. 193–196.

¹³ Zentralblatt der Bauverwaltung, hrsg. im Ministerium der öffentlichen Arbeiten, Nr. 51 und 52 vom 21. Juni 1919.

¹⁴ Jürgen Theil: Stadtlexikon und Geschichte in Daten, Prenzlau 2005, S. 206.

¹⁵ Jürgen Theil: Stadtlexikon und Geschichte in Daten, Prenzlau 2005, S. 38.

¹⁶ Jürgen Theil: Stadtlexikon und Geschichte in Daten, Prenzlau 2005, S. 95.

Erinnerungen an das Haus Voss, Friedrichstraße 255

Hans Praetorius (1896–1958)

Der als Sohn des Generaloberarztes Dr. Otto Praetorius (gestorben 1937) 1896 geborene Dr. Hans Praetorius lebte seit 1898 in Prenzlau, wo er seine Jugend- und Schulzeit verbrachte. Später ging er als Amtsarzt nach Gumbinnen/Ostpreußen. 1956 verfasste er auf der Grundlage des ersten gedruckten Wohnungsanzeigers zwei Kurzgeschichten unter dem Titel „Erinnerung an Prenzlau“, die ca. 1957 auf Veranlassung von Dr. Lena Ohnesorge in Druck gingen.¹ Die von Praetorius verfassten Aufsätze stellen den gelungenen Versuch dar, das Prenzlauer Wirtschaftsleben des 19. Jahrhunderts in einer humorvoll poetischen Art zu skizzieren.



Abb. 1: Deckblatt der „Erinnerung an Prenzlau“ von 1957 (Archiv UGVP)

¹ Das Heftchen mit den beiden Geschichten kann im Geschichtsverein noch erworben werden.

Vaters Schreibtisch (1957)

Das große Balkon – Eckzimmer im 3. Stock des „hochherrschaftlichen“ Mietshauses ist Vaters Zimmer und ein heiliger Ort für Kinder und Dienstboten. Nur an wenigen Stunden des winterlichen Vormittags darf der 7 jährige dort spielen und auf dem Fußboden seine Holzklötze aufbauen; er hatte Keuchhusten und braucht noch nicht wieder zur Schule. Sehr blank sind die Dielen. Der starke Offiziersbursche Heinrich hat sie frühmorgens gebohrt: das Reiben der hin- und hergeschobenen schweren eisernen Stielbürste war das erste Geräusch, bei dem sich der Junge im Gitterbett unter dem geblühten Bettbezug müde aufrichtete.



Abb. 2: Postkarte mit dem imposanten Eckgebäude Friedrichstraße 255 (Archiv UGVP)

Jetzt ist es 11 Uhr und vormittags – still. Von Südosten her scheint die Sonne schräg durchs Südfenster, auf dessen Bord weiße, gelbe und rosa Hyazinthen in kegelförmigen Gläsern süß duften. Der blanke Cadéofen² verbreitet durch sein schützendes Drahtgitter kräftige Anthrazitglut und einen leichten Hauch von metallener Hitze und Wasserdampf. Vorherrschend ist aber der harzige Geruch des Terpentinwachses; daneben liegt noch ein wenig Rauch in der Luft, die des Vaters Frühstückscigarre „Open Door“ hinterließ. Vor 2 Stunden verließ er das Haus, mit blauer Schirm-

² Ein besserer Kanonenofen (Bild: www.images.zeno.org/Meyers-1905/I/big/Wm20932f.jpg).

mütze, grauem Paletot mit blanken Knöpfen, weißen Lederhandschuhen, Sporenschuhen und dem blanken Degen an der Seite. An ihn erinnert noch ein anderes Aroma, das immer den Raum erfüllt: Das einer ärztlichen Tätigkeit – Jodoform, Aether, Spiritus. So steht dann auch am Blumenfenster auf etwas unzuverlässigem Klapptisch auf weißem Tuch das Gerät, Reagensgläser, Medizinflaschen, eine nierenförmige gelbe blanke Messingschale, ein viereckiger rotkupferner Sterilisierkessel auf eisernen Füßen; ihm gegenüber der Glasschrank mit nickel-glänzenden Zangen, Pinzetten, Scheren, Trichterchen, Messern und kleinen Spiegeln.

Vater ist fort, da kann man sich ungestraft dem sonst streng verbotenen Schreibtisch nähern, der eichengelb und mächtig mit Säulentüren schräg vor der Balkontür steht. Vor allem der Papierkorb, das ist eine Fundgrube für einen Jungen. Unverständlich, welche Kostbarkeiten der Vater dort hineingeworfen hat. Briefumschläge mit wertvollen 3 und 10 Pfennigmarken, bedrucktes Glanzpapier, dessen weiße Rückseite noch beschrieben und bemalt werden kann oder woraus man dies oder das zusammenkleben kann, mit selbst gemachtem Mehlkleister; ja, ganze Bücher mit Palästen und farbigen Plänen – der Junge liest „Kur – pro – spekt des Fürstl. Waldeck' – schen Bades Pyr – mont.“ Und einmal ein dicker Briefumschlag mit 20 Postkarten, darauf röhrende Hirsche, edel blickende Pferde, drollige Hunde und schnurrige Kätzchen; und dabei ein Zettel, worauf der Absender bat, eine Mark, wahrhaftig nur so wenig, dafür an ihn zu senden, den armen, gelähmten, fast blinden Heimatdichter, den Verkannten, fern in einsamer Hütte der hohen Eifel, durch deren zerbrochene Fenster der Winterwind heulte; übrigens Postscheckkonto Köln Nr. Soundsoviel. Des Knaben Herz war gerührt. Solches warf der Vater fort – hatte er keinen Sinn für Schönes und Edles, war er gar hartherzig?

Gewiss nicht. Vor gar nicht langer Zeit hatte man ja auf des guten Vaters Schoß am gelben Schreibtisch gesessen und zeichnen dürfen: Ein großes Haus mit zwei Seitentürmen und vielen Fenstern, und das wurde mit noch ungeschickten Fingern ziegelrosa angemalt. Vater sagte, das ist das Lazarett, dahin gehe ich jeden Tag morgens und nachmittags. Man besah dort auch gemeinsam das große bunte Tierbuch, den gestreiften Tiger, das noch gestreiftere Zebra, den gelbroten Papagei, aber auch den widerlichen Hai-fisch, der nach des braven Matrosen Bein schnappte. Ebenso schön war das ganz dicke Kriegsbuch – der große Krieg war ja erst 3 Jahrzehnte vor-

bei, von ihm kündeten noch erzene Denkmäler auf dem Markt und alte Männer im Stadtpark mit blind gewordenen Medaillen und verschlissenen Ordensbändern auf grünlich verschabten Gehröcken; sie brabbelten von „Vieh – ond – fille“ und „Grafen – Lotte“.³ Im Kriegsbuch waren die Männer feiner und alle in schönen Uniformen; aber sie wurden unterschiedlich behandelt. Die Kinderhand streichelte den freundlichen weißbärtigen Kaiser, den glatt rasierten Moltke und selbst den etwas grimmigen Kahlkopf Bismarcks, und man sagte: Der ist lieb! Aber zu dem zwickelbärtigen Napoleon und seinem ordensgeschmückten Kriegsminister Le Boeuf (das heißt „Ochse“, sagte Vater) sagte man „Böse!“ und schlug sie.

Unter dem Mittelteil des Schreibtisches konnte ein Kind bequem hindurchkriechen. Jetzt im Winter stand dahinter, an der Rückseite neben der großen Wedelpalme Vaters Adlerfahrrad aufgebockt, ein ganz wundervolles und ebenso streng verbotenes Spielzeug. Ein bischen aber wurde doch am Vorderrad gedreht und ein Klötzchen an die spiegelblanken Speichen gehalten, das gab eine hübsche, wehmütig klingende Klimpermusik.

Die Jahre kommen, dass sie auch gehen und fortnehmen, davon merkt man noch nichts. Auch dem Vater haben sie etwas gebracht: statt der gelblich-gemütlich leuchtenden etwas traurig duftenden Petroleumlampe⁴ steht jetzt auf dem Schreibtisch ein Wunderwerk mit einem Glühstrumpf, eine Spirituslampe,⁵ die den Raum taghell macht. Da sitzt nun der Vater am Montagnachmittag gegen 6 Uhr und schreibt auf graue Postkarten mit eingedruckter 2 Pfennigmarke geheimnisvolle Zeichen:

363. 14.2.09

3 Uhr Binnenmühle

Kl. Heide.

Zum Trocknen der Schrift wurden die Karten rechts auf einen danebengestellten Rohrstuhl gelegt und dann rückseitig adressiert:

“An Herrn Präsidenten Hermes – hier; Herrn Landrichter Philippi – hier; Direktor Prahl, Zeichenlehrer Kant –“ usw.

³ Vionville und Gravelotte (bei Metz), die Schwester des Autors fügte hinzu „und Massatur“ (Mars-la-Tour).

⁴ Petroleum = destilliertes Erdöl. Für die Petroleumlampe war die Erfindung des Glaszylinders (Rheinland um 1810) und des Runddochts (1854) wesentlich.

⁵ Spiritusglühlicht: Mit Spiritus betriebene Gaslampe, die Licht durch Verbrennen von Spiritusgasen erzeugt (kaum Geruch, etwa hell wie 50 Watt-Birne). Heute nicht mehr hergestellt.



Abb. 3: Postkarte vom Restaurant „Kleine Heide“ um 1930 (Archiv UGVP)

Am Mittwoch, dem 14. Februar fanden sich die meisten der Adressaten am rauschenden Wehr der Binnenmühle ein, touristisch derb gekleidet und mit Wanderstöcken um mit gemächlichem Gesprächen und etwas herrenmäßigem Klatsch am Mühlenstrom und am „blutigen Knochen“ entlang zur 5 Kilometer entfernten „kleinen Heide“⁶ zu pilgern, einem städtischen Forst, im tollen 48er Jahre als Notstandsarbeit⁷ angepflanzt und jetzt veritabler Hochwald. Dort gab's im ländlichen Gasthaus Kaffee, eigengemachte Wurst, ein frisches „Hiesiges“ und ein Gläschen würzigen heimischen „Bundbarth“.

Das war der „Rennklub“, eine Gründung Vaters und des zwei Treppen tiefer wohnenden Landrichters, eines untersetzten, beweglichen Herren mit knarrender Berliner Mundart, etwas Embonpoint, mit tiefsitzendem Kneifer oder Pince-nez,⁸ und einem melierten Kinnbart. Vater und er standen auf dem Neckfuß. Er sagte, Vaters Namen schnöde verdrehend „Petroleum“ zu ihm; Vater replizierte mit „Philippisohn“, was er, als gescheiter Jude, aber nicht übel nahm; oder Vater meinte, achselzuckend: „Berlin – Nord“, das hieß: Von Kinderstube kann da nicht viel die Rede

⁶ Noch heute Naherholungsgebiet sw Prenzlau.

⁷ 1848 zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit in Frankreich, Wien und Deutschland eingeführt (vorübergehend!) eingeführt.

⁸ pince-nez = Zwicker, (Nasen-)Kneifer.

sein. Philippi war sehr myop, wohl auch farbenblind und nicht gut zu Fuß, und mit wenig Sinn für Landschaft, trotzdem aber ein eifriger Rennklubbruder und unentbehrlich. Denn er ging in den Landgasthöfen sogleich in die Küche und verhinderte, dass die Wirtin die Kaffeebohnen aus der grauen Tüte nahm, welche die Herren vom vorigen Mal her noch in schlechter Erinnerung hatten. Die Bahnhofswirtin in Seehausen, weithin bekannt durch bitteres, karges Wesen und daher „Essigtante“ genannt, heiterte er durch munteren Berliner Humor bedeutend auf und brachte sie vollends zum Auftauen, indem er sie mit Schokolade aus ihrem eigenen Schaukasten beschenkte; von Stund an fand der Rennklub dort beste Bedienung. Vatern half er einmal aus großer Verlegenheit. Beide wanderten bei schlechtem Wetter auf dem bequemen, aber verbotenen Bahnkörper der Kreiseisenbahn. Da nahte von Weitem ein uniformierter Bahnwärter. Peinlich für den korrekten Militärarzt! Philippsohn jedoch sagte rasch: „Nehm 'Se Ihr Notizbuch, wiederhol'n Se, was ich sage, und schreiben Se's auf.“ Er selbst bückte sich und maß mit seinem Wanderstab an den Schienen herum und diktierte: 12,5 – 8 Komma 7 und so weiter – und Vater wiederholte und schrieb. Der Bahnwärter stutzte, ging aber grüßend vorbei: Es waren gewiss Herren von der Aufsicht, sogar recht hohe, da in Civil und ihm unbekannt.

Auch im „Büro“ des Rennklubs – einer Fünfziger-Zigarrenkiste-, ging die Zeit nicht vorüber, ja nicht einmal die hohe Politik, und das kam so: Das Deutsche Reich rüstete auf und brauchte Geld, egal woher, also auch von der kaiserlichen Post. Diese ließ die billige graublau 2 Pf. Stadtpostkarte mit eingedruckter Marke eingehen. Sollten die Finanzen des Rennklubs darunter leiden? Vater besprach mit dem jetzt rot bemützten Tertianersohn eine Rationalisierung (das Wort gab's noch nicht!) und so wurde denn ein Druckkästchen mit Gummitypen angeschafft und die Rennklubkarte gedruckt mit 3 Pf.-Germaniamarke in den Briefkasten „Für Drucksachen“ geworfen; sehr zum Ärger des Postdirektors, wie wir meinten.

Aus der roten Tertianermütze wurde eine schwarze Samtmütze mit Silberstreifen. Man war Primaner und besaß einen Hausschlüssel. Allerdings nur zur Tür des Hinterhauses, wo es unvornehm nach Essig, Wurstküche, Lokus und Dunggrube roch. Leider, die Wahrheit muss heraus, besaß der Primaner auch zufällig einen Schlüssel mit „Z“ Bart, der Vaters linkes unteres Schreibtischfach öffnen konnte.⁹ Es war Mittwoch nachmittags, die

⁹ Beide „Z“-Bart-Schlüssel zu den einfachen Bundbartschlössern sind 2011 noch bei Frank Praetorius im Gebrauch!

Herren pilgerten klubmäßig nach Seelübbe–Seehausen¹⁰ (zur Essigtante). Da öffnete sich die säulengeschmückte Schreibtischtür; Cigarrenduft, nicht von der alltäglichen „Open Door“ (Stück 8 Pf.), nein, auch ein besseres Kistchen, Geburtstagsgeschenk vom reichen Erbonkel Louis aus Berlin,¹¹ Lessingstraße 5! Mehr lockte aber eine grüne Flasche, Spende der Delikatessenfirma zur kürzlichen Silberhochzeit – echter Benediktiner; ein Probeschluck konnte nicht schaden, er gab Mut und erhöhte die Stimmung. Heil Euch, ihr gelehrten und kräuterkundigen Mönche vom Monte Cassino! Dann lag dort, gerade auf dem „Büro“ des Rennklubs, etwas Ganz verbotenes, ein gelber, brochierter Band: Novellen von Guy de Maupassant, übersetzt von Georg von Ompteda. Rasch in die weiche Ecke des roßapfelfarbenen Sofas, und bald befand man sich in nobelster Gesellschaft: Der Vicomte de Chassaignac und der Graf de Kerguelen haben auserlesen gut soupiert und sind auf dem Heimwege, in der Richtung auf den „Etoile“. Es ist die Dämmerung eines regnerischen Pariser Maiabends, über ihnen leuchten zahllose Gaslaternen und blühen die roten Kastanien; sie schwingen ihre Malakkastöcke, sie tragen Zylinderhüte, und innen weiß gefütterte dunkle Pelerinenmäntel; neben ihnen auf dem Asphaltglanz der Champs Elysées die Kette eleganter Kutschen mit silberbeschrifteten Rassepferden. Die Herren sprachen – naturellement – sur les femmes im allgemeinen und über die kleine Baronin Ferrières im besonderen; etwas frivol, sehr wortreich und erfahren und ein bisschen melancholisch – jedenfalls hatte man dergleichen Reden nie gehört, und gewiss nie am Strande der Ucker, „wo die Rübe für den Zucker wächst und – leider – Tabak auch“ (So dichtete Direktor Prahls für das Jubiläum anlässlich der 500. Wanderung, Ziel Gastwirt Stahl in Klinkow, welcher dazu ein Schlachtfest gab).

Wieder ist ein Jahr vergangen. Der Primaner steht neben dem Vater am Schreibtisch. Er trägt eine Stahlbrille, sieht mager und gelehrt aus und nimmt lebhaften Anteil an der politischen Unruhe dieser letzten Julitage des Jahres 14. Draußen ist gewaltiger Sommer, seit Wochen blauer Himmel, die Felder wogen üppig im Winde, die Linden sind abgeblüht, die Ferien gehen zu Ende; aber diesmal zu einem ganz schlimmen. Vater war auf Urlaub und in einer Lungenheilstätte zur Information gewesen; denn er wollte, 55jährig, seinen Abschied nehmen und Direktor

¹⁰ 2010 noch aktuell: <http://www.prenzlau.eu/cms/detail.php/bb3.c.244398.de>.

¹¹ Louis Dotti: 1865 bis 1918 eine Holz- und Kohlenhandlung in Berlin am Elisabeth Ufer 4, Inhaber Louis Dotti.

und Nachfolger eines guten alten Freundes werden. Das Regiment hatte ihn telegrafisch zurückberufen. Drunten auf der Straße, die ungewöhnlich belebt war, wartete man auch auf Telegramme. Sie wurden als Extrablätter ausgerufen oder vor C. Vincents Buchdruckerei¹² angeklebt, wo eine Traube von Menschen der kommenden Dinge wartete. Das würde diesmal anders werden, als damals mit Vionville und Gravelotte¹³, wo es schlimm genug herging, aber doch ruhmreich und kriegerisch-poetisch. Neugierig zeigte man auf einen Soldaten mit Helm und schwarzem Umhang, der im kühlen Hausflur von Nr. 255 verschwand. „Ne Ordonanz“?¹⁴ hieß es. „Geht's vielleicht schon los?“ – Nun steht er in Vaters Zimmer oben neben uns und knallt scharf die Hacken zusammen; aus schwarzer Ledertasche zieht er der etwas nach Kommiss (Lederfett und Mottenkraut) duftende einen versiegelten Brief hervor und verlangt Quittung in einem kalikogebundenen Buch, die Vater schwungvoll einzeichnet; dann entfernt er sich, ebenso schneidig-dienstlich.



Abb. 4: Die Druckerei Vincent, neogotischer Giebel im Hintergrund, in der heutigen Wallgasse (Archiv UGVP)

¹² Bild: <http://www.prenzlau-smb.de/300/serie-0/090-08-300.jpg>.

¹³ Die Schlachten von Vionville (Mars-la-Tour) und Gravelotte am 16. und 18. August 1870 bei Metz.

¹⁴ Ordonnanzoffizier: meist jüngerer oder dienstgradniedrigerer Offizier, höheren Offizieren zur besonderen Verwendung beigeordnet.

Vater zeigt mir das Schreiben, ich lese in unerschütterter korrekter Kanzleischrift nur die Worte: „... Zustand drohender Kriegsgefahr“. Das war am Freitag, dem 31. Juli 1914, nachmittags um 6 Uhr.

Im Lande Maupassants, unweit des Dorfes Valmy in der Lause-Champagne, saßen an einem regnerischen Septemberabend des Jahres 1792 missmutige preußische hohe Generalstabsoffiziere um ein qualmendes Feuer. Die Kanonade hatte aufgehört, der verdammte Franzose hatte standgehalten, dieser Sansculotte¹⁵ und Königsmörder; der Rückzug war angeordnet, die ganze Kampagne schien sinnlos geworden. Sollte die andere Sache doch siegen, doch die stärkere, vielleicht bessere sein?

„Herr Minister!“ sagte ein älterer Schnauzbart mit Goldkragen zu einem civilen Herrn aus des Herzogs von Weimar Stabe, der in seinem Regenrock gleichmütig herantrat. „Sagen Sie uns doch, wie so manches mal schon, ein gutes Wort, das unsere Lage erleichtert!“ Neben an auf der Straße zogen laut fluchend Trossknechte ein schweres Geschütz aus dem unergründlichen kreidigen Lehm. Und dann hörte man, es klang ein wenig „frankfor-derisch“ und ganz ruhig:

„Heute, und von nun an, beginnt eine neue Epoche; und Ihr könnt sagen: ich bin dabeigewesen.“¹⁶

Ja, ich bin auch dabei gewesen, als etwas Neues begann; genau so, wie der nun schon alte Schreibtisch, der älter ist als ich und wohl auch älter werden wird.

Er hat apokalyptische Nächte überstanden und weder Schrammen noch Brandflecken bekommen.¹⁷ Mögen an ihm noch viele Briefe geschrieben und geöffnet werden – bessere, als jener letzte.

Korridortür (Pfungsten 1957)

Das ist ein hochherrschaftliches Haus, gebaut in den besten 90er Blütejahren aus gelben Klinkern und mit Stuck reich versehen; darunter eine Göttin, von den Kindern Julo genannt (offenbar eine Kreuzung aus Juno und Jule); ein hohes Parterre, drüber 3 Wohngeschosse mit Erkern, oben ein

¹⁵ Culottes = Kniebundhosen bei Adel und Klerus. Sansculottes = mit langen Arbeitshosen, ursprünglich Sportname.

¹⁶ Goethe wörtlich: „Von hier und heute geht eine neue Epoche der Weltgeschichte aus, ...“.

¹⁷ Der Schreibtisch reiste 1937 mit nach Berlin und ist so der Prenzlauer Katastrophe 1945 entkommen. Jetzt steht er in Offenbach am Main, bei Dr. Frank Praetorius, dem Enkel des Generaloberarztes.

Turm mit Balustrade: „Palais Voß“ schrieb die geborene Götz von Schwannfließ als Adresse; das verdeckte etwas ihren Abstieg an die Seite eines bürgerlichen Landgerichtsdirektors und in die Etagenwohnung.

Die schwere eichene und dazu noch eichen-gemasert gestrichene Haustür öffnet sich schwer. Der überhohe Hausflur ist kühl und atmet etwas Kellerluft und ganz leichten Essiggeruch¹⁸ vom Hofe her. Den Fußboden bearbeiteten eines Tages schwarzhaarige, dunkelgebräunte Handwerker mit fremder Sprache; sie mischten Zement, legten bunte Steine darauf und plätteten das ganze, bis der Estrich neu und bunt strahlte: Ein echter italienischer Terrazzoboden.

6 Treppen haben 74 Stufen; alle diese waren mit einem rotschwarzen Teppich belegt, den echte Messingstangen hielten. Das Geländer begann mit einem geschnittenen Löwenmaul – in welchem sich einmal eine halb angebissene Semmel fand. Konnte man auf den feuchten, sonnenlosen Hof blicken? Nur selten, bei großer Treppenreinigung wurden die bunten Butzenscheibenfenster geöffnet, die sonst das vornehme „cachet“ (Gepräge) wahrten. Szenen aus dem Leben der Ritter waren da zu sehen; der Ritter sah bleich aus – vielleicht war er Minnesänger oder durch Kreuzzüge ermattet. Oben im III. Stock wohnten auch noch Herrschaften; bis dahin Teppich, doch lag, leider, leider, von nun an eine teppichlose, obwohl saubere, selten betretene Holzterrasse vor den Augen der Besucher – hier begann eben „die gemeine Deutlichkeit der Dinge.“¹⁹

Das Klingeln an der Korridortüre war für manche schwierig. Wieder ein Löwenkopf, diesmal ein goldener, bot grimmig einen dicken Reif im Maul zur Bedienung. Ländliche Menschen, an derlei Ringe im Maul bei Bullen und Schweinen gewohnt, zogen daran, auch mit Kraft – der Löwe blieb, wo er war, kein Klingeln ertönte. Man musste den Ring heben! Eines Tages, nach soviel Misshelligkeit – der Kunstbronze-Leu begann schon, sich von seinem schwarz lackierten Mutterboden zu lösen, und auch starkes Ringheben half nichts – wurde er abmontiert. Wo mag er hin sein? Vielleicht in die Metallsammlung anno 1915, von dort in die Schmelze und schließlich als Führungsring an eine 8,7 cm Granate, um bei Verdun den

¹⁸ Hausbesitzer Gustav P. R. Voss (ursprünglich Böttchermeister) war Essigfabrikant.

¹⁹ Aus „Wallensteins Tod“, 3. Auftritt, W. über den gefallenen Max Piccolomini: Er machte mir das Wirkliche zum Traum / Um die gemeine Deutlichkeit der Dinge / Den goldnen Duft der Morgenröthe webend -

Sturm auf Fort Douaumont²⁰ zerberstend zu erzwingen – ein Löwenschicksal! Damals ersetzte ihn eine schlichte, aber stets funktionierende Türklingel mit weißem Knöpfchen.

Sehr subtile Klingler benutzten vorher den Bürstenkasten, der dort auf dem Fußboden montiert war; ohne sich zu bücken, fuhr der Benutzer nur mit dem Knopfstiefel und Gummizugschuh hin und her. Aber das tat wenig; es war auch nicht nötig, da 76 Treppenstufen auch schon beim Sohlenreinigen das Nötige tun.

Aber jetzt sind wir drinnen, im dämmerigen Flur. Man kann zur Not von drinnen her erkennen, wer draußen kommt oder steht. Die Türscheiben sind kunstvoll ornamentiert und z. Teil matt geätzt; einige kleinere unten sogar dunkelblau oder rot.

Mehrmals, wohl dreimal täglich, kam der Briefträger. Vater Kunow war das Urbild eines jovialen, gut genährten kaiserlich-deutschen Postzustellers u. genoss aller Vertrauen; er durfte Postkarten lesen u. beim Überreichen derselben wohl sagen: Otto hat das Paket bekommen. Er konnte etwas, was keiner konnte: ging er die Treppe hinunter, rief man laut hinterher: Guten Morgen, Herr Kunow! Als Antwort hörte man von fernher eine unheimlich hohe Kellerstimme „Guten Morgen!“ antworten – denn er konnte bauchreden. Übrigens war er der Schwiegervater der Schwester des Hausmädchens Minna und gehörte daher direkt mit zur Familie. Später erhielt die Tür durch Meister Dobbert, der stark nach Leim und Bier roch, einen Schlitz und einen inneren hinlänglich großen Briefkasten. Ein Schuljunge, dessen Gewissen nicht ganz rein war, wartete abends ängstlich, bis etwas leicht plumpsend in den braunen Kasten fiel. Es war ein rosa schraffiertes Geschäftskouvert, die Aufschrift von der akademischen Hand des strengen Gymnasialdirektors. Unterschlagen? Ging nicht. Aufmachen? Die Technik mittels Dampfstrahls war dem Tertianer noch unbekannt. So wurde dann der Versuch einer Durchleuchtung gemacht – auch dieser vergeblich. Also Tod und Verderben! Nachher war's überstanden – gute Übung für später.

Abends brannten draußen im Treppenflur die Gaslampen; sie rochen etwas giftig, streikten auch manchmal oder gaben ungehörige, durchdringende Heultöne von sich. Gelegentlich vergaß die Reinemacherin, sie aus-

²⁰ Fort Douaumont, eigentlich Fort de Douaumont, vor Verdun in Lothringen, im ersten Weltkrieg schwer umkämpft.

zudrehen. So stand dann, nach längerem Klingeln eines Nachts auf dem hellen Treppenpodest gegen 2 Uhr ein beliebter besserer Herr, der angesäuelt sich nach einem Mädchen erkundigte, das hier wohne. Abgewiesen stieg er benommen und dumpf-murmelnd wieder hinunter. Einige Tage später erschien derselbe und erstattete hochernst dem ihm wohlbekannten Hausherrn einen Entschuldigungsbesuch; auf seiner Visitenkarte stand: Amtsrichter Thielbörger. Selbiger hatte vor der Haustür eine ihm liebenswert erscheinende Dame getroffen und war der flüchtenden gefolgt; es war die Hausfrau, 45 Jahre alt, Mutter von 5 lebenden Kindern; sollte sie über diesen täppischen Versuch eines nächtlichen Rendez-vous nur empört – oder nicht doch ein kleines bischen geschmeichelt gewesen sein?

Abends lag im Briefkasten die Lokalpresse „Prenzlauer Zeitung und Kreisblatt“. Man weiß aus der Literaturgeschichte, wie seiner Zeit englische Leser sich Charles Dickens „Pickwickier“ aus der Hand rissen, als diese als Fortsetzungsgeschichte erschienen. So erging es dem Quartaner mit dem „Grafen von Tarent“ in der heimischen Zeitung. Gegen 6 Uhr abends stand er schon auf der Lauer, und dann las er bei Gaslampenschein den abenteuerlichsten Roman seines Lebens. Besagter Graf starb, an Pest oder Gift; jedenfalls lag er in der hocharistokratischen Gruft, erwachte wieder zum Leben, hob den Sargdeckel, zerbrach rostige Gitter und kroch durch unterirdische Gänge bis zu einem Ort, von dem aus er beobachten konnte, wie sein scheinbar bester Freund, in Wahrheit sein Mörder, bei Becherklang und Festmusik und mit großer Gästeschar im Prunksaal des Grafenschlosses mit seiner, des Grafen Braut, Hochzeit feierte. Wie es weiter ging (Forts. folgt!) verrate ich nicht, um die Spannung zu erhalten. Der Absatz der Zeitung, nur infolge des „Grafen von Tarent“ hob sich bedeutend; der Redakteur Gräf erhielt von Stammtischfreunden den Titel „der Gräf von Talent“.

Wenn die Familie – Vater, Mutter, 5 Kinder – im pompejanisch-rot tapezierten Esszimmer Mittag aß, – Hammelfleisch mit Bohnen, Kohlrüben mit Gänseklein, Sonnabends Kartoffelsuppe, Würstchen und Eierkuchen – dann klingelten draußen nicht selten etwas abgerissene und ärmlich miefende Leute; „Geld bekommen sie nicht,“ erklärte die väterliche Autorität, „das wird nur verschnapst! Aber es wird gefragt, ob sie Hunger haben!“ Die meisten hatten und erhielten einen tiefen Küchenteller mit Suppe, dazu einen Küchenlöffel – die silbernen – revera Alfeniol! – Tischlöffel waren zu

versucherisch. Einer ließ das Essen stehen – der Undankbare. Aber die anderen saßen brav auf der untersten Stufe der teppichlosen Aufwärtstreppe und löffelten das mecklenburgisch-deftige Suppenessen.

Auch Kinder klingelten; sie hielten kleine Bündchen Anzündeholz, aus gespaltenen Kiefern- und Fichtenstubben aus der „Kleinen Heide“, mit ärmlichen grauen Wollfäden gebunden, das kostete 5 Pfennige oder 1 Sechser, wie das Volk sehr konservativ immer noch sagte (ein „guter“ Groschen = 12 Pf., davon die Hälfte, so bis 1870 etwa). Dieser „Kien“ brannte prächtig und roch nach harzigem Wald, galt auch als Mottenmittel.

Ende September – ja, es war genau der Monatsletzte – des Kriegsjahres 1914 klingelte es in der Abendstunde; draußen stand nicht der freundliche Stefansjünger²¹ Kuno, sondern der flotte Depeschbote mit der roten Tasche. Ach, man wusste schon, was im Telegramm stand: Der geliebte Bruder, der mit seiner 10. Kompanie so hoffnungsfroh und siegesgewiss ausgerückt war, immer vorwärts durch Belgien und nach Frankreich hinein, er war schwer verwundet und hatte nun, nach 10 Tagen, das Soldatenschicksal des kgl. Preuß. Leutnants erlitten; „er wird dort in deutscher Erde ruhen“ hieß es tröstend im Telegramm.

(Manchmal, in den Jahren vorher, bemerkte ich, von außen kommend, im dunklen Korridor einen feinen Duft – gute Seife, Brillantine, Eau de Cologne – Otto war da aus Angermünde! Am Regal hing sorgfältig aufgehängt sein silbergrauer Offizierspatelot.)

Im Frühjahr 1945 gingen Haus und Stadt in Flammen auf. Dort, wo einst das Kind, durch rote und blaue Glasscheiben blickend das Treppenhaus magisch verändert sah, loderte höllische Glut, Butzen- und andere Scheiben zersprangen knallend, und vom ganzen „Palais Voß“ blieb nichts als ein wenige Meter hoher Trümmerhaufen.

Ob einmal wieder dort ein Haus stehen wird mit glücklichen Menschen? Vielleicht wird es eine Grünanlage mit Bäumen und viel Vogelmusik an schönen Frühsommertagen; das wäre vielleicht noch schöner und Chidher,²² der ewig junge, würde dann von Spaziergängern erfahren: Hier war schon immer ein Park, solange man denken kann.

²¹ Ursprünglich eine fromme Bruderschaft, die sich in der Pestzeit während des Dreißigjährigen Krieges zusammenfand.

²² Gedicht von Rückert: »Chidher, der ewig junge« (Wanderer). Chidder war nach mohammedanischer Sage Wesir des alt-persischen Herrschers Keikobad, und zugleich Prophet, der aus der Lebensquelle trank und nun bis zum jüngsten Tag lebt.

Gedenkstein für Professor Otto Rostoski (1872–1962) in Wendemark

**Heinz Schneider (Mahlow), unter Mitarbeit von
Marina Lienert (Dresden)**

Vor 14 Jahren wurde ich von dem damaligen Chefredakteur der Diabetikerzeitschrift *subkutan*, Herrn Wolfgang Stemmer aus Hagen, gebeten, einen Beitrag über die Diabetikerbetreuung im Osten Deutschlands vom Ende des Zweiten Weltkrieges bis zur Wiedervereinigung zu schreiben. Dabei stieß ich u. a. auf den bekannten Internisten und Diabetologen Professor Otto Rostoski aus Dresden und war über den mir bis dahin unbekanntem Fakt erfreut, dass dieser bekannte Arzt und Wissenschaftler aus dem einst preußischen Wendemark, einem Reihendorf in der Uckermark, stammte. In ihrer Hauptstadt war ich nahezu 32 Jahre als Chefarzt der Diabetesabteilung am Kreiskrankenhaus Prenzlau tätig, ohne dass ich seinen Geburtsort kannte. Der damalige Bürgermeister von Gramzow, Klaus Brandt (1944–2008) beseitigte meine diesbezügliche geografische Unkenntnis, gleichzeitig informierte er die Ortschronistin Bärbel Würfel über Professor Rostoski, der bis dahin unter den 189 Einwohnern der Landgemeinde völlig unbekannt war. Ich teilte Frau Würfel telefonisch und brieflich fortlaufend meine wachsenden Erkenntnisse über den wohl berühmtesten Sohn ihres Dorfes mit und fand in enger Zusammenarbeit mit seinem Schüler, Henn Professor Hans Haller aus Dresden, heraus, dass Professor Otto Rostoski seine Kindheit und Jugend im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts u. a. in Wendemark und Gramzow in einer bisher noch unveröffentlichten Autobiografie ausführlich beschrieben hat. Frau Bärbel Würfel, Adelgunde und Norbert Leider und acht weitere Einwohner aus Wendemark beschlossen die Gründung eines Traditionsvereins und die Aufstellung eines über zwei Meter hohen imposanten Gedenksteins, der unter mehreren wuchtigen Findlingen in der Moorwiese im nahegelegenen Randowtal von der Familie Leider gefunden und ausgewählt worden war. Auch die damalige Kunststudentin Hendrikje Ring aus Hohenfelde engagierte sich Ende Mai 2002 an der erfolgreichen Gedenksteinsuche.

Besonders aktiv beteiligten sich an den Folgearbeiten Sven Dade, Monika und Reinhard Golicke, Detlef Kraus, Joachim Loozt, Beate Mollenhauer, Thomas Patzwall, Mirko Sasse, Margret Scholz, Karl-Heinz Schönfeld, Harald Sy, Karin und Thomas Turau sowie Steffen Welke. Am 31. August 2002 wurde dieses Monument, nur wenige Tage vor dem 130. Geburtstag von Otto Rostski, im Rahmen eines großen Heimattreffens auf dem ehemaligen Gutshof in einem extra gestalteten Rondell feierlich enthüllt und erinnert künftig an das bedeutende Schaffen des Laureaten, der bis zu einem 7. Lebensjahr in Wendemark wohnte. Erst als der tonnenschwere Feldstein unter den geschickten Händen von Frau Hendrikje Ring im Sommer 2002 seine endgültige Gestalt annahm, erfuhr ich als erster Mediziner von seiner Existenz und fühle mich seitdem mit den fleißigen Wendemarkern sehr verbunden, die einen bedeutenden Arzt auf diese Weise in einer bewundernswerten Art ehrten. Einen so großen Gedenkstein für einen berühmten Mediziner habe ich bisher – als fast Achtzigjähriger – selbst in einer deutschen Universitätsstadt noch nicht gesehen. Mehr als 400 Geschichtsinteressierte aus ganz Deutschland nahmen damals an diesem erfolgreichen Festakt teil, den Frau Würfel und Frau Leider mit großem Engagement vorbereitet hatten. Günter Sommerfeld war sogar extra aus Amerika angereist. Die Firma „Metallbau Jung“ aus Wendemark sponserte damals eine schöne Bank, die interessierte Besucher zum Verweilen einlädt.

Das Denkmal trägt die Inschrift:

Zum Gedenken an Prof. Dr. med. habil. Otto Rostski, geboren am 04.09.1872 in Wendemark, gestorben am 10.01.1962 in Dresden.

Frau Würfel hat die damalige Situation und die lobenswerten Aktivitäten vieler Wendemarkern in dem sehr schönen Artikel „*Wenn Steine reden könnten.*“ auf eine höchst originelle Art beschrieben.

Wer war Professor Otto Rostski, der als bedeutender Diabetes- und Geschwulstforscher des vergangenen Jahrhunderts in die deutsche und internationale Medizingeschichte eingegangen ist und dennoch in seinem märkischen Geburtsort bis 2002 völlig unbekannt war?

Otto Albert Robert Rostski erblickte als ältestes von 4 Kindern (3 Söhnen und einer Tochter) des Landwirts und Domänenpächters Otto Rostski sen. und seiner Ehefrau, der Arzttochter Anna Marie, geb. Schachert, am

4. September 1872 in Wendemark das Licht der Welt. Er wurde in seinem Geburtsort auch eingeschult und berichtete in seiner Autobiografie über eine idyllische Kindheit. Schon als kleines Kind entwickelte er eine lebhaft Phantasie.

„Als ich älter wurde, vermisste ich einen Spielkameraden. Bei den Mahlzeiten stellte ich einen Stuhl neben den meinen und sagte: „Hier sitzt Hans Eppin“. Das frühe Knabenalter scheint phantasiebegabt zu sein.“

Besonders eindrucksvoll berichtet er auch vom Geschenk eines Ziegenbockgespanns in seiner Zeit in Wendemark.

„Als ich 6 Jahre alt geworden war, oder vielleicht auch etwas früher oder später, bekam ich ein Ziegenbockgespann geschenkt, 2 Tiere und einen kleinen Wagen. Die Ziegenböcke wurden auch bald auf dem Hof vor den Wagen gespannt. Es ergab sich aber, dass sie nicht so wollten wie ich und der Mann, der sie eingespannt hatte. Sie liefen wild davon; der Wagen fiel um und ich auf das Pflaster, ohne mir Schaden zu tun. Der Pfau, die Zierde des Hofes, der sonst immer friedlich gewesen war, kam wütend auf mich zu. Die Tiere hätten wohl erst für die neue Tätigkeit erzogen werden müssen, aber das hatte niemand getan. Ich nehme an, dass anderswo Ziegenbockgespanne zur Belustigung von Kindern dienen. Sonst hätte man mir wohl nicht dieses Geschenk gemacht.“



Abb. 1: Das Ziegenbockgespann des sechsjährigen Otto Rostski

Diese Schilderung beflügelte auch die Gedankenwelt des Natur- und Jagdmalers Hans-Henning Eisenmann aus Liepe, der ein schönes Bild (Abb. 1) über das Erlebnis des kleinen Otto anfertigte, welches mir der Wendemarker Traditionsverein zu meinem 70. Geburtstag geschenkt hat und das seitdem eine Wand meines ansonsten eher tristen Arbeitszimmers ziert.

Als der kleine Otto 7 Jahre alt war, zog die Familie Rostoski, die die hohe Pacht für die königliche Domäne Wendemark nicht mehr aufbringen konnte, in das nahegelegene Gramzow um. Dort besuchte er die von ihm als sehr gut eingeschätzte Klosterschule.

„Als einmal die Rede davon war, was ich werden sollte, meinte meine Mutter, deren Großvater Pfarrer gewesen war, es wäre ihr lieb, wenn ich Theologie studierte. Es wurde aber bezweifelt, dass ich jemals das Abiturientenexamen bestehen würde.“

1884 siedelte die Familie Rostoski nach Schwetz in Westpreußen um und Otto besuchte dort das humanistisch ausgerichtete „Friedrich-Wilhelm-Gymnasium“ in Posen. Nach bestandem Abitur studierte er, der Familientradition folgend, in Würzburg Humanmedizin. Während dieser Zeit wurde er Mitglied der Studentenverbindung „Landsmannschaft Saxonia“. Bereits 1895 wurde er zum Doktor der Medizin promoviert. Seinen medizinischen Wirkungskreis hatte er zunächst vorwiegend in Würzburg, wo er bei seinem Onkel, Professor Eduard von Rindfleisch (1836–1908), einem weltbekannten Ordinarius für pathologische Anatomie, wohnte. Nach einer kurzen Tätigkeit in der renommierten Lungenklinik in Ruppertsheim im Taunus war er zunächst am Hygieneinstitut der Universität Würzburg angestellt, bis er kurze Zeit später zu Professor Wilhelm von Leube (1842–1922), einem sehr exakten, exzellenten Diagnostiker und Gastroenterologen, an die Medizinische Universitätsklinik überwechseln konnte. Schon 1902 wurde er schon im Alter von 29 Jahren mit einer damals viel beachteten Arbeit „Zur Kenntnis der Präzipitine“ habilitiert (Abb.2). 5 Jahre später wurde er in Würzburg zum ao Professor berufen. Noch vor dem Ersten Weltkrieg erhielt er Einladungen nach St. Petersburg und Moskau, wo er wissenschaftliche Vorträge hielt. 1907 nahm er die Stelle des Leiters der II. Medizinischen Klinik Dresden-Friedrichstadt an und wechselte drei Jahre später in die Medizinische Klinik des Johannstädter Krankenhauses, die als ausgesprochen modern galt und übernahm

dort die Klinikleitung für fast ein Vierteljahrhundert. Drei Jahre nach der Entdeckung des Insulins durch die kanadischen Forscher F. G. Banting (1891–1941) und C. H. Best (1899–1978) errichtete er dort die erste Diabetikerambulanz in Europa und weitere 3 Jahre später die erste Diabetes-Spezialstation. Diese Dresdener Einrichtungen hatten Modellcharakter und zogen in den 20er Jahren viele Experten aus Deutschland und Europa in die sächsische Elbmetropole, um das dortige Vorgehen zu studieren und ähnliche Einrichtungen im In- und Ausland zu begründen. Sie gelten als ein Vorläufer der Diabetikerberatungsstellen, die ca. 35 Jahre später in der DDR über mehr als drei Jahrzehnte eine durchaus positive Rolle in der Diabetikerbetreuung spielten.

*Abb. 2:
Otto Rostoski 1902*



Zusammen mit dem noch jungen Röntgenologen Dr. Saupe (1893–1943) und dem bekannten Pathologen Prof. Schmorl (1861–1932) Klärte er 1926 den Schneeberger Lungenkrebses als strahlenbedingte Krankheit auf. Es folgten eine ehrenvolle Einladung nach London, die Prof. Ros-

toski Ende der 20-er Jahre annahm. Der Internist Otto Rostoski war somit nicht nur ein bekannter Diabetologe, sondern auch ein bedeutender Krebsforscher seiner Zeit. 1934 wurde Rostoski von den Nationalsozialisten aus seiner Klinik, die in „Rudolf-Heß-Klinik“ umbenannt worden war, verdrängt und fand erneut eine Tätigkeit als Chefarzt in dem Friedrichstädter Krankenhaus. Mit Beginn des II. Weltkrieges wurde er in das Reservelazarett in Lahmanns-Sanatorium versetzt. Kurze Zeit später leitete er die neu eingerichtete Medizinischen Klinik in der Dresdener Bodelschwinghstraße, bis er nach dem Ende des II. Weltkrieges – bereits hoch betagt –wieder in das Krankenhaus Dresden-Friedrichstadt versetzt wurde. 1954 – er befand sich bereits im 83. Lebensjahr – wurde er Professor mit dem Lehrstuhl für Innere Medizin an der neu gegründeten Medizinischen Akademie „Carl Gustav Carus“ in Dresden. Im gleichen Jahr wählte ihn die Deutsche Gesellschaft für Innere Medizin (DGIM) in Wiesbaden zum Ehrenmitglied. Erst 1956 wurde Prof. Rostoski – der Nestor der Inneren Medizin in Deutschland – im Alter von fast 84 Jahren emeritiert. Prof. Hoff sagte in seiner Eröffnungsrede auf dem 68. Jahreskongress der DGIM 1962:

„Auch er war unser Ehrenmitglied und wir werden ihn besonders schmerzlich vermissen. Er ist am 10. Januar 1962 in Dresden verstorben. Er ist noch ein Schüler von v. Leube in Würzburg gewesen, war also noch ein Zeuge der klassischen Zeit der deutschen Klinik. Fast 30 Jahre lang hat er die Klinik in Dresden-Johannstadt und zeitweilig auch in Dresden-Friedrichstadt geleitet. Noch mit 83 Jahren wurde er an die neugegründete Medizinische Akademie berufen. Seine Leistungen auf dem Gebiet der Gewerbekrankheiten und besonders seine Arbeiten über den Schneeberger Lungenkrebs und über den Diabetes mellitus werden seinen Namen Dauer verleihen. Seiner Zeit voraus hatte er schon 1924 eine mustergültige Diabetesambulanz geschaffen.“

Inzwischen war die Schrift auf dem Gedenkstein stark verwittert. Als ich das der DGIM in Wiesbaden mitteilte, antwortete ihr Geschäftsführer, Rechtsanwalt Maximilian Broglie, innerhalb weniger Tage und teilte mir mit, dass die Gesellschaft die nicht unbeträchtlichen Kosten für die Wiederaufarbeitung der Schrift auf dem Gedenkstein übernimmt. Darüber bin ich sehr froh. Danke! Inzwischen hat Frau Hendrikje Ring aus Stolpe (Abb. 3) den Gedenkstein wieder restauriert.

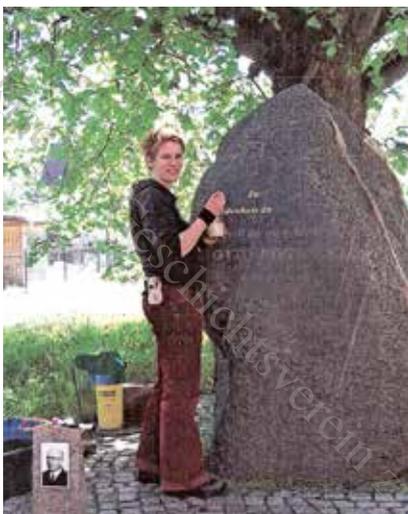


Abb. 3: Hendrikje Ring bei der Restaurierung des Gedenksteins für Prof. Otto Rostski in Wendemark, rechts der Gedenkstein heute (Bild: Bärbel Würfel).

Literatur:

- M. Lienert, Ein Gedenkstein für Otto Rostski (1872–1962). In: *Ärzteblatt Sachsen* 2/2003, 64.
- H. Schneider / M. Lienert / K. Brandt, Prof. Dr. med. habil. Otto Rostski – ein Leben im Dienst der Diabetesforschung. In: *Heimatkalender Prenzlau* 2002, 2001, 100–103.

Was über mich in Kürze zu sagen ist ... – Ein Lebenslauf in Zahlen und ein paar Bildbeschreibungen

Hagen Mueller-Stahl, Berlin

Die 17jährige Editha Maass, meine Mutter, sieht auf der Bühne des Tilsiter Stadttheaters in einer Aufführung von Kleists "Hermannsschlacht" einen jungen, schwarzhaarigen Schauspieler, der den Ventidius Carbo, Legat von Rom spielt. Der attraktive Schauspieler ist ihr zukünftiger Mann und mein Vater. Sein Beruf aber ist Bankangestellter. Wie es dazu kam, dass man ihn mit dieser Rolle betraute, weiß ich nicht. Jedenfalls ist das Theaterspielen sein großer Lebensraum.

Meine Mutter, in Estland auf der Halbinsel Hapsal geboren, lebt von 1913 bis 1918 in Petersburg, wo mein Großvater Pfarrer am Smolnacher Institut und Direktor des deutschen Diakonissenhauses ist. Die große Familie ist künstlerisch begabt. Es wird gemalt, geschrieben, in laienhaftem Rahmen Theater gespielt. Nach mehreren Fluchtversuchen, ausgelöst durch Verfolgungen nach der Oktoberrevolution, landet die Familie in Tilsit. Sind in dieser Konstellation, der Begegnung meiner Eltern, die Wurzeln für mein frühes Interesse am Theater zu suchen, und auch das meiner Geschwister?

Ich bin 1926 im September in Tilsit geboren. Frühe Erinnerungen: die Winter breiteten sich wie ein dickes, weißes Bettuch über die Stadt, die Taxifahrer am Hohen Tor bauten mannshohe Schneehäuschen, auf der Memel schob sich das Packeis mit lautem Krachen ineinander und ich lief auf dem Schlossmühlenteich zu krächzender Grammofonmusik Schlittschuh. "Regentropfen, die an mein Fenster klopfen ...".

Im Sommer gingen wir mit der Grenzkarte über die Luisenbrücke nach Übermemel, das seit 1923 autonomes litauisches Gebiet war, um billig Fleisch und Butter einzukaufen. Wir Kinder aßen Erdbeeren mit Schlag-Sahne bis wir dicke Bäuche hatten. Und auch manche Grenzgängerin, auf dem Hinweg noch gertenschlank, hatte beträchtlich an Leibesumfang zugenommen. Wir ahnten aber, dass sich unter den faltenreichen Röcken Würste und Fleischpakete verstecken ließen, und manchmal ahnte der deutsche Zoll das auch.

Viermal in acht Jahren haben wir in Tilsit die Wohnung gewechselt. Der Initiator war immer mein Vater. Meine Mutter fürchtete den schweifenden Blick meines Vaters über Häuserfronten, dazu seinen engagierten Ausruf "Sieh mal, die Wohnung dort oben ...". Der vorerst letzte Umzug führte in eine Vierzimmerwohnung in der Lindenstraße 24. Auf dem Hof besaßen wir einen winzigen Garten, dort ließ mein Vater eine Reckstange installieren. Nicht ohne Eitelkeit absolvierte er seine Schwünge und Felgen und die verstohlenen Blicke hinter durchsichtigen Gardinen wird er genossen haben, er war kein schlechter Schauspieler.

Der freundliche, auch verklärende Blick auf unser Leben in Tilsit steht am Anfang. Der häufige Wohnungswechsel aber lässt ahnen, welchen Turbulenzen unser Familienleben ausgesetzt war. Wie erging es mir? Jede Familie hat ihre Hierarchien. Unbewusst wehrte ich mich dagegen, Vorbild und Kindermädchen für meine jüngeren Geschwister zu sein. Ich war zwar zuverlässig, achtete darauf, dass meiner gerade geborenen Schwester Gisela bei einem Gang durch den Park der Wind nicht ins Gesicht blies, dass sie rechtzeitig ihr Fläschchen bekam, aber die aufgehalste Verantwortung machte mich gleichzeitig widerborstig und unleidlich. Ich verstand nicht, ich wollte nicht verstehen, warum ich in die Schule gehen sollte. Was da passierte, habe ich aus Wut und Angst einfach verdrängt. Ich besuchte zwei Grundschulen. Die Erinnerung beschränkt sich auf den Geruch nach eingetrockneter Tinte und das Geräusch eines Griffels, der quietschend über die Schiefertafel fährt. Ich weiß keinen einzigen Namen meiner Lehrer und Mitschüler. Dass ich dennoch Schreiben gelernt habe, grenzt an ein Wunder. Die Strafen meiner Eltern, die selber keine Erklärung für mein Verhalten hatten, glitten eindrucklos an mir ab. War dies einer der Gründe, dass sie mich zur Miterziehung mit dem mir gleichaltrigen Hans-Curt von Wedel im September 1936 auf das Gut Zernikow bei Prenzlau schickten?

Zernikow hieß das Zauberwort.

In Zernikow hast du ein eigenes Zimmer, dass du nicht aufräumen musst, einen Freund, so alt wie du.

Ihr habt einen Lehrer, nur für euch beide und Serviermädchen reichen beim Essen die Speisen herum.

Ihr habt viel Zeit zum Spielen, einen eigenen See zum Baden, Pferde zum Reiten, die gute Landluft, Fahrten in der Kutsche, und in den Ferien kommst du nach Hause.

So war es denn auch, aber nach einem Jahr – ich war zwei oder drei Wochen zu Hause gewesen – packte mich das Heimweh nach meinen Geschwistern und dem Leben in der Stadt so stark, dass ich drei Tage heimwehkrank in meinem Bett lag und heulend auf das Familienfoto starrte, bis es mir jemand aus der Hand nahm. Im Lauf der Zeit stellten sich nachts Krankheitssymptome ein, ich halluzinierte, mein Zimmer, die Wände und Türen, selbst die umgebende Luft sei aus Gummi. Riesige Gummidecken lasteten auf meiner Brust und machten mir das Atmen schwer. Wenn meine Hände Halt suchend in die Luft griffen, dann konnte ich sie nur ganz langsam gegen den gummiartigen Widerstand zusammendrücken. Ich litt wochenlang, Tante L., der Mutter meines Freundes aber habe ich nichts von meinen Zuständen erzählt, ich schämte mich.

Meine Eltern spürten, dass ich sie brauchte. Vielleicht gab es noch andere Gründe, aber ich nehme an, dass ich der Hauptgrund war, dass sie 1938 ihren Wohnsitz nach Prenzlau verlegten. Damit wurde auch mein weiterer Verbleib in Zernikow gegenstandslos, ich durfte nach Hause kommen, in das ersehnte, in die neue Wohnung in der Brüssower Straße 2. Die drei Jahre Zernikow gehören zu meinen schwierigsten, gleichwohl erlebnisreichsten Kinderjahren, ich möchte sie nicht missen. Sie brachten mir eine Welt nahe, der ich später immer wieder in der Literatur begegnete.



Abb. 1: Haus Brüssower Straße 2 (der Eingang ganz links) in Prenzlau (Archiv UGVP)

Ich wurde Schüler der dritten Klasse in der Stadt-Oberschule für Jungen und lernte rasch, dass es hier, zunächst mal um den Platz in der Hierarchie ging, sowohl den Lehrern als auch den Mitschülern gegenüber. Ich hatte bereits zwei Jahre Latein hinter mir, war also der Klasse voraus, was Studienrat Ziemann („Zömel“) bei Nichtbeantwortung seiner Fragen häufig zu dem Redestereotyp „Woll'n mal Mueller fragen“ veranlasste. Mich ärgerte die regelmäßige Verkürzung meines Namens, und sah ich ihn aufmüpfig an und korrigierte seinen Satz mit einem deutlich gesprochenen „Stahl, Herr Studienrat!“ Darauf feuerte er mir eine. Ich wusste aber, dass ich in der Hierarchie einen Platz nach oben gerutscht war.

Unsere Klasse war gerade mit dem Problem des Übergangs in ein neues Lebensalter beschäftigt, wozu der abendliche Bummel auf der Friedrichstraße gehörte, die Beteiligung an Ladendiebstählen (Radiergummis und Notizblöcke), das Rudern, Segeln, Segelfliegen (für mich war ein Absturz dabei), da war das Kriegführen und Siegen schon in vollem Gang, die Sondermeldungen jagten einander, und ich lernte statt Mathe und Deutsch die Eichenlaubträger auswendig. Mein größtes, nachhaltigstes Erlebnis in dieser Zeit aber war das Singen im Prenzlauer Musikverein unter seinem Leiter, dem Grafen Bassewitz. Wir führten in Prenzlau und in anderen Städten das „Requiem“ von Mozart und zusammen mit der Preußischen Staatskapelle das „Schicksalslied“ von Brahms auf. Selbst eine Gelbsucht hielt mich nicht vom Mitsingen zurück. Mag das Singen ein Stimulanz für die Erziehung des Gefühls gewesen sein, zum ersten Mal erlebte ich in dieser Zeit eine Liebe, die war so ausschließlich geheimnisvoll, von zarter Körperlichkeit, ganz auf sich selber bezogen, so dass kaum einer davon wusste.



Abb. 2: Sport mit Lehrer Ernst Vogel 1943 an den „Weißen Bergen“ am Unteruckersee: unten v. l. n. r.: Schmidt, Ehrlich, Fürstenau, Becker, Schulz, Kleinfeld, Sellin, Blank; oben v. l. n. r.: Weißert, Geiger, Kalmus, Rietz, Mueller-Stahl, Hermann, Moog, Koch' (Archiv UGVP)

¹ aus: Erinnerungen einer außergewöhnlichen Schulklassen (1937–1999). Schkeuditz 2000, S. 29. Darin auch der vorliegende Text (S. 128–152).

Nach meiner Marinehelferzeit, die exakt an meinem siebzehnten Geburtstag mit einer fröstelnden Übernachtung in einem Viehwaggon in Wustermark begann und dem Vierteljahr Arbeitsdienst in Danzig-Langfuhr, wurde ich nach erneutem Kurzschulbesuch in Prenzlau am 21. August 1944 zur Luftwaffe in Gdingen (Gotenhafen) eingezogen. Es war ein sonniger Tag, als ich auf dem Bahnsteig von Pasewalk auf den Zug Richtung Osten wartete. Auf einmal stand mein Vater vor mir in seiner Offiziersuniform. Einzig meinetwegen war er von seinem Standort, einer Stadt irgendwo nördlich, gekommen. Wir redeten Worte, wie sie es bei Abschieden üblich sind. Dann umarmte er mich und er reichte mir ein in Pergament eingewickeltes Stück Käse. Für die lange Reise, sagte er. Es war das letzte Mal, dass ich meinen Vater sah.

Im September wurde ich auf die Luftkriegsschule III in Oschatz versetzt. Ich traf hier auf meine Schulkameraden Horst Rietz, den wir „Master“ nannten, Siggie Dyck und Ewald Becker. Master und ich sahen uns oft, wir gingen nach Oschatz ins Kino, ließen uns im schicken Pilotenoverall fotografieren. Am Schluss begleitete ich meinen Freund zu der Maschine, die ihn nach Wien bringen sollte. Ich beneidete ihn darum, dass er das Flugzeug, eine Bückler, als Pilot allein fliegen durfte. Master gehört zu den Gefallenen unserer Klasse.

Obwohl alle wussten, dass der Krieg bald vorbei sein würde – es war der 13. April 1945 – verlud man uns, fünfhundert Kriegsschulabsolventen und Fahnenjunker in Waggons. Senftenberg sollte unbedingt gehalten werden. Unsere Waffen, Gewehre und Panzerfäuste, waren sauber in einem Extrawaggon gestapelt. Am Rande einer großen Wiese aber tauchten unerwartet russische Panzer auf. Sie richteten ihre Kanonen auf den Zug, es krachte, einige Waggons sprangen aus den Gleisen und ruckartig kam der Zug zum Stehen. Die Auflösung der Ordnung vollzog sich übergangslos. Man hörte ein paar Schreie, oder waren es Kommandos, dann stürmte ein ungeordneter, waffenloser Haufen von bleichen Fahnenjunkern den Berg hinauf, der den Russen abgewandt war, um Schutz hinter den Bäumen eines Wäldchens zu suchen. Das sah nicht anders aus als bei den früheren „Räuber und Gendarm“ – Spielen.

Unser Kommandeur aber, ein ewig angetrunkenener Major, starrte mit offener Uniformjacke seinen flüchtenden Soldaten hinterher, die ihn nicht beachteten, dann richtete er die zusammengekniffenen Augen auf die rus-

sischen Panzer, die jetzt Hasenjagd machten. Er stand ziemlich lange so da, dann führte er mit einer heroisch anmutenden, leicht zittrigen Geste die Pistole an die Schläfe.

Wir, eine Gruppe von fünf, sechs Flüchtenden, darunter mein Freund James Krüss, der Kinderbuchautor, der auch diese Geschichte aufschrieb, bewegten uns wie Indianer durch den Wald. Es war so leise wie nie, wir flüsterten, ab und zu hörte man das Knacken der Zweige unter den Stiefeln. Wir waren nicht mehr die aus den Gymnasien drängenden Schülerhelden von 1942. Der Krieg war jetzt aus, wir vermieden jedes Zusammentreffen mit Siegern und Verlierern. Ich hab keinen Tod nötig, schon gar nicht den Heldentod, dachte ich.

Das Ziel unserer Indianergruppe war die Elbe, die Amerikaner seien auf der anderen Flussseite hieß es, sie würden alle Flüchtenden herüberholen. Die Russen bemerkten uns nicht, als wir sie eines Nachts im Wald beim Biwak überraschten, wir hörten ihr kehliges Russisch, ihr Lachen und machten uns lautlos davon, aber den deutschen Suchtrupps entgingen wir nicht. Sie gaben uns Panzerfäuste und Gewehre und steckten uns in Erdlöcher, aber die Verteidigungslinie, die diesen Namen nicht verdiente, war schon durchlässig. Ich sah mich plötzlich in meinem Schützengraben allein und sah auf der anderen Seite des Flüsßchens die russischen Uniformen. Da stahl ich mich davon und meine Schritte wurden immer schneller, je mehr ich mich der Elbe näherte. Die letzten hundert Meter bis zur Böschung nahm ich im Laufschrift.

Was ich sehe, ist unerwartet. Eine ganze Armee mit Tross und unzähligen LKW's, wie Tupfer die PKW's dazwischen, ein riesiger Menschen- und Waffenpark säumt kilometerweit das Flussufer. Jetzt erkenne ich zwei von Soldaten überquellende Kähne auf der hiesigen Seite, drüben auf der anderen einen ebenso voll beladenen, aber nichts rührt sich. Die Stille über der ganzen Szenerie hat etwas Unwirkliches, die ganze Situation hat es.

Es rührt sich doch etwas. Zuerst sind es einzelne, dann werden es immer mehr, in kurzer Zeit sind es Hunderte von deutschen Soldaten, sie bewegen sich wie Puppen, sie werfen ihre Waffen weg, reißen sich das Koppelzeug vom Leib samt Gasmaske und den eingehängten Handgranaten, alles geschieht eingeübt, aber dann lassen sie sich keine Zeit mehr, sie stürzen sich ins Wasser, viele in Stiefeln, und suchen mit kräftigen, hastigen Schwimmstößen Meter um Meter voranzukommen, immer das

jenseitige Ufer im Auge, wo der Amerikaner ist. Man hört keinen Laut, keinen Schrei. Aber das Maiwasser ist eiskalt. Ihre Bewegungen werden hektischer, unkontrollierter, sie scheinen sich ins Wasser zu krallen, sie schlagen mit den Armen um sich, auf einmal ist da, wo eben noch ein Kopf sichtbar war, nur noch ein winziger Strudel mit umlaufenden Ringen, eine Mütze schwimmt in der Mitte.

Das Bild bleibt im Gedächtnis: die Elbe ist übersät mit Hunderten von Soldatenmützen, grünen, erdfarbenen, sie bewegen sich lautlos elbabwärts, tanzen auf den Wellen, drehen sich wie Kreisel. Die Elbe hat Trauerschmuck angelegt. Das Bild hat etwas Archetypisches. Als wollten die, die in letzter Sekunde den Tod fanden, stellvertretend eine Schuld abtragen, die Deutsche mit ihrem Vernichtungskrieg auf sich geladen haben. Ich aber erwarte die Russen, die Kriegsgefangenschaft ist mein Beitrag zur Schuldtilgung.

Fast ein halbes Jahr habe ich Schienen auf der Strecke Halberstadt-Wiesenburg demontiert, ich habe noch vorhandenen Tabak gegen ein Stückchen Klietschbrot getauscht, auf Beton geschlafen und nie die Kleider gewechselt, ich habe die Ruhr mit verbrannten Holzstückchen bekämpft und Läuse geknackt und jeden Abend von Bratkartoffeln mit Rührei geträumt. Mitte September, als es in unserer Gegend schon keine zweiten Gleise mehr gab, mussten sich die Lagerinsassen in Reihe vor einer Kommission in weißen Kitteln aufstellen. Mich untersuchte eine junge russische Ärztin. Sie befühlte und kniff mich überall dahin, wo sie Muskeln vermutete, das machte sie nicht zu ihrem Vergnügen und ich protestierte auch nicht, als sie mich als arbeitsunfähig einstufte. Es waren nur wenige, die nach Hause durften. Ich sah die Augen der Zurückbleibenden. So absurd es ist, der Abschied fiel mir schwer.

Prenzlau ist eine zerstörte Stadt. Vom Zug aus erkenne ich die Mauerreste unseres niedergebrannten Hauses. Am Bahnhof spricht mich ein kleiner Junge an. "Sie wohnen jetzt Winterfeldstraße 18", sagt er. Ich stolpere über aufgerissene Straßen, wundere mich, wie klein die Stadt geworden ist, über brandgeschwärzte Ruinen sieht man bis ins grüne Umland. Ich klopfe, und Tante Ena, die Schwester meiner Mutter, öffnet die Haustür. "Hagen ist da", ruft sie laut, dass es das ganze Haus hört, aber mit solcher Selbstverständlichkeit, als käme ich gerade von einem Ausflug. In den zwei Zimmern, die wir jetzt zu siebent bewohnen, gibt es nur wenig Möbel,

ein paar Schlafgelegenheiten, einen Tisch, eine Kommode, ein Klavier. Während ich einen Teller Suppe verschlinge, spielt meine Mutter auf dem Klavier einen Choral. "Ein Klavier ist wichtiger als ein Bett", sagt sie und lacht.

Es ist merkwürdig, ich treffe zu Hause auf keine Niedergeschlagenheit. Jeder ist für das tägliche Leben mitverantwortlich, so verabreden wir unsere Prenzlauer Ordnung. Meine Mutter ist Dolmetscherin auf der Bürgermeisterei, sie übersetzt Papiere für den Kommandanten und schafft das tägliche Essen herbei, Tante Ena kocht und sorgt für die Hygiene (Nur abgekochtes Wasser zum Trinken!), Roland, mein jüngerer Bruder schleppt Bahnschwellen heran, Feuer für den Herd und Armin, der vierzehnjährige, will unsere zwei Zimmer mit ein paar ausgestopften Vögeln und einem menschlichen Skelett verschönern. Ich erteile dem GPU-Kommissar von Prenzlau, einem Kapitän nicht viel älter als ich, Klavierunterricht. Die Vokabeln habe ich von meiner Mutter: levaka ruka, igrajtje igrajtje, poshalsta ... Choop choop choop, Feerdchen lauf Chalooop! Dann ein Glas Wodka, ein ganzes Wasserglas voll, Graupen mit Speck und ein Stück Brot, und wir schließen Brüderschaft. Zu Hause hält mir meine Mutter angesichts meiner Heiterkeit vor, Klavierspielen sei für den russischen Offizier eine ernst zu nehmende Angelegenheit, das möchte ich nicht vergessen.

Es klingt paradox. Für meine Mutter ist diese Nachkriegszeit, in der sie auf die Rückkehr unseres Vaters wartet, den unerwarteten Tod Rolands hinnehmen muss, gleichzeitig eine Zeit der Selbstverwirklichung. Der Verlust der Wohnung in der Brüssower Straße ist ihr keine Klage wert. Anderen geht es genauso, sagt sie. Es gibt nichts Materielles, was bewahrt werden muss außer ein paar Aufzeichnungen, Tagebüchern, Fotos, sagt sie. Und der Bibel. Die Hilfe für ihre Mitmenschen steht an erster Stelle. Viele werden sie so in Erinnerung behalten. Sie will selbstständig und unabhängig sein, damit wir Söhne und Töchter später einmal unseren Berufswünschen nachgehen können. Nach ihrer Zeit als Dolmetscherin wurde sie Lehrerin, sie bestand das erste und zweite Lehrerexamen, unterrichtete die russische Sprache, die sie liebte. Später war sie bis zu ihrem Rentenalter als Dozentin an der Karl-Marx-Universität in Leipzig tätig.

Der Krieg hatte einen obsolet gewordenen Wir-Begriff hinterlassen, die auf der Elbe dahin treibenden Soldatenmützen waren sein Zeichen. An die Stelle des brüchigen „Wir“ war jetzt ein noch unbestimmtes Ich-Gefühl

getreten. Es war sich seiner selbst nicht sicher, man musste es erst entdecken. Ich kletterte auf den baufälligen Turm der Marienkirche und sah auf das quadratisch angelegte Straßennetz, das die Trümmer freigelegt hatten. Dahinter glänzte das Wasser des Uckersees, noch weiter stießen Himmel und Erde aneinander. Ich dachte: der Krieg ist vorüber. Das Chaos, das er hinterlassen hat, ist auch eine Chance.

„Konfusionen“ oder „Wie schlüpf ich in meine eigene Haut?“, das sind die Überschriften für meinen nächsten Lebensabschnitt. Mit der Eröffnung der Oberschule im Gebäude des ehemaligen Lyzeums in der Grabowstraße im Oktober 1946 wurde ich nämlich, da Lehrermangel herrschte, selber ein Lehrer, genauer Schulamtsbewerber. Mädchen und Jungen wurden jetzt gemeinsam unterrichtet. Mein Auftreten als Lehrer übte ich im Umgang mit Fräulein Kluge, der jungen Geschichtslehrerin, mit der ich den gleichen Schulweg hatte. Bei dieser Gelegenheit verwickelte ich sie in ein sehr spezielles Geschichtsthema, nämlich die Schlacht von Idistaviso 16. n. Chr., über die ich mich im einzigen Brockhausband Buchstabe I, den es in unserer Wohnung gab, informiert hatte. Meine Kollegin ließ sich lebenswürdig und sachkundig auf das Thema ein. Ein andermal warf ich die pädagogische Frage nach der Koedukation von Mädchen und Jungen auf, da meinte sie mit einem ironischen Seitenblick „Wollen Sie wirklich Lehrer werden?“.

Außer in Musik und Sport gab ich in den unteren Klassen Unterricht in Deutsch, Latein und aushilfsweise auch in Mathematik. Für die Schüler stand ich jetzt als Lehrer auf der anderen Seite und ich musste mich auf manche Anrempeleien gefasst machen, besonders von den dreizehn- und vierzehnjährigen Mädchen. Natürlich genoss ich auch solche Situationen, denn auf das gegenseitige Interesse ist jeder Lehrer angewiesen, das war meine erste Erfahrung. Dann war da noch die Garde der alten Lehrkräfte. Einerseits war ich stolz, dass die Ehemaligen Dr. Heiniger, Dr. Gerhardt, Kopplin, Ernst Vogel und Referendar Hermann Jenzen jetzt meine Kollegen waren, andererseits war mein Auftreten in ihrer Gegenwart leicht befangen. Keine Blöße zeigen war meine Devise. Da verhielt ich mich immer noch wie der Schüler in Goethes „Faust“ vor seinem Lehrmeister. Einmal, als ich die bereits eingerichtete Abiturklasse betrat, ließ Heiniger, mein alter Peiniger, die ganze Klasse aufstehen. „Sehen Sie nicht, dass eine Lehrkraft den Klassenraum betritt!“, krächte er und stieß dabei sein

Kinn ruckartig schräg nach oben. Da erhoben sie sich, schlaksig und überheblich, die ehemaligen Klassenkameraden Siggi Dyck, Sellus, Etze Koch, Jürgen Hermann, mein Bruder Roland, Pinsel Lattner, Fritz Lehmann, der Neue und grinsten, sie grinsten teuflisch, und auch die jungen Damen hatten sich erhoben und verzogen süffisant die Münder, ich aber grinste kumpelhaft zurück und musste mich nur plötzlich in einen dilettantischen Huster retten, als sich Fuchs Heiniger blitzschnell umdrehte. Gesagt aber hat er nichts.

Am 16. Dezember '45 wurde ich (wie schon vorher alle ehemaligen Parteigenossen-Lehrer, das waren nicht wenige) als ehemaliges Mitglied der Hitlerjugend vom Schuldienst suspendiert. Aber schon Anfang Januar betrat ich die gleiche Schule wieder, diesmal als Schüler, der sein Abitur machen wollte, weil das Abgangszeugnis von 1943 nicht mehr als Reifeprüfung anerkannt wurde. Sicherlich entsprach die neue Situation einer sozialen Schieflage, die für die ganze Abiturklasse galt. Einerseits waren wir Siebzehn- und Achtzehnjährigen Opfer der letzten Kriegsjahre, Mädchen wie Jungen, einige Mitschüler waren gefallen, der Tod war uns nahe gewesen, im Unterbewusstsein hatte er sein Depot angelegt, jetzt präsentierte er die Rechnung, wir beglichen sie mit dem Anspruch auf unsere Selbstständigkeit. Andererseits waren wir in den Augen der Lehrer nichts anderes als Schüler, die man zum Abitur führen musste.

Wir reagierten auf die soziale Rückstufung zu Pennälern mit bewusst kindischen Verhaltensmustern. Das betraf nicht das schulische Wissen, das uns mangelte. Ich habe in diesem Halbjahr mehr gelernt als in der gesamten Schulzeit während des Kriegs. Wir äußerten jetzt mit größerer Selbstverständlichkeit unsere Meinung und provozierten auch, wo wir uns provoziert fühlten, ich stritt mich mit meinem Lieblingsfeind Heininger herum, und Fräulein Kluge musste ertragen, dass ich in ihrem Erdkundeunterricht an einem Schal strickte. Sie reagierte klug, verlor kein Wort, sie lächelte nur ein bisschen hochmütig, da gab ich die Strickerei schnell auf. Es gab aber auch genügend Anlässe für kleinere Racheakte. War es nicht Dr. Gerhard, der alle Zwistigkeiten mit einem zischenden, an den Mundecken heraus gestoßenen „Box oder Schelle“ zu seinen Gunsten löste? Wir steckten ein sportliches Mädchen aus einer der unteren Klassen nach kurzer Überzeugungsarbeit in den auf den Kopf gestellten Klassenschrank und drehten ihn unmittelbar vor dem Eintritt Gerhardts wieder

um. Als dieser dann argwöhnisch Geräusche wahrnehmend mit dem Blick des triumphierenden Entdeckers die Schranktür öffnete, kam ihm das Mädchen mit den Beinen voran entgegen.

Zweifellos zählten die Aufführungen in der Schullaula, die unter der Leitung Ernst Vogels oder der Schwester meiner Mutter, Sigrid Freys, standen zu den Höhepunkten meines Schullebens. Mein Tagebuch von 1946 enthält das Programm eines "Schillerabends" und der Aufführung des Einakters "Der Nachtwächter" von Theodor Körner. Es wurde im Mai 1946 zu mehreren Malen aufgeführt, und auch „Prominenz“ wie Landrat und Bürgermeister nahmen daran teil.

1. "Breitest über Tal und Hügel" von Gluck (Chor)
2. Polonaise von Mozart (Editha Oldörp/Brigitte Haensch)
3. Aus "Nathan der Weise" v. Lessing (H. Heininger/H. M.-St.)
4. "Der Fuchs u. der Rabe" v. Lessing (G. Meyer)
5. "Wenn ich ein Vöglein wär" (Quartett mit Roland M.-St.)
6. "Aller Berge Gipfel" Goethe/Rubinstein (Annelore Fenrich/H. M.-St.)
7. "Hoffnung" von Schiller (Roland M.-St.)
8. "Das Mädchen aus der Fremde" Schiller (Elisabeth Hermann)
9. "Die Teilung der Erde" Schiller (Edith Heuer)
10. "Ewiger Wechsel" (Quartett mit H. M.-St.)
11. "So war die Sonne scheint" Schumann (Christa Graede/S. Dyck)
12. "Der Handschuh" von Schiller (Fritz Lehmann)
13. "Die Kraniche des Ibykus" Schiller (Werner Markau)
14. "Die Glocke" von Schiller (Teil) (Wolfgang Sellin)
15. "Mahomets Gesang" Goethe (Sprechchor mit S. Dyck/H. M.-St.)
16. "Freude schöner Götterfunken" Schiller/Beethoven (Chor)

– Pause –

- Verbindende Worte: Horst Heininger/Am Flügel: Anneliese Marquardt
- "Der Nachtwächter" von Theodor Körner mit Roland M. St., Annelore Fenrich, Werner Markau, H. M.-St.

Den größten Beifall erntete natürlich Roland als „Nachtwächter“. Zum Schluss drückte man uns vier Schauspielern je einen Blumenstrauß in die Hand. Unglücklicherweise begann Opi (Direktor Dr. Mollenhauer) plötzlich mit einer Dankesrede. Immer wenn man Roland, den lustigen Nachtwächter sah, musste man lachen.

Weitere Höhepunkte waren der getanzte "Kaiserwalzer" von Strauß und die Aufführung der komischen Oper "Der Vetter auf Besuch" von Wilhelm Busch, beides von Sigrid Frey in Szene gesetzt, dann schließlich und als Highlight die Aufführung von Shakespeares "Sommernachtstraum" im Schulgarten unter der Spielleitung von Ernst Vogel. Diesmal standen die Schüler an der Rampe, die Lehrer aber, verantwortlich für Musik, Beleuchtung und technische Leitung wirkten aus dem Hintergrund. Und meine Tante Ena, heute 95jährig in Bayern lebend, hatte mit viel Phantasie die Kostüme entworfen und genäht.

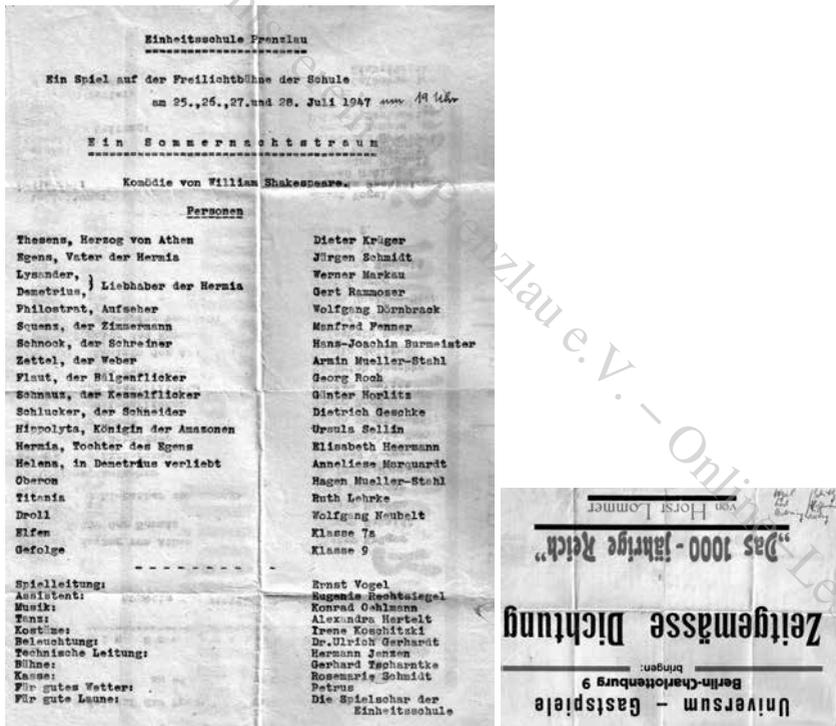


Abb. 3: Einladung zu „Ein Sommernachtstraum“, Juli 1947 (rechts die Rückseite mit Bemerkungen) (Archiv Autor)

Was der "Sommernachtstraum" als Verwirrspiel der Gefühle vorführte, das hatte viel Ähnlichkeit mit meinem Verhalten zum anderen Geschlecht. Der Krieg hatte da ein Vakuum hinterlassen. Jetzt war alles anders. Mein

Problem war, dass ich mich nicht zwischen den Damen A. und G. entscheiden konnte. Es hätte das ganze Alphabet im Angebot stehen können, so sehr war ich von den Anziehungskräften des anderen Geschlechts gepeinigt. Immer, wenn ich mit der einen zusammen war, liebte ich sie ganz und ausschließlich, aber wenn ich die andere traf, erging es mir ebenso und das war nicht gelogen. Im Grunde war es Oberon selber, der mir den Zaubersaft ins Auge träufelte und mich in den Kurgarten, ins Schützenhaus oder in den Park hetzte. Da wurde es denn so richtig kompliziert und auf dunklen Parkwegen oder in Hauseingängen, zu der Zeit ohnehin unbeleuchtet, fanden Abschiede und Trennungen statt, die so endgültig waren wie die Schwärze der Nacht, die der frühe Morgen aufsaugt. Die Liebe aber war nicht nur süß oder bitter, sie war auch trickreich, und so konnte die letzte Umarmung sich unversehens in die erste neue verwandeln.

Wenn ich die Personenzettel unserer Rezitationsabende durchblättere, so finde ich da den Namen eines Jungen, der erst seit kurzem unser Mitschüler geworden war, er hieß Fritz Lehmann. Er kam aus Stettin und fiel durch seinen großstädtischen Habitus und sein schnelles Denken auf, dass er nicht verbarg. Er glänzte damit, dass er den Inhalt von komplizierten Opern wie Verdis "Rigoletto" mühelos herunterrasseln konnte. Wir nahmen ihn in unser literarisches Programm auf und er rezitierte Friedrich Schillers Ballade "Der Handschuh" mit Schneidigkeit und Verve. Vor allem aber erregte er Aufsehen mit einem nagelneuen braunen mit weißen Nadelstreifen durchwirkten Anzug, dazu passenden Halbschuhen, Schlips und schräg aufgesetztem Hut. Ich wies Neidgefühle weit von mir, erinnerte mich nur an meinen maliziösen Tanzstundenauftritt in einer graublauen, ausgewaschenen Militärhose mit nicht zu verbergendem „Hochwasser“, ohne Strümpfe und in Halbschuhen Größe 46, in denen ich mich mühelos umdrehen konnte. Fritze Lehmann wurde unser Klassenfreund. Als er sich jedoch mit gereimten Versen meiner jungen Dame A. näherte, hörte die Freundschaft für ein paar Tage auf, bis ich der Kraft meine poetischen Ausdrucks vertrauend die alten Verhältnisse wiederherstellte. Reim contra Mode, ein Sieg.

Im Juli '46 bestanden wir Prenzlauer Primaner das Abitur, darüber zerstreute sich die Klasse. Wolfgang Sellin, Ulli Lattner, Fritz Lehmann, mein Bruder Roland und ich wollten studieren, aber die Verhältnisse waren nicht so. Wir lebten im Zeitalter der Fragebögen. In meinem stand unter

Beruf des Vaters: Bankangestellter, während des Krieges Stabszahlmeister; unter Parteizugehörigkeit: Mitglied der NSDAP 1934–37. Bei mir stand: Mitglied der Flieger-HJ, degradiert zum Oberrottenführer. Das genügte offenbar, um mich an den Universitäten Jena, Leipzig, Greifswald, Rostock und Berlin abzulehnen. Wolfgang Sellin, mein Vorstellungsreisegefährte, erhielt schließlich seine Zulassung nach Rostock.

In Berlin verlief das Aufnahmeverfahren anders. Hier gab es einen mitentscheidenden Studienrat, der sich aus den von den vier Besatzungsmächten ausgewählten Vertretern zusammensetzte. Der Studienrat lud mich zu einem Vorstellungsgespräch ein, wenige Monate danach erhielt ich meine Zulassung an die Uni Berlin (damals noch nicht Humboldt-Uni) für die Fächer Germanistik und Anglistik.

Zurück nach Prenzlau. In der Winterfeldstraße lebten wir jetzt zu neun, teilweise zu elf Personen in dreieinhalb Zimmern. Das dritte Zimmer hielten wir, als die darin wohnende Familie des Bahnrates Knoll, Eltern und drei Kinder, an Typhus erkrankte. Bis auf die zweijährige Tochter, die unsere Tante Ena zu sich in ihr Bett nahm, starben sie alle. Zwischendurch hatten wir eine junge Zigeunerin namens Else bei uns aufgenommen. Sie stand an der Tür und bettelte. Tante Ena, so wie sie es von früher gewohnt war, nahm sie auf. Else half kräftig im Haushalt, schlief in der Küche und zog magisch ungebetene russische Besucher an. Dann hörten wir nachts Stockschläge gegen die Küchentür poltern, die auf den Hinterhof führte und eine mal wimmernd zärtliche, mal fluchend zornige Stimme schrie und flötete „Miiichelchen ist hier – Frau koom!“ Else verschwand so plötzlich wie sie gekommen war. Kleid und Unterwäsche entdeckten Nachbarn auf dem nahegelegenen Exer.

Zu unsrer ständigen Mitbewohnerin gehörte eine Großtante von uns, Toni von Haken. 1944 in Berlin ausgebombt, war sie zu uns nach Prenzlau gekommen, wo sie im Katasteramt als Zeichnerin von geografischen Karten angestellt war. Sie war noch ganz aus der alten Zeit, immer tadellos gekämmt, nie sich gehen lassend, sorgfältig auf ihre Sprache achtend. Sie wachte in unserem Haus auf Tischsitten, auch wenn kein Teller zum anderen passte und das Essen im Kochtopf auf den Tisch kam. Uns Jüngere belustigte, wenn sie das Kaninchen mit ihren weißen Handschuhen und dem einzigen Silberlöffel fütterte. Tante Toni hatte in Petersburg Malerei und Grafik studiert, ehe sie Anfang des Jahrhunderts mit ihrem Vater

nach Berlin kam. Durch ihn, einen Künstler-Bohemien lernte sie berühmte Schauspieler und Schriftsteller kennen, unter anderem Rainer Maria Rilke. Wenn sie über das Berlin der zwanziger Jahre erzählte, dann hörten wir ihr, auch meine Schulfreunde, fasziniert zu.

Zurück zu den Überlebensstrategien von 1946. Dazu zählte der Erwerb einer Kuh, die meine Mutter auf dem in der Stadt gelegenen Behmchen Bauernhof untergestellt hatte. Herr Behm erhielt für die Versorgung der mageren Kuh alle zukünftigen Kälber plus des größeren Anteils Milch, wir aber waren die glücklichen Empfänger von täglich zwei Liter richtiger frischer Vollmilch, mit der man sogar buttern konnte. Mit dem Verkauf dieser Butter und ein paar Flaschen Schnaps habe ich siebenundvierzig und achtundvierzig meinen Lebensunterhalt und mein Studium in Berlin finanzieren können. Eine wahre Wunderkuh! Und dabei so mager!

Am 25. November 1946 starb mein Bruder Roland an einem bösartigen Gehirntumor, dessen erste Anzeichen sich wenige Monate zuvor in einer Einengung seines Sehfeldes bemerkbar machten. Der 25. November war auch der achtjährige Geburtstag meiner Schwester Dietlind. Meine Mutter kam noch am gleichen Tag aus Greifswald, wo Roland nach einer komplizierten Operation in der Universitätsklinik die letzten drei Wochen verbracht hatte. Wir hatten nichts gehört und versuchten in ihrem Gesicht zu lesen. Ihr Blick war offen, vielleicht etwas müde, aber sie hatte keine Tränen in den Augen. Sie sagte "Roland ist heute Nacht gestorben. Wir wollen Dietlinds Geburtstag feiern, es ist in seinem Sinn" und sie setzte sich ans Klavier und spielte den Choral, der zu Geburtstagen immer gesungen wurde, „Lobe den Herrn“. Einige Tage später holte ein Spediteur den Sarg mit seinem Dreiradauto nach Prenzlau. Es war eine eisige Nacht. Ich saß auf der ungeschützten Plattform gegen den Sarg gelehnt, nur in eine Decke gehüllt. Und während ich noch frierend nach dem Zipfelchen Tuch suchte, wurde mir auf einmal klar, dass diese Kälte uns beiden gehörte. Wenn auch nur äußerlich, für diese drei Stunden nächtlicher Fahrt auf einem scheppernden Motordreirad verband sie uns Brüder, war sie ein Teil von uns. Wie ein schützender Mantel hatte sie sich um unsere Schultern gelegt.

Der Friedhof an der Bergstraße. Alle, die Roland im ersten Nachkriegsjahr begleitet hatten, waren gekommen, das Lehrerkollegium und die Schüler der oberen Klassen, Freunde und nahe Bekannte und auch die

Theatergänger, die er mit seinem "Nachtwächter" zu großem Gelächter provoziert hatte. Pastor Nagel, der ihn aus dem Philosophieunterricht gut kannte, hielt die Trauerrede, und der Schulchor, mit dem er aufgetreten war, sang die Lieder, die er mitgesungen hatte. Während der Grablegung war es so, dass das Novemberlicht langsam von der Dunkelheit aufgesogen wurde. So war es Roland ergangen. Wenn nichts anderes, dann zeigte diese Trauerfeier, dass Prenzlau nach unserer Geburtsstadt Tilsit zu unserer zweiten Heimat geworden war, der des Aufwachsens und auch des Sterbens.

Bis zur Zulassung zur Universität für das Wintersemester 1946 hatte ich noch ein Jahr Zeit. Inzwischen arbeitete ich als Auspacker in der Prenzlauer Zuckerfabrik für einen Stundenlohn von 92 Pfennig. Circa alle halbe Stunde musste ich den an der unteren Seite verschraubten Kesseldeckel lösen, um einige Zentner heißer, süßer, klebriger Melasse über ein riesiges Hohlblech abfließen zu lassen. Die Kunst bestand darin, den Deckel solange gegen den Kessel gedrückt zu halten, bis er sich mit einem einzigen Schwung öffnen ließ. Diese Technik gelang mir in den ersten Arbeitstagen überhaupt nicht. Alle halbe Stunde drang die heiße Melasse mit hartem Strahl durch die sich öffnenden Rillen des Schrauberverschlusses und verwandelte mich vom Kopf bis zu den Füßen in einen heißen klebrigen, nach Rübensaft schmeckenden Leckerbissen. Ich fluchte so laut ich konnte, aus Wut, dass mich niemand hörte, und schrieb ein Gedicht mit dem aggressiv gemeinten Titel "Ich bin ein Auspacker!" Es gelang mir schließlich, an einen weniger riskanten Arbeitsplatz gestellt zu werden und als Ausgleich ein paar Pfund Zucker an der Kontrolle vorbei nach Hause zu schmuggeln.

Ich war dann noch eine Zeit lang als Landwirtschaftlicher Kontrolleur im Landratsamt angestellt. Fuhr im eiskalten Winter '46 (in meiner Erinnerung waren alle Winter dieser Jahre eiskalt) auf einem klapprigen Fahrrad in die Dörfer im Umkreis Groß-Sperrenwalde. Kontrollierte das Abgabesoll der Bauern. Lud sie vor. Hörte ihre Argumente. Aß von ihrem Brot. Radelte deprimiert weiter. Fror am ganzen Leib, nicht nur wegen der Kälte.

Ab Januar '47 war ich wieder Schulamtsbewerber, ich wurde Klassenlehrer eines dritten Schuljahrs (9 Jahre) und arbeitete mit dem Schulchor. Im Lehrerzimmer begrüßte ich fröhlich meine ehemaligen Lehrer und jetzigen Kollegen, die mich ebenso fröhlich zurückgrüßten. Es waren eben

außergewöhnliche Zeiten. Ich dachte, die Anpassung funktioniert. Hat immer funktioniert. Sie waren noch einmal davongekommen.

Die Wunde Deutschland schmerzte. Ich suchte nach einer Antwort auf den Krieg, die Toten, den Mord an den Juden, die KZ's, die mannigfachen Zerstörungen. Damals schrieb ich viele Gedichte, auch ein Theaterstück mit dem irgendwo herbei gelesenen Titel "Was die Zeiten reiften." Am Ende des Krieges sagt da ein ehemaliger Soldat und Heimkehrer:

*Bruder, lass uns fliehn
Denkst du noch an die Stunden
Wo man uns Hand in Hand gefunden
In Gräben, über Toten schien
Der Mond im kalten Licht
Geisterte über das starre Gesicht
Gib mir die Hand
Gib Deutschland die Hand.*

Von der Flucht vor dem Grauen des Kriegs ist die Rede und von einer Versöhnung mit Deutschland. Aber welches Deutschland war es, das ich meinte? Damals konnte ich keine Antwort finden. Ein anderes Deutschland blieb eine Fiktion, eine Fata Morgana, nach deren Auflösung nur wieder das alte entstand. Auch das Schreiben von Gedichten war eine Flucht.

Es ist klar, wir Sechzehn-Siebzehnjährigen waren Nazijungen gewesen, wir funktionierten ohne zu hinterfragen, wir ließen uns an Kanonen stellen und waren begeistert, wir konnten uns nichts anderes vorstellen als den Sieg und grölten Lieder wie "denn heute, da (ge)hört uns Deutschland und morgen die ganze Welt!". Wo aber waren die Warner, die Väter und Lehrer, die anderen Deutschen, die sich empörten, als beispielsweise 1938 die Synagoge in Prenzlau niedergebrannt wurde und die Judenhetze ihren ersten großen Höhepunkt erlebte?

Einmal hörte ich eine Stimme, die meines Lehrers Martin Jaene. Es war 1943, da äußerte er mir gegenüber in seiner trockenen Art die „verabscheuungswürdige, kriminelle“ Ansicht, dass wir, die Deutschen diesen Krieg verlieren würden. Er begründete das nicht ideologisch, sondern mit der Materialüberlegenheit unserer Feinde. Ein Satz, eine Meinung, und doch von staatsgefährdender Bedeutung. Für mich die erste Stimme eines nichtkonformen Denkens.

1946, im Zeitalter der Fragebögen, war fast jeder um den Nachweis bemüht, kein Nazi gewesen zu sein. Ich war nur Soldat, hieß es, ich habe mich immer rausgehalten, mit den Nazis hatte ich nichts im Sinn, ich war kaltgestellt. Noch heute beim Schreiben packt mich die kalte Wut, warum stellte ich damals nicht die Frage: und du – und du – und du! Alle waren sich einig, dass Hitler und seine Nazis und Obernazis die Schuldigen waren, der Führer war der Verführer, der hatte Deutschland ins Unglück geführt. Da hatten wir den Schurken, da konnten wir uns distanzieren. Wo aber war die Grenze zwischen Verführer und Verführten, zwischen Tätern und Opfern? Darauf fand ich damals keine Antwort.

Es hätte mir viel bedeutet, mit meinem Vater sprechen zu könnten, gerade weil ich ihn verehrte, seine Träume nachempfinden konnte, ihn als Rezitator und Schauspieler schätzte, auch weil ich ein Stück von ihm war, aber von ihm gab es immer noch kein Lebenszeichen. Ich erinnere mich an die Feste bei Jaenes oder bei uns zu Hause, wenn mein Vater auf Urlaub war, da wurden Sketche und kleine Theateraufführungen aus dem Stehgreif improvisiert und ich konnte mich ausschütten vor Lachen, wenn er als schrulliger Bürgermeister einer kleinen Stadt mit einer Rede einen hohen Würdenträger zu empfangen hatte. Seine Lippenhaspler, Versprecher, gestützt auf ein unentwirrbares Gedankenknäuel, die grotesk verschrobene Körperhaltung waren von umwerfender Komik, zuweilen auch von schwarzer Bösartigkeit.

Mein Vater ist tot, umgekommen als einer der letzten Opfer dieses Krieges. War es irgendein Geschoss, oder war es ein Schnellurteil der Feldpolizei, die in diesen Tagen jede nicht ausgewiesene Entfernung von der Truppe mit Erschießen oder Strangulation ahndete? Die Bäume an brandenburgischen Chausseen bezeugen es. War mein Vater aus Sorge um die Familie nach Prenzlau gekommen, als meine Mutter mit der Familie die brennende Stadt bereits verlassen hatte, wie unser ehemaliger Hausmeister aus der Brüssower Straße, Herr Gorkow, jemandem erzählt hatte, und wurde ihm die Entfernung von der Truppe zum Verhängnis? Wir wissen es nicht. Den Herrn Gorkow gab es zur Zeit meiner Heimkehr nicht mehr. Wir aber warteten mit täglich schwindender Hoffnung. Es wurden Jahre des Wartens. Erst gegen Ende 1973 erreichte uns die Nachricht, dass mein Vater am 1. Mai 1945 in Schönberg, Kreis Grevesmühlen verstorben sei. Ein Grab gibt es nicht, nur die Eintragung ins Kirchenbuch. Eine Erledigung durch die Bürokratie.

Ich habe einen Traum. Sonniger Nachmittag auf dem Kaiserdamm Stopp bei Rot. Ein Mann in leicht fliegendem Mantel und mit Hut bewegt sich zwischen dem dröhnenden Blech. Er steigt in mein Auto, es ist mein Vater. Ich bin siebzig, er ist über vierzig. Wir sehen uns an und lachen über diese Verdrehung von Lebensdaten. Er schaut auf die Automasse, das Riesenschiff. Ich denke: was frage ich nur? Aber dass er mich in meinem Auto aufgesucht hat, ist wunderbar.

Was über mich in Kürze zu sagen ist – Eine Fortsetzung mit Jahreszahlen

1947–52 Studium Germanistik und Theaterwissenschaft in Berlin; Abschluss Staatsexamen 1952. Wichtigste Lehrer: Prof. Hans Mayer, Prof. Werner Simon, Prof. de Boor. Ich arbeite als Statist am Theater. Ich bin nach Steglitz umgezogen, wohne mit Arnim zusammen. Viele gemeinsame Theater- und Konzertbesuche.



Abb. 4: Im Reichsgericht in Leipzig, ca. 1952, Vorbereitung für die Aufführung „Der Teufelskreis“ in der Volksbühne am Rosa-Luxemburg-Platz (Archiv des Autors)

1952 Heirat mit Eva Wisten, die ich während des Studiums kennengelernt habe. Ihr Vater, Intendant des Theaters am Schiffbauerdamm, engagiert mich als Dramaturg. 1954 Umzug in die wiederaufgebaute Volksbühne am Luxemburgplatz. Mein Arbeitsfeld: der Spielplan der Volksbühne, Arbeit mit Autoren, Stückbearbeitungen. Theaterreisen nach Wien, Paris, London, Prag, Budapest. Ich bewundere das Theater Brechts, setze mich

theoretisch damit auseinander. Unter diesem Einfluss entsteht Helmuth Baiers Stück "Die Feststellung", meine erste Theaterregie im Theater im dritten Stock in der Volksbühne. Ab 1956 Kontakt zu Heiner Müller. Wir schreiben gemeinsam nach der Reportage des Amerikaners John Reed die Szenenfolge "Zehn Tage, die die Welt erschütterten", die an der Volksbühne uraufgeführt wird. In der Folgezeit weitere Inszenierungen in der Volksbühne und beim Fernsehen. Darüber hinaus schreibe ich theoretische Aufsätze zum Theater und Theaterkritiken, vor allem im Wochenperiodikal "Der Sonntag" und in der Zeitschrift "Theater der Zeit", es kommt zu Auseinandersetzungen mit der Kulturpolitik. Meine Inszenierung von Valentin Katajews "Avantgarde" wird nach fünfwöchiger Probenzeit abgesetzt. Der Bau der Mauer bedeutet für mich das Ende meiner Theaterarbeit in der DDR.

Nach Anfangsschwierigkeiten (ich bin im Westen Deutschlands kaum bekannt) wird die Schaubühne am Halleschen Ufer zu meiner neuen künstlerischen Heimat. Hier spielt man meine Übersetzung des irischen Stücks "Der Rebell, der keiner war" von Sean O'Sasey. In den nächsten acht Jahren bin ich diesem Theater fest verbunden. Ein großes Experimentierfeld eröffnet sich, ich knüpfe an die künstlerischen Erfahrungen in der DDR an, inszeniere aber mit größerer Eigenverantwortung Stücke des jungen Brecht (Mann ist Mann, Im Dickicht der Städte), außerdem Stücke von Ödön von Horvath, Marieluise Fleißer, Martin Sperr, junger englischer Autoren. Die Schaubühne wird dank ihres Spielplans und ihrer künstlerischen Arbeit zum interessantesten zeitgenössischem Theater Westdeutschlands.

Mit dem wachsenden Ansehen der Schaubühne kommen Anfragen westdeutscher Bühnen. Ich bringe drei Aufführungen an den Städtischen Bühnen Essen heraus (Arturo Ui und Dreigroschenoper von Brecht, ein Stück von Arthur Miller), ein Angebot als Oberspielleiter nehme ich nicht an. Dafür gehe ich für die nächsten drei Jahre im Wechsel mit der Schaubühne an ein junges Theater in Amsterdam, es nennt sich TONEELGROUP CENTRUM. Wiederum stehen Stücke des jungen Brecht auf dem Programm, aber auch andere zeitgenössische Autoren. Die Aufführung der antiken Komödie "Der Maulheld" von Plautus (auf Holländisch "De Smoeshaan") hat skandalträchtige Folgen, weil jeder männliche Schauspieler einen Penis aus Stoff umgehängt hat, der sich beim Erscheinen von Damen aufrichtet. Ein großes Amsterdamer Lokal trägt seither den Namen "De Smoeshaan".

Ich bin inzwischen zum zweiten Mal verheiratet, meine Frau heißt Sieglinde von der Goltz und wir haben zwei Mädchen, Karoline (1963) und Henriette (1966).

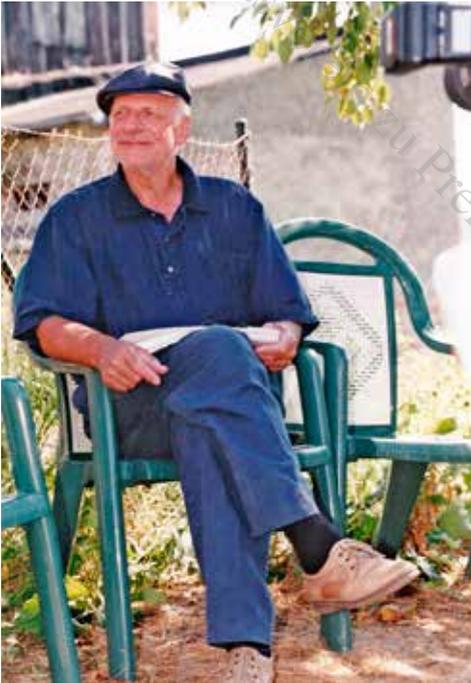
Ich arbeite in den nächsten zwei Jahren an den Theatern in Köln, Frankfurt, Basel und dem Residenztheater in München. Zu den Ruhrfestspielen in Recklinghausen bringe ich als Uraufführung "Das Verhör von Havanna" von H. M. Enzensberger heraus. Die Aufführung findet gleichzeitig auf der Bühne und im Fernsehen statt, als Kooperation zwischen den Städtischen Bühnen Essen und dem WDR. Seit 1972 bin ich Mitglied der Deutschen Akademie der Darstellenden Künste.

Im gleichen Jahr gehe ich als Leitender Regisseur an das Nationaltheater Mannheim. Die neue Mannschaft tritt mit großem Elan an und bringt wunderbare Aufführungen zustande. Letztendlich scheitert das Unternehmen aber an der unergiebigen Auseinandersetzung zwischen Intendanz und Schauspielleitung über Einspruchs- und Vetorechte. Ich löse meinen Vertrag vorzeitig auf und fahre nach Jugoslawien, um dort eine Fernsehserie "Die Leute von Agarthie" zu drehen. Ich habe nach meinem Wechsel in den Westen in Zwischenzeiten immer für das Fernsehen gearbeitet. Es sind an die vierzig Fernsehspiele und Dokumentationen, die ich im Lauf der Jahre drehte. Darunter gibt es ältere Filme wie "Cautio Criminalis" oder "Die Hexe von Köln", die heute immer noch gezeigt werden.



Abb. 5: „Bethanien“ von Jean Giraudoux, ZDF 1966 (Archiv des Autors).

1976 habe ich einen Vertrag als Schauspielregisseur an das Staatstheater Kassel. Ich inszeniere hier Klassiker (Shakespeare "Maß für Maß", Schiller "Die Räuber", Moliere "Tartüffe"), aber auch Horvath, Brecht, Lautensack, O'Casey. Zu meinem Programm in Kassel gehört es, auch wichtige DDR-Autoren zu spielen. Ich bringe Volker Brauns "Tinka" als deutsche Erstaufführung heraus, die Arbeit an Heiner Müllers "Bauern" scheitert noch vor Beginn der Probezeit an der Unwissenheit und Borniertheit eines Teils des Ensembles. Ich konnte und wollte diese Haltung nicht akzeptieren und ging nach Berlin zurück.



*Abb. 6: Hagen Mueller-Stahl 1999
(Archiv des Autors)*

Während der achtziger Jahre habe ich als Schauspielregisseur und Gastprofessor an der Hochschule der Künste in Berlin Schauspielerschüler ausgebildet. In den Zwischenzeiten drehte ich Dokumentarfilme, zum größten Teil stammten die Themenvorschläge von mir. So entstand ein zweistündiger Film mit dem Titel "Landstraße, Kunden, Vagabunden", eine Dokumentation aus den zwanziger Jahren, ein anderer Film, der in Kuba und Argentinien gedreht wurde, hatte den Tango zum Thema. Ende der achtziger Jahre drehte ich in China die erste deutsche Spielfilmserie. 1992 entstand ein Film über Riga, die Stadt meiner mütterlichen Vorfahren.

© bei Hagen Mueller-Stahl
Nov. 1999

Archäologische Untersuchungen an den uckermärkischen Dorfkirchen von Cremzow und Malchow

Manfred Roeder, Berlin

Die Dorfkirche von Malchow wurde 2011 mit einer Fußbodenheizung ausgestattet, was umfangreiche Eingriffe in den Fußboden nach sich zog. Beim Abtragen des Erdreiches zeigten sich verschiedene Lagen von einfachen Lehmfußböden und etwa in der Mitte vor dem Altar eine Gruft. Besonders auffällig waren die vielen Feldsteine (Abb. 1). Eine Gruppe von rechtwinklig angeordneten Steinen könnte der Sockel eines älteren Altars sein, der mit seiner Ausrichtung zum jetzigen Kirchenschiff passt. Auffällig waren aber auch an zwei Stellen deutlich zu erkennende Fundamentreste. Diese bestanden jeweils aus zweireihig gelegten Feldsteinen in Trockenbauweise. Das Füllmaterial zwischen den Steinen unterschied sich deutlich in Farbe und Konsistenz vom umgebenden Erdreich. Die Fundamentreste dürften von einem Vorgängerbau stammen und trugen wahrscheinlich eine kleinere Holzkirche. Die Ausrichtung dieses Baus weicht jedoch von dem heutigen Steinbau aus der zweiten Hälfte des 13. Jh. deutlich ab. Die älteren Fundamente sind um etwa 13 Grad entgegen dem Uhrzeigersinn verdreht. Interessanterweise war die Vorgängerkirche wesentlich besser nach Osten ausgerichtet als die heutige.

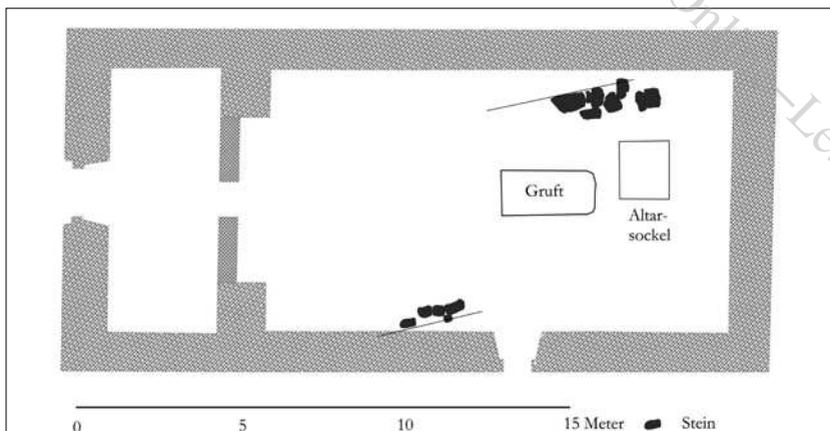


Abb. 1: Kirche Malchow mit archäologischen Befunden (Plan: Autor)

Diese Achsverdrehung bei mittelalterlichen Kirchen ist durchaus kein seltenes Phänomen. Als Beispiel sei eine weitere Kirche aus der Uckermark genannt.¹

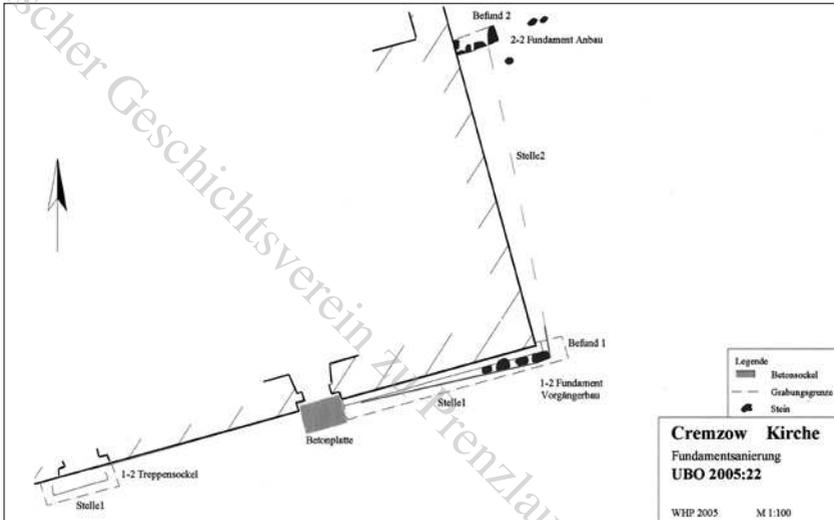


Abb. 2: Kirche Cremzow, Gesamtplan mit Befunden (Plan: A. Hahn-Weishaupt)

In dem etwa 10 km südöstlich von Malchow gelegenen Dorf Cremzow wurden 2005 die Fundamente der Kirche, die aus der Mitte des 13. Jh. stammt, saniert (Hahn-Weishaupt, o. J.). Hierbei zeigt sich an der Südostecke der heute bestehenden Südwand in 0,4 m Tiefe ein älteres, dem heutigen Fundament vorgelagertes Feldsteinfundament, das mit Lehm gebunden und mit Lehm abgedeckt war (Abb. 2). Ein weiterer Ost-West gerichteter Fundamentrest – die Nordwand / Nordostecke – wurde etwa 10 m weiter nördlich angetroffen. In der südlichen Steinreihe markierte ein großer, rechteckig zugehauener Stein die Südostecke des Vorgängerbau. Rekonstruiert man von dort aus die Ostwand nach Norden, ragt das angetroffene Nordwandfundament über die Flucht hinaus. Es scheint sich hier ein Anbau befunden zu haben. Vor einer neuzeitlich zugesetzten Tür an der Südseite wurde in 0,2 m Tiefe ein Treppensockel aus Feldsteinen freigelegt. Er lag auf der Höhe des älteren Fundamentsockels und gehörte

¹ Freundlicherweise stellte mir Frau Andrea Hahn-Weishaupt ihre Dokumentation zu dieser Maßnahme zur Verfügung. Herzlichen Dank dafür!

damit wohl zu diesem Bau, bei dem es sich um eine hölzerne Kirche gehandelt haben muss. Das ältere Fundament ist um etwa 4 Grad im Uhrzeigersinn gegen den jetzigen Bau verdreht. Auch in diesem Fall war der Altar früher besser nach Osten ausgerichtet als heute.

Die Gründe für die immer wieder zu beobachtenden Änderungen der Kirchengausrichtung bleiben im Dunkeln. Da die ausreichende Kenntnis der Himmelsrichtungen in dieser Zeit wahrscheinlich ist, müssen andere Faktoren maßgeblich gewesen sein. Die Vorgängerbauten dürften in beiden Fällen die ersten Kirchen gewesen sein, die nach der Ortsgründung errichtet wurden. Der Bau einer Ortschaft mit seinen Gehöften und weiteren Gebäuden ist aber ein Prozess, der sicher einige Jahre in Anspruch nahm. Die Siedlungs- und Straßenstruktur bildet sich erst nach und nach heraus. Mit dem Bau der Steinkirche, der Jahre bis Jahrzehnte später stattfand (die Steine mussten erst gesammelt und bearbeitet, der Kalk gebrannt und gesumpft werden), wurde dann möglicherweise mit der neuen Ausrichtung der gewachsenen Struktur Rechnung getragen.

Quelle:

Andrea Hahn-Weishaupt, Cremzow (UM) Fundamentsanierung der Kirche. Unveröff. Grabungsber. UBO-2005-022, o. J.

Eine mittelalterliche Bronzegießerei in der Prenzlauer Steinstraße

Manfred Roeder, Berlin und Matthias Schulz, Prenzlau

Die Prenzlauer Stadtwerke ersetzten 2013 in der südlichen Steinstraße eine Gasleitung, wofür einige „Kopflöcher“ angelegt wurden.



Abb. 1: Lage der entdeckten Gussformen (rot) zwischen Stein- und Baustraße, Hintergrund: Turm Alt Nikolai (Foto: Dr. M. Schulz)

Die archäologischen Untersuchungen förderten an der Steinstraße Hausfußbodenschichten des 13./14. bis 20. Jhs. ans Tageslicht. Mitten zwischen der Stein- und der Baustraße, im hinteren Bereich des ehem. Grundstückes Steinstraße 422, hatten sich Reste einer Abfallgrube aus dem 13./14. Jh. erhalten. Neben etwas Keramik fanden sich hier Bruchstücke von Gussformen für dreibeinige Kochgefäße aus Bronze – „Grapen“.

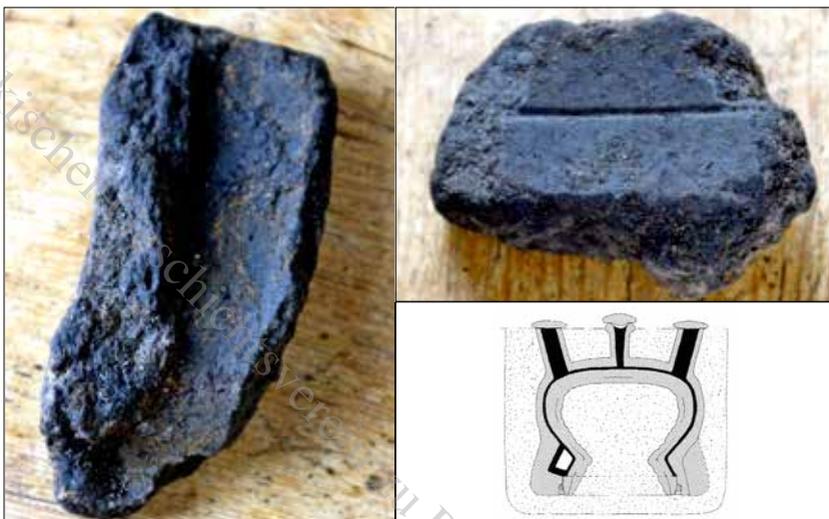


Abb. 2: Bruchstücke der Gussform (links ein Fuß, rechts oben Gefäßwandung) eines Bronzegraben (Foto: Dr. M. Roeder) und schematische Darstellung des Grabengusses (Rütz 2005, 295)

Mittelalterliche Bronzeverarbeitung ist in Prenzlau über Schlacke und Abfallstücke mehrfach archäologisch nachgewiesen (Schulz 2010, 32, 52, 57, 59, 71), erstmals ist nun auch der Guss von Bronzegraben belegt. Im 13./14. Jh. hatte ein Bronze gießer an der verkehrstechnisch wichtigen Steinstraße auf Höhe der (heute) alten Nikolaikirche seine Werkstatt. Der Fund der Formteile im hinteren Grundstück, wo man eher Gärten vermuten würde, könnte dem Brandschutz geschuldet sein. Die feuergefährliche Gießerei, die selbst nicht entdeckt wurde, sollte wohl abseits von anderen Gebäuden stehen. Der Verkaufsraum lag vermutlich im Haupthaus zur Steinstraße.

Literatur:

- T. Rütz, Graben, Glocken, Kupferkessel – Bunt- und Edelmetallhandwerk im Spiegel archäologischer Befunde. In: H. Jöns (Hrsg.), Archäologie unter dem Straßenpflaster. 15 Jahre Stadtkernarchäologie in Mecklenburg-Vorpommern. Beitr. Ur- u. Frühgesch. Mecklenburg-Vorpommern 39, 295–300 (Schwerin 2005).
- M. Schulz, Prenzlau vom späten 10. Jh. bis 1722. Mat. Arch. Brandenburg 3 = Arbeiten Uckermärk. Geschver. 9 (Rahden/Westf. 2010).

Johann Ernst Nizze (1788–1872) – Prenzlauer Pädagoge und preußischer Patriot¹

Martin Herzig, Hoppegarten

Dr. Martin Herzig wurde 1937 geboren, studierte Sport und Geschichte an der Universität Greifswald, arbeitete als Lehrer, dann als Assistent und Oberassistent in Greifswald. Promotion 1967, anschließend Übergang in den Journalismus, Tätigkeit als Chefredakteur bzw. stellvertretender Chefredakteur der Zeitschriften „FORUM. Zeitung für geistige Probleme der Jugend“, „Temperamente. Blätter für junge Literatur“ und „Die Weltbühne“. Er veröffentlichte zahlreiche Beiträge in den genannten Medien; zuletzt (2009 und 2012) die Biografien „Ich hab's gewagt! Das Leben des Ludwig von Mühlenfels (1793-1861)“ und „Geliebt, gehasst, gelyncht. Leben und Tod des Fürsten Felix Maria Lichnowsky (1814–1848)“.

Johann Ernst Nizze war nur wenig mehr als neun Jahre Prenzlauer Bürger, von denen er sogar noch anderthalb Jahre außerhalb der Stadt verbrachte. Doch obwohl er hier nur so kurze Zeit zu Hause war, hinterließ er doch viele Spuren, die sichtbar zu machen und in der Erinnerung aufzubewahren lohnt.

Herkunft und Studium

Als Nizze nach Prenzlau kam, war es nicht einmal sechs Jahre her, dass Preußen bei Jena und Auerstedt von Napoleons Truppen vernichtend geschlagen worden war und Teile des preußischen Heeres, mehr als 10 000 Mann, die unter der Führung Friedrich Ludwig Fürst von Hohenlohe-Ingelfingens standen, auf dem Gelände des heutigen Prenzlauer Bahnhofs vor nur 1500 Franzosen kapituliert hatten. Von diesem Zeitpunkt an wurde Prenzlau von den Franzosen besetzt und das blieb es bis 1812, dem Jahr, an dem Nizze nach Prenzlau zog. Als er im Mai 1821 die Stadt wieder verließ, hatten sich wesentliche Veränderungen vollzogen. In diesem Monat starb Napoleon auf der Insel St. Helena. Die Herrschaft Frankreichs über

¹ Der nachfolgende Beitrag ist Ergebnis der Vorarbeit für einen Aufsatz, der in dem 5. Band der Reihe „Akteure eines Umbruchs. Männer und Frauen der Revolution 1848/49“ erscheinen wird.

Deutschland war längst beendet. An dem Befreiungskrieg gegen die Franzosen hatte Nizze unter Einsatz seines Lebens teilgenommen. In Preußen hatten Reformen auf wirtschaftlichem, militärischem und kommunalpolitischen Gebiet sowie bei der Verwaltung zu tief greifenden Wandlungen geführt. Auf Grundlage der neuen Städteordnung erhielt Prenzlau 1815 die Selbstverwaltung und zwei Jahre später, nachdem die Uckermark in die Kreise Prenzlau, Templin und Angermünde aufgeteilt worden war, wurde es zum Sitz des Landratsamtes und die Stadt damit zum Hauptort des Verwaltungsbezirkes Uckermark.

An solche umstürzenden Ereignisse war 1788, als Nizze geboren wurde, nicht im Entferntesten zu denken. Die Große Französische Revolution, von der viele Entwicklungen ihren Ausgang nahmen, begann erst im Jahr darauf. Und das Land, in dem Nizzes Geburtsort lag, das Herzogtum Mecklenburg-Schwerin, gehörte auch nicht gerade zu den am weitesten entwickelten deutschen Ländern. Geboren wurde Nizze in Ribnitz, an der Grenze zu dem damaligen Schwedisch-Pommern gelegen. Sein Vater war dort Prediger und auch seine Mutter entstammte einer Pastorenfamilie. So nimmt es nicht wunder, dass er christlich erzogen wurde, angehalten zu Bescheidenheit, Freundlichkeit und Demut. Er wuchs zusammen mit mehreren Geschwistern auf, wurde zunächst von seinem Vater unterrichtet, ehe er mit sechzehn Jahren nach Berlin zu Verwandten gegeben wurde, dort das Friedrich-Wilhelms-Gymnasium besuchte, sich als Musterschüler erwies und 1807 sein Abitur mit Bestnoten in fast allen Fächern ablegte. Die Lehrer bescheinigten ihm eine „seinem Alter eben nicht gewöhnliche Festigkeit des Charakters.“² Nach bestandener Reifeprüfung wandte er sich nach Rostock, um an der dortigen Universität Theologie zu studieren. Schon nach einem Jahr verließ er die Stadt wieder und ging zur Fortsetzung seiner Ausbildung nach Heidelberg, wo er sich theologischen, philologischen und mathematischen Studien widmete. Nach drei Jahren an dieser Universität wechselte er nach Jena, wo er 1811 sein philologisches Examen mit gutem Erfolg bestand. Noch im selben Jahr erhielt er eine Anstellung als Kollaborator, also als Hilfslehrer, an seiner ehemaligen Schule, dem Friedrich-Wilhelms-Gymnasium in Berlin. Doch bereits wenige

² Hedwig Nizze: Dr. Johann Ernst Nizze, Professor und Direktor am Gymnasium zu Stralsund. Ein Lebensbild eines Lützower Jägers nach alten Papieren von seiner ältesten Tochter, Stralsund 1907, S. 11.

Monate später, am 27.1.1812, wurde er zum Konrektor des Lyzeums in Prenzlau gewählt und im Februar promovierte er in absentia an der Universität Erlangen.³ In diesem Monat wurde in Paris der preußisch-französische Vertrag unterzeichnet, in dem Preußen Napoleon die Unterstützung in allen seinen Kriegen zusicherte.

Das erste Prenzlauer Jahr

Nizzes Tätigkeit als dritter Oberlehrer in Prenzlau begann Ostern, das 1812 auf die letzten Märztage fiel. Aus Anlass seiner Einführung in das Amt des Konrektors, die im Oktober stattfand, hatte er, wie das üblich war, eine Rede zu halten. Er sprach zu dem Thema „Über Bildung der Jugend nach dem Zeitgeiste“.⁴ Es war die Zeit, zu der sich Napoleon im Krieg gegen Russland befand und sein Feldzug schon zum Scheitern verurteilt war. Moskau war niedergebrannt und die französischen Truppen und ihre zur Unterstützung gezwungenen Hilfskräfte aus zahlreichen europäischen Ländern befanden sich auf dem Rückzug. Das Ausmaß der Katastrophe konnte Nizze noch nicht kennen. Umso mutiger war, was er in seinem Vortrag äußerte. Er glich einem Aufruf an die Lehrer und Schüler der Lehranstalt, mit dem sie aufgefordert wurden, sich den Herausforderungen der Zeit zu stellen, der sie vor den Gefahren eines falsch verstandenen Kosmopolitismus warnte, der ihr Nationalgefühl und ihren preußischen Patriotismus stärken sollte und sie anhielt, auf ihren christlichen Glauben zu bauen. Das waren Gedanken, Forderungen und Wünsche wie sie auch Ernst Moritz Arndt vertrat, den Nizze persönlich kannte und mit dem er zeitlebens freundschaftlich verbunden blieb.

Nizzes Rede ist es wert, sie etwas ausführlicher zu betrachten. Er ging darin zunächst auf die Ursachen der preußischen Niederlage gegen Frankreich ein und sagte, die Geschichte habe bewiesen, „daß keine Form zu stehen vermag, wenn der lebendige Geist aus ihr gewichen ist, ... daß veraltetes Wesen vergeblich gestützt wird“ und verjährter Wahn auf Dauer keine Abhilfe leisten könne – alles Anspielungen darauf, dass es ein Fehler war, sich auf den durch Friedrich II. errungenen Lorbeeren auszuruhen. Die Trümmer des zusammengestürzten Gebäudes seien nun hinwegzuräu-

³ Laut Auskunft durch den Universitätsarchivar Dr. Clemens Wächter am 8.1.2013 sind keine Unterlagen mehr vorhanden, aus denen das Thema der Dissertation hervorgehen würde.

⁴ Ernst Nizze: Ueber Bildung der Jugend nach dem Zeitgeiste, Berlin 1812.

men, denn darunter sei auch „Treffliches“ begraben, mit einem „neuen Bau“ sei zu beginnen. Das sei Aufgabe vorrangig des jungen Geschlechts, denn das sündige Geschlecht, „das die Schuld der Väter und die eigene büße“, könne oder wolle das nicht leisten. Den Lehrern der Jugend falle daher besondere Verantwortung zu, denn „des Volkes Wohl und Wehe“ liege damit in ihrer Hand. Doch „auf dem alten Wege“ könne „die Erziehung fortan (nicht) beschafft werden“, sie müsse vielmehr „dem Geiste der Zeit gemäß sein.“ Was aber sei der Geist der Zeit? Dazu gehöre die Mode, von der auch die Erziehung berührt werde, und der auch der Lehrer „nachgeben“ müsse, ohne ihr aber zu „frönen“. Moden wechselten, doch die christlichen Tugenden Glaube, Liebe und Hoffnung, „diese drei weichen und wanken nimmermehr“. An der Mode sei auch der „flache Weltbürgersinn“ zu beklagen, „der überhand genommen“ habe. Der Mensch könne jedoch nicht zum Menschen gebildet werden ohne „das Volksthum“. Denn „wer seinem Volk absagt, um der Welt anzugehören, gleicht dem Baume, dem man die Wuzel genommen.“ Und so verhielten sich die Deutschen in diesen Tagen, allen voran die Gelehrten, wollten Allen „recht und genehm sein, nur nicht dem eigenen Bruder“, sie hätten den Hass gegen das Fremde verlernt und seien darüber dem Eigenen gegenüber gleichgültig geworden. Mit einer solchen Haltung ließe sich aber niemals „wacker das Große ... erjagen“. „Die Mode der Zeit ist vergänglich, aber der Geist der Zeit ist ewig fest, ... der Geist der Zeit ist ein beständiger Fortschritt zur Vollkommenheit. ... Und dieser Geist der Zeit soll unsere Jugendbildung bestimmen.“ Wer daher auf seine Zeit wirken wolle, müsse „sie selber erkannt und ihr Verhältniß zu aller andern Zeit begriffen haben“, müsse „verstehen, was in ihr liegt, und welche Richtung sie zur Vollkommenheit habe“. Was die Zeit gebiete, seien „rege Thätigkeit ... und unerschütterlicher Glaube.“ Dabei habe der Lehrer der Jugend voranzugehen, Vorbild zu sein.

Ganz im Sinne seiner Worte handelte Nizze, als er noch im selben Jahr begann, das Turnen in Prenzlau einzuführen. Dabei ging es nicht allein um körperliche Ertüchtigung als Ausgleich zur geistigen Anstrengung im schulischen Alltag, um die Verwirklichung des klassischen Ideals einer harmonischen Entwicklung des ganzen Menschen, sondern immer auch um patriotische Erziehung, so wie Friedrich Ludwig Jahn es forderte und mit der Eröffnung des ersten deutschen Turnplatzes in der Berliner Hasenhei-

de 1811 in die Tat umgesetzt hatte. Schon 1810 hatte Jahn in seinem Buch „Deutsches Volkstum“ geschrieben: „Eine wahre Volkserziehung muß die Vorarbeit für künftige Vaterlandsverteidiger ebensowohl übernehmen, als andre Ausbildung.“⁵ Nizzes Bemühungen stießen auf das Wohlwollen und die Anerkennung der Geistlichen und Schuldeputation, die ihm in einer Verfügung vom 14. Januar 1813 ihre Anerkennung aussprach und sogar riet, „irgend einen wackern Jüngling oder rüstigen jungen Lehrer“ an dem Gymnastikkurs teilnehmen zu lassen, „welcher im Frühling oder Sommer zu Berlin unter der Leitung Jahns stattfinden würde.“ So würde Nizze zu „einem instruierten und wohlgeübten Gehilfen“ kommen. Sobald die Übungen „zu einem gewissen Grade der Vollkommenheit“ gebracht worden seien, könnte Nizze daran mitwirken, sie von Prenzlau aus „in der umliegenden Gegend“ zu verbreiten.⁶

Außer seiner Lehrtätigkeit hatte sich Nizze auch um die Gymnasialbibliothek zu kümmern, die er schon in seinem ersten Prenzlauer Jahr katalogisierte, wie er dem Magistrat der Stadt im September 1812 meldete. Und persönliches Glück fand er durch die Bekanntschaft mit Julie Müller, der Tochter des Landessyndikus‘ Johann Friedrich Müller, die seine Braut wurde.

Doch schon Anfang des Jahres 1813 wurden Nizzes ergebnisreiche berufliche Tätigkeit und der ungestörte Fortgang seines glücklichen Privatlebens durch die politischen Ereignisse unterbrochen. Nachdem General York von Wartenburg am 30. Dezember 1812 ohne Ermächtigung durch den preußischen König eine Konvention mit dem russischen General Diebitsch abgeschlossen hatte, wonach das preußische Hilfskorps für die napoleonische Armee sich neutral verhalten musste, war das in Ostpreußen als Zeichen für den beginnenden Kampf zur Befreiung von der französischen Herrschaft verstanden worden. Friedrich Wilhelm III. blieb zwar weiter zögerlich, brachte sich aber von Berlin aus nach Breslau in Sicherheit und erließ am 3. Februar 1813 – immer noch etwas widerwillig – einen von Scharnhorst verfassten Aufruf zur Formierung freiwilliger Jäger-Detachements, dem einige Wochen später weitere Verordnungen folgten. Der Patriot Nizze sah es als seine Pflicht an, dem königlichen Ruf

⁵ Friedrich Ludwig Jahn: Deutsches Volkstum, Frankfurt a. M., o.J., S. 127.

⁶ Friedrich Wolffgramm: Geschichte der Gelehrtenschule (Gymnasium) in Prenzlau v. 1795–1822, in: Geschichte des Gymnasiums zu Prenzlau von 1543–1893, Festschrift zur Feier des 350jährigen Bestehens der Anstalt, Prenzlau 1893, S. 212.

zu folgen. Umgehend nach Bekanntwerden der Verfügung meldete er sich zum Kriegsdienst, erhielt bereits am 25. Februar von der geistlichen und Schuldeputation die nötige Erlaubnis, begab sich nach Schlesien, wo sich die Freiwilligen sammelten und wurde Soldat im Korps des Majors Ludwig Adolf Freiherr von Lützwow.

Als Lützwower Jäger im Kampf gegen die französische Fremdherrschaft

Die Bekanntmachung des Königs vom 3. Februar hatte sich an „diejenigen Klassen der Staatsbürger“ gerichtet, „welche nach den bisherigen Kanton-Gesetzen vom Dienst befreit und wohlhabend genug sind, um sich selbst bekleiden und beritten machen zu können.“⁷ Nizze versorgte sich mit der entsprechenden Ausrüstung, trat dann – nachdem er sich zuerst der Kavallerie anschließen wollte - als Infanterist in die Reihen der Lützwower, wurde zunächst Oberjäger, erhielt jedoch bereits im August ein kleines Kommando und wurde zum Sekonde-Leutnant befördert. Er machte den gesamten Feldzug bis zum ersten Pariser Frieden Ende Mai 1814 mit, der ihn von Schlesien über Mecklenburg, Schleswig-Holstein, die Rheingegend bei Köln bis nach Lüttich und die Gegend von Armentière führte. Er nahm an mehreren Gefechten teil, erhielt Auszeichnungen und fand unter seinen Kriegsgefährten Kameraden, mit denen ihn bis zum Lebensende eine enge Freundschaft verband. Dazu gehörte Salomon Stiebel, später nassauischer Hofrat und berühmter Arzt in Frankfurt am Main. Befreundet war er ebenso mit Theodor Körner, den er bei Wöbbelin mit zu Grabe tragen half und dem er mit seinem Säbel eine Haarlocke abschnitt, die er dann seiner Braut Julie schenkte. Haarlocken geliebter Personen aufzubewahren war im 19. Jahrhundert ein weit verbreiteter Brauch. Nizze selbst zog sich als Folge einer Unterkühlung beim Bau einer Pontonbrücke schon im März 1813 eine schwere Erkältung zu. Ähnliche Beschwerden, zum Beispiel tagelanges Waten durch morastiges Gelände, Übernachtungen bei Nässe und Kälte auf freiem Feld, führten schließlich zu einer chronischen, schmerzhaften Unterleibentzündung, die Nizze sein ganzes späteres Leben begleitete und manchmal sogar unbeherrschte Reaktionen auslöste.

⁷ Fritz Lange (Herausgeber): Die Lützwower. Erinnerungen, Berichte, Dokumente, Berlin 1953, S. 18.

Während des gesamten Feldzuges hielt Nizze briefliche Verbindung zu seiner Familie und seiner Braut. Diese Schreiben geben einen tiefen Einblick in seine Gesinnung, sein Verhältnis zum Krieg und zu Frankreich und den Franzosen. Als tief gläubigem Christ, der vom Vater her auch mennonitisch geprägt wurde und damit im Grunde Krieg und jede Art von Rache verwarf, war „Krieg ... ein fürchterliches Ding“. In der Schlacht werde, so hieß es in einem Brief an seine Braut, „die Menschheit betäubt“, man sei gezwungen, sein Herz gegen jede menschliche Empfindung zu verschließen und es sei „beinahe unerträglich“, dass man „den unendlichen Jammer nicht lindern“ könne. Es gebe „Raub- und Mordszenen“, die man „wohl gar selbst herbeiführen“ müsse.⁸

Keinen Hehl machte Nizze auch aus seiner Haltung zu Frankreich, den Franzosen und ihrer Lebensart. Ihm, dem strengste Ordnung, Genauigkeit und Reinlichkeit hohe Werte waren, für den Frauen zurückhaltend und gehorsam zu sein hatten, der selber stets ernsthaft war und dem Leichtfertigkeit und Sorglosigkeit fremd waren, ihm widerstrebten Sitte, Lebensweise und Charakter der Franzosen. Er missbilligte das „französische Unwesen“ und dankte „Gott, ein Deutscher und kein Franzose zu sein.“ Denn dieses Volk müsse man „verachten.“⁹ Diese Einstellung Nizzes ist ein Beleg dafür, dass selbst gebildete Menschen unter bestimmten Umständen nicht gegen die Gefahr gefeit sind, aus Patriotismus in nationale Verblendung zu verfallen.

Wieder in Prenzlau

Im Sommer 1814 kehrte Nizze aus dem Krieg nach Prenzlau zurück und schon im Herbst wurde er zweiter Oberlehrer. 1815 heiratete er in der St. Nikolai-Kirche seine Braut Julie Müller, die im Jahr darauf das erste Kind gebar, das aber schon zwei Jahre später starb. Noch in den Prenzlauer Jahren wurde die Tochter Hedwig geboren, die ihrem Vater mit dem Buch über ihn ein Denkmal setzte.

Mit Nizzes Berufung zum zweiten Oberlehrer war eine Verlagerung des Schwerpunktes seiner Lehrtätigkeit verbunden. Da es an Lehrern für Mathematik mangelte, musste er sich von nun ab diesem Fach widmen. Interesse für diese Disziplin hatte er schon früher gezeigt. Bereits auf dem Gym-

⁸ Brief Nizzes an seine Braut Julie vom 21.11.1813, in: Hedwig Nizze: Dr. Johann Ernst Nizze, S. 31.

⁹ Brief Nizzes an seine Braut Julie vom 26.4.1814, in: Hedwig Nizze: Dr. Johann Ernst Nizze, S. 44.

nasium in Berlin hatte er zum Beispiel an Privatlektionen seines Lehrers Jungius in höherer Analysis teilgenommen. Später in Heidelberg hatte er die Vorlesungen des Mathematik-Professors Langsdorf besucht, wobei er vor allem die in der angewandten Mathematik schätzte. Nun also musste er seine „lang unterlassenen Studien wieder hervorsuchen, um in Zukunft (sich) allein für Math. u. Physik zu bestimmen.“¹⁰ Frucht dieser Arbeit waren in den nächsten Jahren zwei mathematische Lehrbücher, eines über Algebra, ein zweites über Geometrie, die zwischen 1818 und 1822 erschienen. Später kam eine Reihe von Übersetzungen mathematischer Bücher antiker Autoren hinzu, zumeist ergänzt und mit kritischen Anmerkungen versehen.¹¹

Verdient machte sich Nizze in dieser Zeit aber nicht nur durch seine wissenschaftliche Arbeit auf dem Gebiet der Mathematik. Verdienste erwarb er sich auch um die Belebung des geistigen Lebens der Stadt. Er gehörte zu den zwölf Gründungsmitgliedern des „Vereins der wissenschaftlich gebildeten Männer in Prenzlau und der benachbarten Gegend“, der am 16. Juni 1812 gestiftet wurde und später den Namen „Gelehrte Gesellschaft für Prenzlau“ annahm. Längere Zeit war er Sekretär des Vereins und hielt dort Vorträge, darunter zu in dieser Zeit politisch brisanten Themen: „Über den Stolz einer Nation auf ihre großen Männer“, „Über den Volksgeist der Griechen zur Zeit der Perserkriege“, „Was gründet und sichert die Freiheit eines Volks?“, „Über das Verhältnis des Gelehrten zum Bürger des Staats“, „Über das Recht des Gelehrtenstandes zur Vertretung durch Abgeordnete bei Reichsständen.“¹² Leider haben sich von diesen Reden, die weitere Einblicke in die Denkweise und Überzeugungen Nizzes hätten geben können, keine Aufzeichnungen erhalten.

In der Schule war er ein äußerst strenger, auf Gründlichkeit und Zucht konsequent achtender Lehrer. Der Schriftsteller Adolf Stahr, selbst ein Schüler Nizzes während der Prenzlauer Zeit, charakterisierte ihn in seinen Lebenserinnerungen auf folgende Weise: Dieser kräftig schlanke Mann „mit dem bleichen von rabenschwarzen Lockenhaar umschatteten Antlitz und den dunkelblitzenden Augen“ erwies sich als ein drakonisch stren-

¹⁰ Brief Nizzes an Georg Heinrich Moser vom 5.12.1838: Universitätsbibliothek Heidelberg, Heid. Hs. 1298, Blatt 239.

¹¹ Unter anderem gab Nizze eine Übersetzung der mathematischen Werke des Archimedes heraus, die sogar das Lob Alexander von Humboldts fanden.

¹² Friedrich Wolffgramm: Geschichte der Gelehrtenschule (Gymnasium) in Prenzlau, S. 230-231.

ger Lehrer, der auch mit Ohrfeigen nicht geizte. Trotz seiner manchmal übermäßigen Strenge und der – wohl durch seine chronische Erkrankung mitverschuldeten – Reizbarkeit, wurde er von seinen Schülern zwar gefürchtet, „doch keineswegs gehaßt, oder auch nur mit Abneigung angesehen.“ Sie vergaben ihm „selbst unbillige Härte und übermäßige Leidenschaftlichkeit“, da „sie beide mit großer wissenschaftlicher Tüchtigkeit und brennendem Eifer, die Schüler vorwärts zu bringen, gepaart und von einem kräftigen und in der Hauptsache gerechten und Respect fordernden Charakter getragen“ sahen. Und als „der Schwarze“, so hieß der „Gefürchtete“ bei seinen Schülern, Prenzlau verließ, wurde sein Weggang aufrichtig bedauert.¹³

Nizzes Stralsunder Jahre

Im Mai 1821 siedelte Nizze nach Stralsund über, wo er ein Angebot als Konrektor des dortigen Gymnasiums angenommen hatte. 1832 übernahm er die Leitung dieser Lehranstalt und blieb ihr Direktor bis 1865. Eine kurze Unterbrechung gab es nur in den Jahren der Revolution 1848/49. Nizze hatte sich durch seine erfolgreiche schulische und wissenschaftliche Tätigkeit, durch die tatkräftige Unterstützung der Etablierung einer Schifffahrts- und einer Gewerbeschule in der Stadt, durch die Gründung eines „Literarisch-geselligen Vereins“, durch seine leitende Tätigkeit im Gustav-Adolf-Verein und viele weitere Aktivitäten sowie durch sein würdiges Auftreten bei zahlreichen Jubiläen und schulischen oder städtischen Veranstaltungen ein Ansehen und einen Ruf erworben, die zu seiner Wahl als Abgeordneter für das erste deutsche Nationalparlament in Frankfurt am Main führten. Dort gehörte er der sogenannten Casino-Fraktion an, in der sich die gemäßigt Liberalen zusammenfanden. Dieses rechte Zentrum erstrebte die Einigung Deutschlands, eine konstitutionelle Monarchie, eine bundesstaatliche Ordnung, jedoch bei weitgehender Berücksichtigung einzelstaatlicher Besonderheiten. Nizze war – wie alle seine Fraktionskollegen – ein strikter Gegner jeder demokratischen oder republikanischen Regung, dahinter immer Gesetzlosigkeit und Chaos fürchtend. Und er votierte gegen sämtliche Vorschläge, die nach seiner Auffassung Preußens Stellung und Ehre beeinträchtigten. Ganz seinem Wesen entsprechend war er ein disziplinierter Parlamentarier, der an allen Sitzungen

¹³ Adolf Stahr: Aus der Jugendzeit. Lebenserinnerungen, Schwerin 1870, S. 6-8.

teilnahm und sich immer pünktlich einfand. Im Plenum trat er selten in Erscheinung, meldete sich nur zweimal mit kurzen Reden zu Wort. Größere Aufmerksamkeit erregte er nur einmal, mit einem bereits zu Beginn der Sitzungsperiode im Juni 1848 gemeinsam mit zwei anderen pommer-schen Abgeordneten eingereichten Antrag. Darin wurde gefordert, „bis zur definitiven Begründung einer obersten Regierungsgewalt für Deutschland ... die Ausübung derselben ... der Krone Preußens übertragen ...“.¹⁴ Der Antrag wurde abgelehnt, denn mit ihm waren Nizze und seine Kollegen im Überschwang preußischen Patriotismus‘ der Entwicklung vorausgeeilt. Für das, was hier wie der Vorbote einer kleindeutschen Lösung des nationalen Einigungsprozesses daherkam, war die Zeit noch nicht herangereift. Als dann ein gutes halbes Jahr danach sich diese Möglichkeit bot, vom Paulskirchenparlament eine Verfassung erarbeitet und verabschiedet worden und der preußische König zum deutschen Kaiser gewählt worden war, diese Krone aber und letztlich auch die Verfassung ablehnte, war Nizzes Enttäuschung und die vieler anderer groß. Nizze kehrte nach Stralsund zurück, nahm seine schulischen Pflichten wieder wahr, gab in den nächsten Jahren mehrere Bücher heraus, erhielt einige Auszeichnungen und erfuhr weitere Ehrungen. Trotz aller politischen Ernüchterung blieb er ein königs- und gesetzestreuer Untertan. Das schützte ihn aber nicht davor, in den Jahren nach der Revolution von stockkonservativen Kreisen wegen seiner liberal gefärbten Ansichten politisch verdächtigt zu werden. Als zu Beginn der sechziger Jahre die preußische Monarchie in eine Krise geriet, sich der Heereskonflikt zu einem Verfassungskonflikt ausweitete, der König 1863 die Sitzungsperiode des Abgeordnetenhauses wegen dessen oppositioneller Haltung vorzeitig beendete und Neuwahlen anberaumt wurden, geriet auch der unbescholtene Bürger Nizze in die Auseinandersetzungen. In einer Zeitungsannonce hatten er und einige andere zur Wiederwahl der beiden bisherigen Stralsunder Vertreter im Abgeordnetenhaus aufgerufen. Die jedoch hatten dort der oppositionellen Majorität angehört. Daher wurden Nizze und einige seiner Kollegen von dem pommer-schen Provinzial-Schul-Kollegium in Einverständnis mit dem preußischen Minister für geistliche, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten der

¹⁴ Wigard, Franz (Herausgeber): Stenographischer Bericht über die Verhandlungen der Deutschen Constituirenden Nationalversammlung zu Frankfurt am Main, herausgegeben auf Beschluß der Nationalversammlung durch die Redactions-Commission und in deren Auftrag, Erster Band, Nr. 1 – 33, Seite 1 bis 782, Frankfurt/ Main 1848, S. 386.

Verletzung ihres Diensteides und ihrer Treue gegenüber dem König be-
zichtigt, nach Stettin vorgeladen, streng gerügt und für einen Wiederho-
lungsfall mit Dienstentlassung bedroht. Nizze aber sollte ganz aus seinem
Amt gedrängt werden. Zu diesem Zweck wurden alle Hebel in Bewegung
gesetzt und die fadenscheinigsten Gründe bemüht: Er sei zu alt, zu krank,
erteile zu wenige Stunden und sei für den Sprachunterricht nicht genü-
gend befähigt. Ihm wurde gedroht, er würde – falls er nicht freiwillig seine
Pensionierung nachsuche – zwangsweise in den Ruhestand versetzt. Nizze,
der mit seinem Aufruf das in der preußischen Verfassung verbrieftete Recht
der freien Meinungsäußerung in Anspruch genommen, mithin gegen kein
Gesetz verstoßen hatte, weigerte sich, in Pension zu gehen und überließ
die Entscheidung darüber dem Stralsunder Magistrat als dem dafür zu-
ständigen Gremium. Der Stralsunder Rat sprach ihm sein Vertrauen aus,
der aufreibende Kampf Nizzes mit den Schulbehörden zog sich über mehr
als anderthalb Jahre bis zum Frühjahr 1865 hin und erweckte Aufmerk-
samkeit weit über die regionalen Grenzen hinaus. Schließlich stellte der
inzwischen 76jährige Nizze selbst den Antrag, ihn aus dem Schuldienst
zu entlassen. Die staatlichen Behörden hatten damit ihr Ziel, die libera-
len Kräfte stärker zurückzudrängen, erreicht, Nizze aber nicht gebrochen.
Diese äußeren Anfechtungen, so schrieb er seinem früheren Heidelber-
ger Professor Böckh, hätten seine innere Ruhe keinen Augenblick gestört.
„Diese soll mir bleiben, den Gegnern die Scham.“¹⁵ Nizze erlebte noch die
Gründung des deutschen Reiches 1871, ehe er ein Jahr darauf starb.

¹⁵ Hedwig Nizze: Dr. Johann Ernst Nizze, S. 232.

Der Ausbruch des Ersten Weltkrieges vor 100 Jahren und seine Auswirkungen auf die Stadt Prenzlau¹

Jürgen Theil, Prenzlau

Die Ermordung des österreichisch-ungarischen Thronfolgers Erzherzog Franz Ferdinand am 28. Juni 1914 in Sarajewo wurde zum Anlass eines ersten Weltkrieges, der als Urkatastrophe in die Geschichte eingehen sollte. Die Gegensätze zwischen den europäischen Großmächten, die nach der Vorherrschaft in Europa trachteten und ihre Armeen stetig vergrößerten, waren seit dem späten 19. Jahrhundert unaufhaltsam angewachsen. Ihre expansive Außen- und Kolonialpolitik führte zu verschiedenen internationalen Krisen und komplizierten Bündnissystemen. Der ungestüme und diplomatisch äußerst ungeschickt agierende deutsche Kaiser Wilhelm II. (1888–1918) konnte sich nicht schnell genug von seinem Einigungskanzler Bismarck trennen, der das aus Preußen hervorgegangene Deutschland für saturiert (in seinen Ansprüchen befriedigt) erklärt hatte. Er stand in einer Art Nibelungentreue zu Österreich-Ungarn, das den Zugang zum Mittelmeer genauso wie Russland wollte. Durch verschiedene Abhängigkeiten und die bestehenden Bündnissysteme der europäischen Nachbarstaaten folgten sehr schnell nach dem Mord in Sarajewo die Mobilmachungen der beteiligten Staaten Österreich-Ungarn, Deutschland, Russland, Serbien, Frankreich und England, denen bald auch die Kriegerklärungen folgen sollten. Nach und nach traten immer mehr Nationen in diesen Krieg ein, der sich durch den uneingeschränkten U-Boot-Krieg und dem damit

¹ 2014 jährt sich der Beginn des Ersten Weltkrieges zum 100. Mal. Aus diesem Anlass hat sich der Uckermärkische Geschichtsverein entschieden, gemeinsam mit dem Kulturhistorischen Museum Prenzlau eine Sonderausstellung zu erarbeiten, die insbesondere die Verhältnisse an der „Heimfront“ dokumentiert. Parallel dazu entstand am Christa-und-Peter-Scherpf-Gymnasium Prenzlau eine Wettbewerbsarbeit zum Thema „Nachbarn im Krieg. Die Auswirkungen des Ersten Weltkrieges auf die Stadt Prenzlau. Ein Beitrag zum Geschichtswettbewerb des Bundespräsidenten. Vertraute Fremde. Nachbarn in der Geschichte (2012/13)“, die sich speziell mit diesem Thema befasst. Zur Unterstützung dieser Arbeit wurden vom Betreuer (dem Autor) alle im Prenzlauer Stadtarchiv/Museum vorhandenen Regionalzeitungen für die Zeit 1914–1919 intensiv gesichtet und wichtige Artikel zu einer Quellensammlung zusammengestellt. Diese Vorarbeit stellte auch eine wichtige Arbeitsgrundlage für die von Jonas Schmidt erstellte Wettbewerbsarbeit dar. Die Arbeit diente als Grundlage für den hier vorliegenden Artikel, wurde aber deutlich verändert, erweitert und umstrukturiert.

verbundenen Kriegseintritt der Amerikaner letztendlich zu einem Ersten Weltkrieg entwickelte. Die anfängliche Kriegsbegeisterung, die es erstaunlicher Weise in fast allen beteiligten Ländern gab, schlug mit zunehmender Kriegsdauer und den steigenden Verlusten in eine immer größer werdende Ablehnung des Krieges um. Zunächst jedoch warb man mit kriegsverherrlichenden Postkarten und Losungen wie:

„Jeder Schuß, ein Ruß! Jeder Stoß, ein Franzos. Jeder Britt, ein Tritt (...) Ist Frankreich erledigt, wird den Russen gepredigt (...)“²

Um das Volk gezielt zu beeinflussen wurde immer wieder an den Nationalstolz appelliert. Patriotismus und Opferbereitschaft wurden regelrecht eingefordert. Das ganze Volk sollte sich in den Dienst des Staates stellen. Dies symbolisiert auch diese Propagandapostkarte aus der Zeit des Ersten Weltkrieges.



Abb. 1: „Majestät jüngster Rekrut“

Eine von Patriotismus und Kaisertrere getragene anfängliche Kriegsbegeisterung war auch in der Uckermark deutlich zu spüren. Die zumeist kaisertrere Bevölkerung war bereit, für ihr Vaterland in den Kampf zu ziehen und zu Siegen. Durch Propaganda wurden die Menschen gelockt und kriegsbereit gemacht. Sie sollten glauben, dass die Feinde den mühsam erungenen deutschen Wohlstand und die deutsche Kultur zerstören wollten. Die Mehrheit der Deutschen war davon überzeugt, dass der Kaiser alles Mögliche versucht hatte, um diesen Krieg abzuwenden, was nicht stimmte, denn der Kaiser selbst konnte darüber entscheiden, ob er in den Krieg zieht und seinen Bündnispartner Österreich-Ungarn unterstützt oder ob Deutschland in diesem Konflikt zwischen Österreich-Ungarn, Serbien und Russland neutral bleibt.

² Hamann, Brigitte: Der Erste Weltkrieg, München 2004, S. 25.

³ Sofern nicht anders ausgewiesen stammen die Bildquellen aus der privaten Sammlung von Jürgen Theil.

Kriegseinsätze der in Prenzlau ausgebildeten oder hier mobil gemachten Soldaten

Einige Monate vor dem Kriegsbeginn, befand sich das Infanterie-Regiment Nummer 64 (die „64er“) noch in Jüterburg zu einer größeren Übung. Doch schon am 31. Juni 1914 erreichte Prenzlau ein Telegramm mit der Nachricht vom drohenden Krieg und nur einen Tag später folgte der Mobilmachungsbefehl.

Der aus dem Urlaub geholte Regimentskommandeur Briese, der am 3. August von Oberst Jancke abgelöst wurde, hatte nun die schwierige Aufgabe, etwa 9.000 Mann in Prenzlau vorübergehend unterzubringen und zu versorgen. Unter ihnen waren auch zahlreiche Kriegsfreiwillige. So wurden in Prenzlau außer den Bataillonen des aktiven Regiments der 64er zwei Bataillone des Reserve Infanterie-Regiments 24, zwei Bataillone des Landwehr Infanterieregiments 24, zwei Landsturm-Bataillone und die Ersatzbataillone des aktiven Regiments sowie des Landwehrregiments 24 mobil gemacht. Und alle brachten „Begeisterung in Herz und Augen mit“ und seien bereit gewesen „alles für das Vaterland zu geben“. (...) „Jeder drängte hinaus an den Feind, niemand mochte beim Ersatzbataillon bleiben.“ – wie die Regimentsschronisten berichten.⁴

Prenzlau besaß bereits vor der Mobilmachung 26.830 Einwohner (davon waren 6.100 Militärpersonen). Da die vorhandenen Kasernen für eine derartige



Abb. 2: Die alten friderizianischen Kasernen in der Altstadt (Archiv UGVV)

⁴ Geschichte des Infanterie-Regiments Generalfeldmarschall Prinz Friedrich Karl von Preußen (8. Brandenburg.) während des Krieges 1914/18, von Feldzugsteilnehmern bearbeitet, Berlin 1929, S. 2.

Kapazität nicht ausreichen, kam es zu zahlreichen Einquartierungen bei den Bürgern. Schon am 4. August trafen weitere Ergänzungsmannschaften ein. Zwei Tage später wurden zwei Kompanien des Ersatzbataillons von Prenzlau aus zum mobilen Brigade-Ersatz-Bataillon 12 nach Neuruppin beordert, von wo aus sie direkt an die Front verlegt wurden.



Abb. 3: Die neue Kaserne in der Alsenstraße (heutige Karl-Marx-Straße)

Am 7. August trat das 1. und 2. Bataillon und die Maschinengewehrkompanie feldmarschmäßig ausgerüstet und in voller Kriegsstärke zum Abschiedsappell an. Sowohl in der Truppe als auch in der Bevölkerung war zu diesem Zeitpunkt eine euphorische Kriegsbegeisterung zu spüren. Oberst Jancke, der die Marschbereitschaft der Truppe überprüfte, erinnerte in seiner anschließenden Rede daran, dass in den vergangenen hundert Jahren preußische Truppen dreimal in Paris eingezogen sind. Er schloss mit den Worten: „Lasst eure Herzen zu Gott schlagen und eure Fäuste auf den Feind!“ Den anschließenden Feldgottesdienst hielt der Prenzlauer Pfar-



Abb. 4: Eine von Prenzlau aus am 2. Juli 1915 nach Charlottenburg verschickte Feldpostkarte. Unteroffizier Freyer vom IR 64 II. Ersatzbataillon berichtet seiner Frau Else Freyer: „Morgen früh 6 Uhr geht's zum Schießen nach dem großen Platz (...). So vergeht ein Tag nach dem andern (...).“

rer Ohle. Als der Abtransport der zum 3. Armeekorps gehörenden Truppe dann am 8. und 9. August per Eisenbahn über Aachen an die Westgrenze erfolgte, sei die Stimmung auf dem Prenzlauer Bahnhof „feierlich und ernst“ zugleich gewesen.⁵ Das bald darauf Aachen erreichende Prenzlauer Regiment, das nun unter dem Oberbefehl von General Kluck stand, sah schon bei seiner Ankunft erste Verwundetentransporte auf den Straßen.

Am 15. August war es dann soweit, die deutschen Truppen, darunter auch die Uckermärker, überquerten die belgische Grenze, wie es in dem Schlieffenplan⁶ vorgesehen war. Am Tag darauf überschritten sie die Maas und ließen sich am 21. des Monats in den Vororten Brüssels in Quartieren nieder, bevor sie am 25. August auch die französische Grenze überschritten und am 3. September die Marne erreichten, wo ihr Vorstoß bald zum Erliegen kam, da bereits erste Truppen an die Ostfront verlagert werden mussten. Das Prenzlauer Regiment hatte vom 12. August bis zum 12. September 1914 etwa 770 Kilometer zurückgelegt. Nun folgte jedoch der Rückzug hinter die Aisne, der am 10. September begann.

Bereits zu diesem Zeitpunkt gab es erste Verluste, wie der ehemalige Prenzlauer Gymnasiast Foth in seinen Erinnerungen festhielt. Foth war nach dem Ausbruch des Krieges mit dem Reserve-IR Nr. 12 ins Feld gezogen, wo seine Truppe im Dorf Zempst von belgischen Soldaten beschossen wurde.

Die Ereignisse des 25. August 1914 beschreibt er wie folgt⁷:

„Meine auf der Straße liegenden Leute postierten sich zum Schutz hinter Türeingängen. Ein



Abb. 5:
Werner Joachim Gottfried Foth
(Foto: Archiv Wolfgang Stache)

⁵ Ebenda, S. 5.

⁶ Der Schlieffenplan war ein Plan von Alfred Graf von Schlieffen, der einen längeren Zweifrontenkrieg verhindern sollte. Er sah vor, über die neutralen Beneluxstaaten in Frankreich einzufallen, das in einem Blitzkrieg besiegt werden sollte, um anschließend alle Kräfte an die Ostfront werfen zu können.

⁷ Der Autor dankt Wolfgang Stache aus Gifhorn, der eine Kopie des Tagebuchs und dieses Foto von Foth zur Verfügung stellte.

weiteres Maschinengewehr wird vor uns in Stellung gebracht, welches jedoch durch die guten Schüsse meiner Leute nicht mehr in Aktion treten kann. Als ich mich selbst an der Hauswand in Deckung bringen will, empfinde ich ein leises Knirschen an meinem rechten Ohr und sehe die vor uns liegenden Maschinengewehre sich weiter und immer weiter entfernen bis sie plötzlich in völlige Dunkelheit getaucht sind. Ich verliere das Gleichgewicht und komme mit dem Kopf auf meinem linken Arm zu liegen. (...) Plötzlich höre ich Französisch um mich sprechen. (...) Ich merke, daß ich in einem Bett liege. Mein Kopf ist bis auf das linke Auge vollkommen verbunden. Eine Frau fragt mich auf Französisch, ob ich Hunger habe. Ich frage, wo bin ich. Antwort: In einem Nonnenkloster in Vilvoorde⁸. Man reicht mir ein Stück Butterbrot. Ich kann es nicht essen da mein Unterkiefer weit nach rechts verschoben ist. Es tritt jemand an mein Bett. Ich bin Stabsarzt Jürgens, ich freue mich. Herr Leutnant, daß wir sie durchbekommen haben und mit einem Auge kann man ja auch noch durchs Leben gehen! Ich frage: Warum mit einem Auge? Weil ihr rechtes futsch ist. Als Antwort klopfte ich mir mit meinem Siegelring an mein linkes Glasauge. Ich merke an seinem plötzlichen Erschrecken, daß er über seine ungewollte Offenheit entsetzt war. Aber ich wußte woran ich war – ich war blind!⁹

Nachdem in Prenzlau nun das Reserve-Regiment 207 aus Rekruten des 24. Regiments (Neuruppin) und des 64. Regiments (Prenzlau) gebildet worden war, wurde es am 19. September zunächst zur Ausbildung nach Wünsdorf-Zehrendorf geschickt, bevor es am 13. Oktober 1914 nach Flandern aufbrach¹⁰. In der Zwischenzeit hatten sich die Soldaten des Prenzlauer Regiments bereits in Nordfrankreich an der Arsine in Feldstellungen eingegraben. Es folgte ein erbitterter Graben- und Stellungskrieg, der für beide Seiten sehr verlustreich verlaufen sollte. So wurde das Prenzlauer Regiment am 30. September mit Mörser-Granaten schwer beschossen. Die am 24. Oktober 1914 mit der Feldpost an der Front eingetroffenen ersten Liebesgaben aus der uckermärkischen Heimat erreichten nicht mehr alle Soldaten rechtzeitig.

⁸ Eine Stadt nördlich von Brüssel.

⁹ Tagebuch und biografische Aufzeichnungen des ehemaligen Prenzlauer Gymnasiasten Werner Joachim Gottfried Foth.

¹⁰ Bereits am 8. Juni 1915 wurde dieses Regiment von der Westfront (Brügge) an die Ostfront (Russland, Serbien) verlegt.

Das Kriegsjahr 1915 brachte keine Entspannung der Lage. Im Gegenteil! Italien war im Mai 1915 in den Krieg gegen Österreich-Ungarn und das mit ihm verbündete Deutschland eingetreten. Das Prenzlauer Regiment 64, das sich zuvor bei Soissons und Arras geschlagen hatte, wurde im Juli 1915 für sieben Wochen aus der Frontlinie gezogen, um es bei Cambrai personell aufzufüllen. Anschließend folgte im September eine sechstägige Bahnfahrt durch Deutschland und Österreich-Ungarn in Richtung Balkan, wo die Truppe nach Serbien verlegte und sie nach der Einnahme des ihnen zugewiesenen Donauabschnittes noch im November desselben Jahres nach Deutschland zurückrief.¹¹

Nach einer kurzen Ruhepause erreichten die Uckermärker am 6. Februar 1916 den Aufmarschraum von Verdun, wo sie am 21. Februar einen ersten verlustreichen Sturmangriff führten. Doch schon am 12. März 1916 musste das Prenzlauer Regiment aus der Front gezogen werden. Es hatte in wenigen Tagen 1.728 Mann verloren. Nach einer kurzen Erholungsphase im Oberrhein, die auch zum Auffüllen der Truppe genutzt wurde, schickte man das Prenzlauer Regiment erneut in die „Hölle von Verdun“. Diesmal verlor es



Abb. 6: Soldaten vom IR 64 passieren die Wittstraße in Richtung Markt. Am linken Bildrand ist die Heiliggeist-Kapelle zu erkennen. Der Musketier Wilhelm Böhme vom 64. IR schrieb diese Feldpostkarte am 14.6.1916 von Prenzlau aus an seiner Eltern nach Göhlen (Kreis Guben).

¹¹ Angelow, Jürgen: Die Garnisonstadt Prenzlau im deutschen Kaiserreich 1871–1918, in: PREUSSEN / 2001. Ortstermine. Zwischen Krieg und Frieden - Militär und Gesellschaft in Brandenburg-Preußen von 1700 bis zur Gegenwart, Berlin 2001, S. 51.

1.147 Mann. Bis Dezember 1916 fielen bei Verdun etwa 800.000 Soldaten. Es begann der Zermürbungs- und Stellungskrieg, der bis zum Kriegsende anhalten sollte. Allein das „Prenzlauer Regiment“ verlor in Verdun insgesamt fast 3.000 Soldaten im Kriegsjahr 1916. Trotz dieser hohen Verluste konnte dieses Regiment am 12. Oktober noch einen britischen Angriff abwehren.

Die militärischen Misserfolge wurden immer größer. So verloren die Uckermärker auch bei ihren Einsätzen an der Somme zwischen Juli und Oktober 1916 insgesamt 1.326 Mann.¹² Schon im August 1916 wurde der mit seiner „Ermattungsstrategie“ gescheiterte General Falkenhayn deshalb durch General Paul von Hindenburg und Erich Ludendorff als Chef des Oberkommandos abgelöst. Doch auch dieser Führungswechsel konnte das Blatt nicht wenden.

Der dann auf Initiative des Uckermärkers Henning von Holtzendorff¹³ (Chef des Admiralstabs der Marine) im Februar 1917 von den Deutschen begonnene uneingeschränkte U-Boot-Krieg, dem nun auch zahlreiche zivile Schiffe zum Opfer fielen, führte zum baldigen Kriegseintritt der Amerikaner.¹⁴ Der Prenzlauer Karl Acksel, der sich bereits mit 17 Jahren als Kriegsfreiwilliger bei der Marine verpflichtete, diente auf dem U-Boot UC 26. Nachdem dieses U-Boot am 8. Mai 1917 von einem britischen Zerstörer an der Themsemündung versenkt wurde, konnte der Maschinistenmaat Acksel zusammen mit einem Leutnant der Marinereserve, der jedoch bald darauf verstarb, als einziger Überlebender gerettet werden.¹⁵

Im Frühjahr 1917 befand sich das Prenzlauer Regiment erneut für etwa zwei Monate im Oberelsaß, um anschließend in die Champagne und im Juli in Galizien bei Tarnopol eingesetzt zu werden, bevor es im Oktober erneut an die Westfront geschickt wurde.

¹² Angelow, Jürgen (2001), S. 52 und Fußnote 27 S. 55.

¹³ Admiral von Holtzendorff bedankte sich am 24.3.1917 in einem Brief beim stellvertretenden Landratsamtsverwalter Herrn von Engelbrechten-Ilow für die Glückwünsche anlässlich seiner Auszeichnung durch die Verleihung des Ordens Pour le mérite, der in der Prenzlauer Zeitung vom 27. März 1917 abgedruckt wurde. Zitat: „Ihre im Namen des Kreis Ausschusses mit so warmen Worten ausgesprochenen Glückwünsche zum Pour le mérite gereichen mir zur besonderen Freude und Genugtuung. Meinen herzlichen Dank verbinde ich mit dem Ausdruck der festen Zuversicht, dass im Kriegsdienst der Heimat die Uckermark standhält wie unser Heereswall im Westen und Osten und sich ebenso wie unsere U-Boote mit allen Kräften einsetzen wird für eine siegreiche Beendigung des Krieges. Admiral von Holtzendorff.“

¹⁴ Theil, Jürgen: Uckermärker initiiert uneingeschränkten U-Bootkrieg, in: Mitteilungen des Uckermärkischen Geschichtsvereins zu Prenzlau (Heft 15), Prenzlau 2008, S. 73–75.

¹⁵ Ein ausführlicher Bericht über dieses Ereignis befindet sich in der Angermünder Zeitung vom 10.5.1932. Der Autor dankt Eckhard Walther, Vorsitzender des Heimatvereins Angermünde, für diesen interessanten Quellenhinweis.

Im Feld d. 14.2.17

Liebe Eltern!

So wie auf diesem Bild dürft Ihr Euch unsere Schützengräben um Gotteswillen nicht vorstellen! Das sind große Ausnahmen wo so ein Schützengraben ist. Nur ganz kleine Grabenstücke, wo lange keine Granate drin geplatzt ist, sehen so aus. In den Zeitschriften werden überhaupt immer so großartige Bilder hingestellt! Muss erst mal raus kommen, da kann man das blaue Wunder sehen! Gradzu jämmerlich sieht es manchmal aus!

Herzliche Grüße sendet Euch Paul¹⁶

Im März 1918 wurden auch die Uckermärker bei der so genannten „Michael“-Offensive eingesetzt, wo sie über die Aisine bis nach Soissons vordrangen.

In der Schlussphase des Krieges versuchte das Prenzlauer Regiment noch verzweifelt britische Tankangriffe abzuwehren, bevor es am 27. September 1918 die Kampfhandlungen aufgab und den Rückzug antrat. Es hatte innerhalb weniger Tage 1.179 Mann verloren und war bis November auf eine Stärke von nur zwei Kompanien zusammengeschrumpft.

Von der Unterzeichnung des Waffenstillstandes erfuhren die bis dahin noch an der Westfront kämpfenden kläglichen Reste der „64er“ am 11. November 1918 in Ochain. Erst über einen Monat später kehrten sie am 23. Dezember nach Prenzlau zurück.

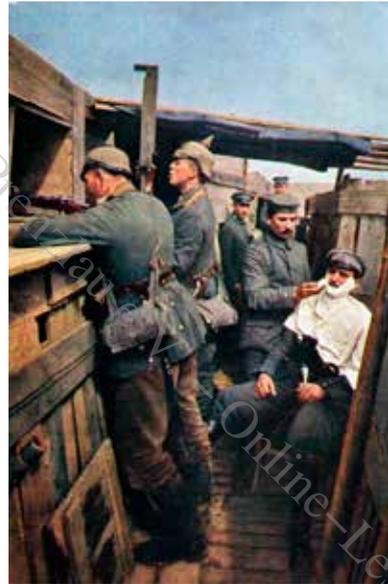


Abb. 7: Feldpostkarte „Rasieren im Schützengraben“

¹⁶ Nur sehr wenige Feldpostkarten enthalten kritische Inhalte zum Krieg oder zur Versorgungslage. Zumeist handelt es sich bei den Nachrichten um belanglose persönliche Mitteilungen, die oft als Lebenszeichen dienten. Da diese Feldpostkarte keine Anschrift enthält, wurde sie vermutlich in einem verschlossenen Kuvert verschickt.

Die Auswirkungen des Krieges auf Prenzlau

Die Prenzlauer Zeitung, die in Bezug auf die Kriegereignisse zwischen 1914 und 1918 bisher kaum ausgewertet wurde, wie die wenigen bislang veröffentlichten Berichte und Aufsätze zeigen, enthält zahlreiche interessante Hinweise über die Lebensverhältnisse der Prenzlauer Bürger. Dennoch muss man natürlich bedenken, dass es in der Kaiserzeit und insbesondere in der Zeit des Ersten Weltkrieges keine Pressefreiheit gab. Aus diesem Grund wird man hier also weder pazifistische noch kritische Stimmen zum Kriegsverlauf erwarten dürfen. Parallelen für eine staatlich gelenkte Presse, die nur sehr einseitig informierte, gibt es auch für die Jahre von 1933 bis 1945 (Nationalsozialismus) sowie für die Zeit zwischen 1949 und 1990 (DDR-Diktatur).

So wie jeder andere Krieg zuvor, brachte auch der Erste Weltkrieg unendliches Leid und Entbehrungen mit sich. Nur das Ausmaß dieses Krieges, in dem zum ersten Mal auch Massenvernichtungswaffen wie Gas eingesetzt wurden, übertraf alles bisher Bekannte. Dass viele Bürger daran glaubten, dieser Krieg werde auch an der Heimatfront entschieden, zeigte sich schon als die Parteien in Deutschland im August 1914 einen Burgfrieden¹⁷ eingegangen waren, dessen Auswirkungen man bis in die Prenzlauer Kommunalpolitik spürte. Die immer größer werdenden Versorgungslücken hatten ihre Wirkung. Die Not wuchs! Und trotzdem belegen die zahlreichen Berichte über Spenden und Liebesgaben für deutsche Frontsoldaten und Kriegsinvalide, wie groß die Opferbereitschaft und Solidarität der Bürger mit den Soldaten war. Diese Haltung verstärkte sich, nachdem am 1. September 1914 der erste große Verwundetentransport aus dem Osten in Prenzlau eintraf.¹⁸ Damals wurden sehr schnell alle größeren Säle der Stadt als provisorische Krankenhäuser hergerichtet. Schon bald waren alle Betten belegt. In Schulen, Gaststätten (u. a. im Schützenhaus und im Kurgarten) und Fabriken richtete man zehn zusätzliche Lazarette für 700 Soldaten ein, in denen insgesamt 56 Helferinnen vom Roten Kreuz zum Einsatz kamen. Im Handwerkerhaus entstand eine orthopädische Stati-

¹⁷ Angesichts des ausgebrochenen Krieges sollte der politische Kampf im Innern Deutschlands eingestellt werden. Man appellierte an den Patriotismus der Parteien, die durch ihre Haltung einen wichtigen Beitrag für einen siegreichen Ausgang des Krieges leisten könnten.

¹⁸ Geschichte des Infanterie-Regiments Generalfeldmarschall Prinz Friedrich Karl von Preußen (8. Brandenburg.) während des Krieges 1914/18, von Feldzugsteilnehmern bearbeitet, Berlin 1929, S. 336.

on. Sie war dringend notwendig geworden, da es in den Feldlazaretten zahlreiche Amputationen gab. Am 8. Juli 1915 traf ein weiterer Verwundetentransport mit 279 Mann ein, die auf die zum Teil schon überfüllten Lazarette verteilt wurden.¹⁹



Abb. 8: Ansichtskarte vom damaligen Prenzlauer Lazarett in der Alsenstraße (heutigen Karl-Marx-Straße) um 1910 (Archiv UGVP)



Abb. 9: Wohltätigkeitskonzert für erblindete Krieger am 29. Juli 1915

Da sich die Versorgungslage auch an der Heimatfront immer weiter zuspitzte rief man die Prenzlauer Bürger am 19. Juli in der Prenzlauer Zeitung dazu auf, für die vollen Lazarette der Stadt Fruchtsäfte, alkoholfreie

¹⁹ Prenzlauer Zeitung vom 11.7.1915.

Getränke, Mineralwasser, Bier in Flaschen, saure Bonbons, Zigaretten, Zigarren, Tabak, Tee, Zucker, Keks, Postkarten, Briefpapier, Bleistifte, Leinwand und Barchend (grober Baumwollstoff) zu Fußlappen zu spenden. Regelmäßig wurde in der Lokalpresse aber auch um Spenden aller Art für die Front gebeten. So rief man selbst die Kleingärtner dazu auf, den Obst- und Gemüseanbau zu intensivieren und Überschüsse an die Lazarette zu geben.²⁰ Die Bauern des Kreises Prenzlau forderte der Vorsitzende des Kreis Ausschusses und stellvertretende Landratsamtsverwalter von Engelbrechten-Ilow dazu auf, nachbarschaftliche Hilfe bei der Ernte zu leisten, da zahlreiche Arbeitskräfte kriegsbedingt fehlen würden.²¹ Wie stark die Versorgungslage zum Teil auch vom Kriegsverlauf abhängig war, geht aus der Mitteilung hervor, dass durch die Wiedereroberung Galiziens keine Eiernot mehr herrsche und nun auch die Versorgung der Stadt mit Leuchtmitteln für die Straßenlaternen gesichert sei, da man wieder ausreichend Petroleumvorräte und Ersatzstoffe wie Spiritus besitze.²² Doch die Knappheit an Nahrungsmitteln und Rohstoffen war dennoch stetig gewachsen. So erklären sich Rezepte und Vorschläge zu alternativen Lebensmitteln und Futter für das Vieh aus der Prenzlauer Zeitung von 1915. Hier wurde z. B. ein Rezept empfohlen, mit dem man, auch wenn man nur Kartoffeln zur Hand hätte, einen schmackhaften Kuchen zubereiten könnte. Andere alternative Vorschläge waren beispielsweise die Mitteilung der Erkenntnis, dass Brennessel-Stängel als Ersatz für Jute zur Textilherstellung verwendet werden könnten. Aufgrund des damals bestehenden Nahrungsmittelmangels wurde schon am 28. Juni 1915 ein Reichsgesetz erlassen, in welchem festgeschrieben war, dass die Abgabe von Mehl- und Backwaren nur noch mit Brotmarken möglich war. Nur wenige Tage später wurde mitgeteilt, dass „unversponnene Schafwolle“ meldepflichtig sei. Bald darauf sollte sich diese Meldepflicht auch auf zahlreiche andere Produkte und selbst Haushaltsgegenstände beziehen, wenn sie als kriegswichtig angesehen wurden. Das betraf insbesondere Buntmetallgegenstände bis hin zu Blitzableitern und Dacheindeckungen, aber auch ganz gewöhnliche Haushaltsgeräte. Selbst Stecknadeln und Druckknöpfe fielen darunter, wenn sie lose verkauft werden würden.²³ Auch die festgelegten und veröf-

²⁰ Prenzlauer Zeitung vom 14.7.1915.

²¹ Prenzlauer Zeitung vom 30.7.1915.

²² Prenzlauer Zeitung vom 27.7.1915.

²³ Prenzlauer Zeitung vom 21.8.1915.

fentlichten Höchstpreise für Kartoffeln oder Aufrufe, wie „Geht sparsam mit Fett um“ konnten die Situation nicht verändern.

Schon bald nach dem Kriegsbeginn wurde in der Prenzlauer Zeitung auch eine erste Opferliste mit 360 aus Prenzlau stammenden bzw. hier ausgebildeten Rekruten veröffentlicht. In den folgenden Kriegsjahren wurden die Namenslisten der für „Gott und Vaterland“ gefallenen „Kriegshelden“ immer länger. Viele der trauernden Angehörigen sahen den Tod der zu- meist jungen Soldaten als wichtige und heldenhafte Tat für das Vaterland. Dies belegen zumindest die Texte der Todesanzeigen, wie z. B.:

„Den Heldentod für sein Vaterland starb am 14. Juli infolge seiner im Osten erhaltenen schweren Verwundung im Wiedner Krankenhaus zu Wien mein inniggeliebter Mann, der treusorgende Vater unserer Kinder, der Kaufmann Franz Gründel Einj. – Freiwilliger im k. k. Inf. Regt. Nr I im Alter von 28 Jahren. Prenzlau, den 19. Juli 1915. Dies zeigt an die tieftrauernde Gattin Berta Gründel und als Kinder Hildegard Gründel und Rudi Gründel.“



Abb. 10: Prenzlauer Zeitung vom 19. Juli 1915 (Stadtarchiv Prenzlau)

Um die Bevölkerung kriegswillig zu halten, bediente man sich überall der modernen Massenmedien. So wurde der am 3. Juli 1915 im Prenzlauer Lichtspielhaus vorgeführte Film „Im Schützengraben“ von der Presse als besonders sehenswert empfohlen. Wenige Tage später lief hier der Film „Stadt der Verwundeten“.²⁴

²⁴ Prenzlauer Zeitung vom 18.7.1915.

Lichtspielhaus. Monopol-Theater.

Sonabend, den 9. Sonntag, den 10. Sonabend, den 9. Sonntag, den 10.

Welt über dem Niveau
zahlreicher Kriegsfilms steht der jetzt neu erscheinende

Der Krieg u. Mutterliebe.

3 Akte. Eine Episode aus der Winterschlacht an den maurischen Seen. 3 Akte.
Hauptdarsteller:
Leutnant von Hartwig Herr Alexander vom Kleinen Theater.
Dames Mutter Frau Köhler vom Residenz-Theater.
Ferner:

Das Nachtbackverbot.
Eine Humoreske aus erster Zeit in 3 Akten. — In der Hauptrolle das Berliner Original Albert Feullig.

Außerdem: Die neuesten Aufnahmen vom Kriegsschauplatz. Das Okertal im Harz. Bilder aus Thüringen. Kino-Kriegsberichte.

Neu! Hindenburg im Felde. Neu!
Das erste mal, dass sich der Feldmarschall hat filmen lassen.

<p>Lichtspielhaus. Beginn der Vorstellungen am Sonabend um 8 und 10 Uhr, Sonntag von 9 Uhr an ununterbrochen. Vorstellung bis 11 Uhr. Preise der Plätze: 2. Platz 30 Pf., 1. Platz 40 Pf., Sperrpreis 20 Pf.</p>	<p>Monopoltheater. Beginn der Vorstellungen am Sonabend um 9,5 Uhr, Sonntag von 9 Uhr an ununterbrochen. Vorstellung bis 11 Uhr. Preise der Plätze: 2. Platz 30 Pf., 1. Platz 40 Pf., Sperrpreis 20 Pf.</p>
---	--

Sämtliche Militäre (auch mit Dienstgrad) ermäßigte Preise.

Abb. 11: Anzeige für den in Prenzlau gezeigten Film „Krieg und Mutterliebe“ aus der Prenzlauer Zeitung vom 10.10.1915 (Stadtarchiv Prenzlau)

Der 1. August 1915 begann in Prenzlau mit einem Gedenkgottesdienst zum 1. Jahrestag des Kriegsbeginns verbunden mit einem „Dank für die bisherige Hilfe Gottes“.²⁵ Nur wenige Wochen später läuteten am 27. August 1915 in Prenzlau alle Glocken zur Mittagszeit aus Anlass der Einnahme der Festung Brest-Litowsk. Die Stadt hatte reichen Flaggenschmuck ange-

legt und der Unterricht in den Schulen fiel aus, wie die Prenzlauer Zeitung einen Tag später berichtete. Trotz dieser wohl eher seltenen Positivnachricht erscheint es heute befremdlich, mit welcher Hingabe und Zuversicht ein großer Teil der Prenzlauer in die Zukunft sah bzw. gesehen haben soll.

So wurde am 1. August 1915 die Versammlung des Vereins ehemaliger 64er mit einem Bericht zum bisherigen Kriegsverlauf eröffnet. Der Vorsitzende Feuerhak informierte über die bisher erreichten großen Erfolge und führte u. a. aus: „*Dank erfüllt blicken wir auf unseren obersten Kriegsherrn, den Kaiser, unter dessen Führung wir auf den endgültigen Sieg hoffen dürfen.*“ Die Ansprache endete mit einem begeistert aufgenommenen Hoch auf S. Majestät, den Kaiser, und „*Heil dir im Siegeskranz*“. Feuerhak teilte mit, dass 90 Mitglieder des Vereins im Felde stehen und schon zehn von ihnen fürs Vaterland den „Heldentod“ gestorben seien. Anschließend ergriff Schriftführer Futh das Wort. Er feierte nun in einem Vortrag den Sieger von Tannenberg, Generalfeldmarschall von Hindenburg, indem er ein Lebens- und Charakterbild dieses „Helden“ zeichnete.²⁶

Wie tief der Krieg in das tägliche Alltagsleben eingedrungen war und selbst Kinder und Jugendliche erfasst hatte, zeigt auch die am 11. Sep-

²⁵ Prenzlauer Zeitung vom 29.7.1915.

²⁶ Prenzlauer Zeitung vom 6.8.1915.

tember 1915 in der Prenzlauer Zeitung veröffentlichte Mitteilung, dass die Jugendkompanie des Prenzlauer Gymnasiums auf dem Stoppelfeld am Kap eine ausgedehnte Anlage von Schützengräben „mit allem Zubehör“ angelegt hätte, die gegen eine Gebühr von 20 Pf. besichtigt werden könnte. Die Einnahmen sollten für die Ausrüstung der Kompanie verwendet werden.

Abb. 12: Junge Frauen besichtigen 1916 in der Kleinen Heide einen Schützengraben, der hier zu Übungszwecken angelegt worden war.

Inzwischen wurden immer mehr Reserven mobilisiert. So fand am 16. September 1915 im Prenzlauer Handwerkerhaus in der Schwedter Straße 6 eine Musterung der früher als „dauernd untauglich“ bezeichneten Personen statt. Nur wenige Monate später gab es am 1. Dezember 1915 Notreifepfahrungen an höheren Lehranstalten der Stadt Prenzlau.²⁷



Um von eigenen Fehlern und Versorgungsengpässen abzulenken, berichtete man mehrfach von ausländischer Spionagetätigkeit. So erschien am 22. Juli 1915 ein Aufruf zur Wachsamkeit, da der „begründete Verdacht (bestehe), dass neuerdings wieder eine lebhaftige Spionage zum Zwecke der Zerstörung der Eisenbahnanlagen, Speicher und Fabriken betrieben wird.“²⁸ Wie groß die soziale Not in Prenzlau spätestens im zweiten Kriegsjahr geworden war belegen Berichte über Kartoffeldiebstähle.²⁹ Zu den Ideen, die man sich zur Abwendung der Versorgungsnot machte ge-

²⁷ Prenzlauer Zeitung vom 24.12.1915.

²⁸ Prenzlauer Zeitung vom 22.7.1915.

²⁹ „Auf einem Acker an der Eisenbahn zwischen der verlängerten Alsenstraße und dem Wege nach dem Gesundbrunnen wurde am 28. d. M. vormittags eine hiesige Frauensperson betroffen, die eine große Menge Kartoffelstauden aus der Erde gerissen und die Kartoffeln in einem mitgebrachten Sack getan hatte. Es handelt sich um Rosenkartoffeln. Die Kartoffeln, etwa $\frac{3}{4}$ Zentner, befinden sich auf der Polizeiwache (...).“ Prenzlauer Zeitung vom 29.7.1915. Prenzlauer Zeitung vom 24.12.1915.

hörten auch Pläne, städtisches Ackerland (u. a. das Gelände hinter dem Wasserwerk, längs des Schäfergrabens) zu parzellieren und an Prenzlauer Bürger für eine geringe Pacht zu vergeben, um dort Obst- und Gemüseanbau zu ermöglichen.³⁰ Weiterhin wollte man vorübergehend genesene Soldaten aus den Lazaretten übergangsweise zur Ernte einsetzen.³¹ In den kommenden Wochen und Monaten überschlugen sich die Mitteilungen über neue Rationierungen und Einschränkungen aller Art.³²

Nachdem auch die Rohstoffvorräte für die Rüstungsindustrie immer knapper wurden begann man zunächst damit, insbesondere Buntmetalle aufzukaufen³³. Für Kupfer und Messing hat die Stadthauptkasse Prenzlau bis zum 27.8.1915 an 794 Einwohner 15.906,60 Mark ausgezahlt.³⁴ Nur wenige Tage später rief man zum Kauf der dritten Kriegsanleihe³⁵ auf, dessen Einnahmen dringend für die Aufbringung der immensen Kriegskosten benötigt wurden. Bei der Kreissparkasse Prenzlau wurden auf die erste Kriegsanleihe 421.000 Mark, auf die zweite 2.100.000 Mark und auf die dritte 3.287.400 Mark gezeichnet. Bei der Stadtsparkasse Prenzlau hingegen wurden auf die dritte Kriegsanleihe 1.218.200 Mark gezeichnet.³⁶ Zusätzlich hatte der Kreistag am 17. Dezember 1915 beschlossen, ein Darlehen je nach Bedarf bis zu 400.000 Mark für kriegswirtschaftliche Aufgaben aufzunehmen.³⁷

Zum Ende des Jahres 1915 führte die Prenzlauer „Bettelakademie“ am 22. Dezember eine kleine Weihnachtsbescherung im Saal der Stadtschule durch. Insgesamt 60 „arbeitsschwache und alte Leute“ und 60 Kinder, darunter 11 bedürftige Konfirmanden, konnten eine Weihnachtsgabe erhalten. Der Vorsitzende, Kaufmann Ehrhardt erinnerte aus diesem Anlass in seiner patriotischen Ansprache an den Krieg:

³⁰ Prenzlauer Zeitung vom 8.8.1915.

³¹ Prenzlauer Zeitung vom 11.8.1915.

³² Ab sofort erfolgt eine Zuteilung von Schmalz auf Marken (100 g pro Kopf und Woche), wie die Prenzlauer Zeitung vom 23.10.1915 berichtet.

³³ Eine Metallabnahmestelle für Bundmetalle befand sich im alten Schauspielhaus am Uckersee.

³⁴ Prenzlauer Zeitung vom 28.8.1915. Bis zum 16.11.15 sollten die Prenzlauer Bürger alle Gegenstände aus Kupfer, Messing und Nickel, die sich in ihrem Hausrat befinden, gemeldet haben, teilte der Magistrat mit. Prenzlauer Zeitung vom 14.11.1915.

³⁵ In Deutschland wurden in der Zeit des Ersten Weltkrieges insgesamt neun Kriegsanleihen ausgegeben, die zusammen 98 Mrd. Reichsmark erbrachten. Eine Kampagne zu einer letzten Kriegsanleihe startete man noch im September 1918.

³⁶ Prenzlauer Zeitung vom 24.9.1915.

³⁷ Prenzlauer Zeitung vom 14.4.1917.

„Verehrte Gäste, liebe Festgenossen! Das Weihnachtsfest ist wieder einmal heran, das Fest des Lichts, der Liebe und des Lebens. Doch leider noch, wie schon vor einem Jahr erbebt die Welt vom Donner der Geschütze; noch immer tobt der Krieg mit seinen Schrecken. Alldeutschland kämpft um die nationalen Güter, um Ehre und Bestand des Vaterlandes, das seine Feinde hass- und neiderfüllt mit allen Kräften zu erschüttern trachten. – „Friede auf Erden!“ klingt der Weihnachtsgruß. Doch fragend blickt das bange Menschenherz zum ewigen Himmel auf. Wie weit liegt, ach! Die Tröstung dieser heiligen Verkündung! Da draußen Tod und Mord, und alles was die Menschen sonst im Weihnachtsfrieden einte, scheint ausgelöscht in hasserfülltem Tun. Wo nun noch Frieden? Und wie darf die Brust noch friedlich atmen, wenn in wildem Rasen in diesem Kriege das vernichtet wird, was jedem Deutschen unvergesslich schien an idealen Gütern dieser Welt? Und doch, die Antwort auf diese bange Frage sie darf uns werden, weil wir deutsch empfinden, ja weil wir deutsche Christen sind im Sinne unseres Lieben Herrn und Heilandes. Er gab uns eine Religion der Kraft, der Liebe, der Erhebung und der Wahrheit, die ist uns Deutschen fest ins Herz geschrieben. Nicht wie in England herrscht bei uns die Lüge, wir heucheln nicht wie jene Inselfüchse und halten Treue, wenn wir sie gelobt, ein rein Gewissen gibt uns inneren Frieden. Wir sind nicht Schuld, dass es zum Krieg kam, wir wollen Frieden; doch der blasse Neid scheelsüchtiger Völker sucht uns zu verderben. Da galt es mit dem Schwerte sich zu gürten, sich fest den Kriegshelm auf das Haupt zu setzen und kraftvoll unseren Feinden zu begegnen. Fürwahr sie haben unsere Kraft gespürt! Doch viele, viele unserer tapferen Helden verbluteten im Kampf fürs Vaterland. Wir denken ihrer stets mit Dank und Liebe. – Und wenn in diese frommen Weihnachtsklänge das herbe Weh von allem Völkerelend hineindringt, wenn die Geister der Erschlagenen vor unserem tränenschweren Blick erscheinen, so rufen sie uns aufwärtsweisend zu: „Geduld!“ auch dafür, deutsche Weihnacht im freien deutschen Reich euch zu erhalten floß unser Blut; ihr dürft mit reiner Stirn die Hände und die Herzen aufwärts heben zum höchsten Gott. Darum wendet wieder froh den Blick den hellen Weihnachtskerzen zu mit heißem Dank für Gottes gnädige Führung. Geduld! einst kommt ein Tag voll Siegesprangen, seid dann bereit, ihn würdig zu empfangen.“³⁸

³⁸ Prenzlauer Zeitung vom 24.12.1915.

Die Geduld des Volkes war eigentlich schon lange vorbei. Mit jedem Kriegsjahr verschlechterten sich die Bedingungen an der Front und in der Heimat. Der Geldbedarf des Staates wuchs unaufhörlich. Die Reserven waren erschöpft. Da erscheint der am 30. Juli 1916 im Uckermärkischen Kurier veröffentlichte Aufruf: „Verkauft eure goldenen Schmucksachen an das Reich! Das Vaterland bedarf ihrer!“ wie ein Offenbarungseid. Selbst auf kommunalpolitischer Ebene zeigte sich der Einfluss des Krieges. So erinnerte der Uckermärkische Kurier in seiner Ausgabe vom 28. Oktober 1916 an den Burgfrieden, der auch bei den bevorstehenden Kommunalwahlen geachtet werden sollte. Es wurden also „unpolitische“ Wahlen gefordert, für die man an das patriotische Ehrgefühl appellierte. An Letzteres hat man sicher auch gedacht, als man die Prenzlauer in derselben Ausgabe des Kuriers an die Abgabepflicht von Bierglas- und Bierkrugdeckeln aus Zinn erinnerte.

Noch im Oktober 1916 gab es den so genannten „Butterkrawall“ in Prenzlau. Dies war eine Demonstration von etwa 200 Arbeiterfrauen gegen Schiebergeschäfte, die von der Polizei mit Gewalt aufgelöst worden war. Drei Frauen wurden wegen Landesaufruhr angeklagt und erhielten drei bis fünf Monate Gefängnis. Die soziale Not in den deutschen Städten wurde immer größer. Die Lebensmittel reichten zur Versorgung der Zivilbevölkerung nicht mehr aus. Trotzdem gab es immer wieder Sammlungen und Benefizveranstaltungen für die Frontsoldaten. So stellte man in Prenzlau den „eisernen Roland“ auf.³⁹

Am 3. November 1916 fand in der Aula des „Städtischen Gymnasiums zu Prenzlau“ mit besonderer Genehmigung des Garnisonältesten, Herrn Oberleutnant Haering, ein Konzert „zum Besten der Weihnachtsbescherung der Verwundeten und Kranken in den hiesigen Lazaretten“ statt. Bereits wenige Tage später gab es ein großes Sinfonie-Konzert zur „Beschaffung von Weihnachtsliebesgaben für die im Felde stehenden Truppen des Regiments 207“ im Prenzlauer Handwerkerhaus.⁴⁰

³⁹ Hierbei handelte es sich eigentlich um einen Roland aus Holz, der für Spenden mit Eisennägeln beschlagen werden konnte. Der Erlös sollte den Frontsoldaten zugute kommen. Uckermärkischer Kurier vom 28.10.1916.

⁴⁰ Uckermärkischer Kurier vom 28.10.1916.



Abb. 13: „Reservelazarett Prenzlau Schützenpark“ (Archiv UGVP)



Abb. 14: Reservelazarett im Kurgarten (Archiv UGVP)



Abb. 15: Krankenzimmer im Hauptlazarett Alsenstraße (Archiv UGVP)



Abb. 16: Verwundete Soldaten mit einigen Krankenschwestern vor dem Hauptlazarett in der Alsenstraße (Archiv UGVP)

Anlässlich seiner 50-Jahrfeier rief dann der „Vaterländische Frauen-Verein“ am 11. November im Uckermärkischen Kurier auf:

„Setzt uns durch reichliche und warmherzige Gaben in den Stand, den auch in unserem Kreis Prenzlau immer noch wachsenden Aufgaben gerecht zu werden. Was unsere Männer, Söhne und Brüder für uns an der Front leisten können wir ihnen nie genug danken. Was sie im Trommelfeuer an der Somme, im Schneesturm der Karpaten, in den eisigen Wassern der Nordsee, in der Luft über den britischen Abwehrkanonen erdulden, können wir ihnen nicht abnehmen. Aber wo wir Heilung und lindernde Hilfe spenden können, da sollen wir es freudigen Herzens tun. Laßt uns dem Heer der Kämpfer in Feindesland an die Seite stellen ein Heer Fürbittender und Opferwilliger in der Heimat! (...)“⁴¹

Der viel zitierte Ausspruch „Kanonen statt Butter“⁴² passt eigentlich sehr gut auch auf den Ersten Weltkrieg. So berichtete der Uckermärkische Kurier am 29. Oktober 1916, dass der zu beanspruchende Fettanteil für die kommende Woche auf 62,5 Gramm, der Butteranteil auf 125 Gramm und der zu verabreichende Fleischanteil auf 150 Gramm pro Kopf festgelegt sei. Wenige Wochen später forderte die Zeitung seine Leser auf, in diesem Jahr noch sparsamer mit Fett, Seife und Weihnachtskerzen umzugehen. Braten könne man beispielsweise auch ohne Fett. Insgesamt erscheinen die Sparvorschläge, die man den Hausfrauen in diesen Jahren unterbreitete, sehr abenteuerlich.



Abb. 17: Kohlenzusatzkarte für den Winter 1917/1918⁴³

⁴¹ Uckermärkische Kurier vom 11.11.1916.

⁴² Dieser, vermutlich von Herman Göring 1935 geprägte, Ausspruch bezieht sich auf die Fettknappheit im Dritte Reich.

⁴³ Lebensmittelmarken und andere Bezugsscheine, Rep. 8 Stadtarchiv Prenzlau 717, Erinnerungsstücke aus der Kriegswirtschaft 1915–1921.

Weiterhin belastete die immer stärker werdende Inflation die Bevölkerung. Es fehlte nach wie vor an kriegswichtigen Rohstoffen. Deshalb wurden sogar Teile des Kupferdaches der Marienkirche für Kriegszwecke demontiert. In einer weiteren amtlichen Bekanntmachung wird über den Kohlenmangel berichtet, der dazu zwingt nur kleine Mengen abgeben bzw. verkaufen zu können. Der Hunger und die ständig steigenden Lebenshaltungskosten brachten die Bürger zur Verzweiflung. Die Versorgungslage gestaltete sich in den deutschen Gemeinden von Tag zu Tag schwieriger. Die an die „Kriegsfrauen“ ausbezahlten Almosen reichten schon lange nicht mehr aus, die Familien satt zu bekommen. So berichtete der Uckermärkische Kurier über verschiedene Beschwerden die eingegangen seien, da die Kartoffelmengen in der Kriegsküche zu klein seien. Abhilfe wurde zugesichert. Jedem stünden 250 Gramm Kartoffeln täglich zu. Der Speiseplan der Kriegsküche, die sich im alten Schauspielhaus befand, wurde regelmäßig in der Lokalpresse veröffentlicht.⁴⁴

Dass sowohl Arbeitskräfte als auch Soldaten fehlten, erkennt man an dem noch im Dezember erlassenen „Gesetz über den Vaterländischen Hilfsdienst“. Es unterstellte alle Männer zwischen dem 15. und 60. Lebensjahr einer militärischen oder zivilen Dienstpflicht.⁴⁵

Auch das dritte Kriegsweihnachtsfest des Jahres 1916 brachte keine Entspannung. Als die Prenzlauer Bettelakademie erneut im Stadtschulsaal eine Weihnachtsfeier für Bedürftige der Stadt veranstaltete, ergriff der Vereinsvorsitzende der Bettelakademie, der Kaufmann Erhardt, das Wort und sagte: *„Gott wird uns den Sieg verhelfen, wenn es auch noch aushalten heißt, bis der feindliche Wille gebrochen ist. Wir müssen unerschütterlich auf Gott sehen, der uns in dieser ernsten Zeit läutern will zu seinem Werkzeug unter den Völkern der Erde. Darum sollen wir uns demütig unter den Geist stellen, der Menschen stark macht, weil er der Geist der Kraft, der Zucht und der Liebe ist. (...)“*⁴⁶

Das nächste Jahr forderte noch größere Opfer von den Bürgern. Die Prenzlauer Zeitung berichtete am 8. Februar 1917, dass es Erhöhungen der Schlachtgebühren sowie der Gas- und Elektrizitätspreise geben wird.

Das Durchhaltevermögen glaubte man offenbar mit „Filmwerken“ über die heldenhaften Taten der deutschen Soldaten stärken zu können.

⁴⁴ Uckermärkischer Kurier vom 16.12.1916.

⁴⁵ Uckermärkischer Kurier vom 5.12.1916.

⁴⁶ Uckermärkischer Kurier vom 24.12.1916.

So zeigte man in den Prenzlauer Kammerlichtspielen am 9., 10. und 12. März den Film „Die Schlacht an der Somme“ mit „amtlich militärischen“ Filmaufnahmen, die vor und während eines Sturmangriffs entstanden seien. Am gleichen Tag wurde in Prenzlau das „Filmkunstwerk: Das einsame Grab“ gezeigt.⁴⁷

Zeitgleich gingen neue Ablieferungsforderungen ein. Nun betraf es sogar private Fahrräder und Bereifungen, die man für Kriegszwecke einzog. Selbst Nickel- und Kupfermünzen wurden für Kriegszwecke eingezogen und durch Eisen-, Zink- oder Aluminiummünzen ersetzt.

Da die Kinder besonders zu den Leidtragenden des Krieges gehörten, rief die Prenzlauer Zeitung indirekt dazu auf, die Jugend aufs Land zu schicken, wo die Versorgungslage noch etwas besser sei. Dafür wolle sich auch der in Prenzlau ansässige Vaterländische Frauenverein einsetzen. Andererseits waren es immer wieder auch Kinder, die erfolgreich um Spendengelder warben. So erbrachte eine Sammlung der Schülerinnen des Städtischen Lyzeums und Oberlyzeums für die Hinterbliebenen der Gefallenen in Prenzlau 2.612,86 Mark.⁴⁸ Auf den Kreistagsitzungen wurden u. a. auch die Höhe der Kriegs-Familienunterstützung und die für kriegswirtschaftliche Aufgaben beschlossen. So seien 1917 insgesamt 3.730 Mark für Unterstützungen und 33.600 Mark für die Armenverwaltung ausgegeben worden.⁴⁹

Auch die Kriegsgefangenen würden korrekt versorgt werden. So machte der Prenzlauer Magistrat darauf aufmerksam, dass die Kriegsgefangenen bei der Versorgung genauso behandelt werden wie Schwerarbeiter, „dass sie also als Grundsatz wöchentlich drei Pfund Brot erhalten“.⁵⁰ Doch schon bald danach kam die Mitteilung, dass die Brotrationen verkleinert werden mussten. Dazu wurde aus Berlin geschrieben: „*Mit Bewunderung hat die Welt gesehen, mit welcher beispielloser Opferfreudigkeit das deutsche Volk alle Entbehrungen, alle Opfer des Krieges getragen hat. (...)*“⁵¹

Die kurz darauf veröffentlichte Anweisung, dass „die Heimsendung von Lebensmitteln aus dem Felde bis zu 5 Kilo erlaubt, die Hinaussendung ver-

⁴⁷ Ankündigung im Uckermärkischen Kurier vom 18.2.1917.

⁴⁸ Prenzlauer Zeitung vom 29.3.1917.

⁴⁹ Der Gesamtetat sah Ausgaben und Einnahmen in Höhe von jeweils 573.500 Mark vor. Prenzlauer Zeitung vom 8.5.1917.

⁵⁰ Prenzlauer Zeitung vom 17.4.1917.

⁵¹ Prenzlauer Zeitung vom 17.4.1917.

boten!“ sei, mag dann vielleicht auch nicht mehr verwundern. Offenbar war die Versorgungslage im Felde inzwischen besser als an der Heimatfront.⁵²

Ungeachtet dieser ganzen Misere verabschiedet der Kreistag eine Grußbotschaft an den Kaiser. Das Huldigungstelegramm trägt folgenden Wortlaut: *„An Seine Majestät den Kaiser und König im Großen Hauptquartier. Euere Majestät bittet der versammelte Kreistag des Kreises Prenzlau, die erneute Versicherung der unwandelbaren Treue zu dem geliebten Hohenzollernhause und dem Deutschen Vaterlande huldvollst entgegenzunehmen. Mit dem ganzen deutschen Volke sind wir bis zum letzten Mann entschlossen, unseren Brüdern im Kampfe zur Seite zu stehen trotz aller Entbehrungen in unermüdlicher Arbeit und treuem Ausharren bis zum Siege. Unerschüttert ist unser Vertrauen, daß unter Euerer Majestät Führung Deutschland einen den schweren Opfern an Gut und Blut entsprechenden Frieden, der seine Zukunft fest sichert, erstreiten wird. Der Kreistag des Kreises Prenzlau. Der Vorsitzende des Kreis Ausschusses, stellv. Landratsamtsverwalter. Von Engelbrechten-Ilow.“*⁵³

Die Unterwürfigkeit und der Glaube an einen noch zu gewinnenden Krieg widerspiegeln sich auch in den in Prenzlau gehaltenen Reden des konservativen Vereins. Hier hielt der Landtagsabgeordnete Landgerichtspräsident Delbrück einen Vortrag zur politischen Lage. In der sich an die Rede anschließenden Aussprache stellten die Mitglieder heraus, dass sie in dem von den Sozialdemokraten angestrebten Verzichtfrieden eine besondere Bedrohung sehen. *„Sie geben ihrer Entrüstung Ausdruck über die landesverräterische Veranstaltung von Streiks in kriegswichtigen Betrieben. Sie legen auf das Entschiedenste Verwahrung ein, gegen die Untergrabung der Kronrechte und gegen die Einführung des parlamentarischen Regierungssystems, durch welche alles gefährdet werden würde, was eine ruhmvolle Vergangenheit aufgebaut hat. Sie vertrauen fest auf das Hindenburgwort, daß unsere Kriegsziele sich gewißlich der gebrachten Opfer würdig erweisen würden, weil dafür uns der feste Wille Sr. Majestät, unseres Allernädigsten Kaisers, Königs und Herrn bürge. Und sie geloben fest entschlossen, sich der Zeit würdig zu erzeigen, alle Klagen und Verstimmungen zu verbannen und ein jeder an seinem Platze zu tun, was das Vaterland erwartet. Diese Entschließung wurde mit allen gegen zwei Stimmen angenommen.“*⁵⁴

⁵² Prenzlauer Zeitung vom 4.5.1917.

⁵³ Prenzlauer Zeitung vom 22.5.1917.

⁵⁴ Prenzlauer Zeitung vom 3.6.1917.

Natürlich darf man, wenn man auf die Auswirkungen eines Krieges eingeht, nicht die Todesopfer vernachlässigen, welche es in diesem Krieg mehr als genug gab. Insgesamt starben im I. Weltkrieg 630 Prenzlauer.⁵⁵ Einer von ihnen war der Gymnasiast Otto Müller⁵⁶, der am 9. Oktober 1915 in Semendria, Serbien, kurz vor seinem 19. Geburtstag starb, was aus einer an ihn adressierten Postkarte⁵⁷ ersichtlich wird, die seine Mutter Frieda Müller an ihn verschickte. Diese Karte ist dann jedoch erst fünf Tage nachdem Otto bereits auf dem Feld gefallen war angekommen. Die Mutter hat damit vermutlich eine Geburtstagskarte an ihren bereits verstorbenen Sohn geschrieben. Das war sicher kein Einzelfall. Oft erfuhren die Angehörigen erst Wochen oder Monate später vom Tod ihrer Söhne.

Das Ende des Krieges und die unmittelbare Nachkriegszeit

Wenige Tage vor dem Kriegsende wurde am 7. November 1918 unter Führung von Oberbefehlsleutnant Hering ein aus vier Prenzlauer Kompanien bestehendes Bataillon zusammengestellt, das die Unruhen in Berlin unterdrücken sollte, die es hier schon vor dem Beginn der Novemberrevolution gab. Doch noch vor seiner Ankunft in der Reichshauptstadt wurde es von Revolutionären entwaffnet. Zahlreiche Soldaten stellten sich auf die Seite der revolutionären Arbeiter. Im Ergebnis dieser Revolution wurde das deutsche Kaiserreich gestürzt und in eine Republik verwandelt. Die allgemeine Kriegsmüdigkeit und die immer größer werdende soziale Not sowie die offenen Missstände in Wirtschaft und Verwaltung hatten zu einer Mobilisierung der Massen geführt. Der eigentliche Anlass dieser Revolution, die den Kaiser am 9. November zum Thronverzicht zwang, war die Verweigerung der Matrosen in Wilhelmshafen und Kiel. Nun bildeten sich Arbeiter- und Soldatenräte, die es am 19. Dezember 1918 schafften, die Forderung nach einer parlamentarischen Demokratie durchzusetzen.

⁵⁵ Vgl. dazu die Liste der Gefallenen des I. Weltkrieges aus dem Stadtarchiv Prenzlau unter: http://www.denkmalprojekt.org/dkm_deutschland/prenzlau_archiv_wk1_brb.htm.

⁵⁶ Kegel, Gerhard: Eine Mutter schreibt 1915 an ihren toten Sohn, in: Uckermärkische Hefte Bd. 1, S. 187–189.

⁵⁷ Zur Anzahl der verschickten Feldpostkarten fand der Autor in der Prenzlauer Zeitung vom 3. August 1915 den folgenden Hinweis: „Vier Milliarden Feldpostbriefe hat die deutsche Feldpost bis jetzt im ersten Kriegsjahr befördert. Nach Mitteilung aus amtlichen Quellen sind nach der Front aus dem Deutschen Reich durch die heimischen Feldpoststellen von August 1914 bis Ende Juli 1915 rund 2,4 Milliarden Feldpostbriefe befördert worden, Im Felde wurden etwa 1,6 Milliarden aufgegeben.“

Auch in Prenzlau wurde in der Nacht vom 9. zum 10. November 1918 ein Aufstand vorbereitet. In den Morgenstunden des 10. Novembers wurden etwa 250 gefangene Soldaten freigelassen, die zuvor z. T. als Deserteure verhaftet worden waren. Allein im Gerichtsgefängnis waren etwa 75 inhaftierte Militär-Untersuchungsgefangene, die sich am 10. November selbst befreiten und anschließend bewaffneten. Ein Soldat namens Wiwartzky hatte die Führung dieser Truppe übernommen. Inzwischen war auch die Nachricht von der Abdankung des Kaisers nach Prenzlau gelangt. Die Prenzlauer versammelten sich zu einer Großkundgebung auf dem Marktplatz, wo der Zigarrenmacher Richard Schulz zu ihnen sprach. Dem am selben Tag gewählten Arbeiterrat gehörten an: Richard Schulz, Hermann Steinweg (Malermeister) und Ludwig Loose (Zigarrenmacher). Die Verbindung zu den Soldaten wurde hergestellt und der Arbeiterrat zum „Arbeiter- und Soldatenrat“ erweitert. Dieser sollte „Ruhe und Ordnung“ wieder herstellen und helfen, die Versorgungsprobleme der Bevölkerung zu lösen.⁵⁸

Bereits 1917 kam es auch in Prenzlau zur Gründung einer Ortsgruppe der USPD, die sich als linker Flügel der SPD abgespalten hatte. Gründungsmitglieder waren: Ernst Winter (späterer Vorsitzender), Friedrich Berg, Richard Steinweg, Wilhelm Hartwig und Helene Hartwig. Das Parteilokal war in der Schulzenstraße, wo im September 1919 dann auch die Gründung einer Ortsgruppe der KPD erfolgte⁵⁹. Dieckmann wurde als Vorsitzender, Gustav Schmidt als Kassierer und Max Ritter als Beisitzer dieser radikalen linken Partei gewählt.

Im Januar 1919 schlossen sich unter der Leitung von Major Osterroht auch in Prenzlau die verbleibenden Soldaten zu Freikorpsverbänden zusammen. Sie wurden nach Potsdam verlegt, um dort gegen die aufständischen Arbeiter eingesetzt zu werden.

Nachdem man mit der Umsetzung des Versailler Vertrages die Freikorpsverbände in ganz Deutschland auflöste, hatten sich Teile des Prenzlauer Regiments im Februar 1919 zum Grenzschutz im Freiwilligen-Bataillon Osterroht zusammengeschlossen.

⁵⁸ Theil, Jürgen: Prenzlauer Stadtlexikon und Geschichte in Daten. Arbeiten des Uckermärkischen Geschichtsvereins zu Prenzlau e.V., Prenzlau 2005, S. 131.

⁵⁹ Das Haus wurde 1988/89 abgerissen. Die hier angebrachte Gedenktafel ist verschwunden. Als Gründungsstätte der Prenzlauer Ortsgruppe der KPD wird im 1970 erschienenen Stadtführer (S. 34) eine Gaststätte Lemke (Schulzenstraße, heute Heinrich-Heine-Straße) genannt.

Deutschland war nach dem Ersten Weltkrieg beinahe bankrott und hatte hohe Kriegsentschädigungen an die Siegermächte zu zahlen. Als am 5. Dezember 1919 Richard Kunze (DNVP⁶¹) bei einem Vortrag in Prenzlau über den „Staatsbankrott“ sprach, fanden sich zahlreiche Zuhörer ein. Die Stimmung in Deutschland war auf dem Tiefpunkt. Das Geld reichte nicht einmal aus, um den zurück kehrenden Soldaten ihr Entlassungsgeld zu geben. Ja es fehlte sogar das Geld für eine notdürftige zivile Einkleidung der Heimkehrer, wie das folgende Schreiben von August Bax belegt:

„Ich bin Kriegsbeschädigt, habe das linke Bein verloren und habe bei meiner Endlassung weder Anzug noch Endlassungsgeld bekommen. Ich bitte daher dringend mir einen Anzug und das Endlassungsgeld zukommen zu lassen da ich es sehr nötig habe.

Artur Bax“

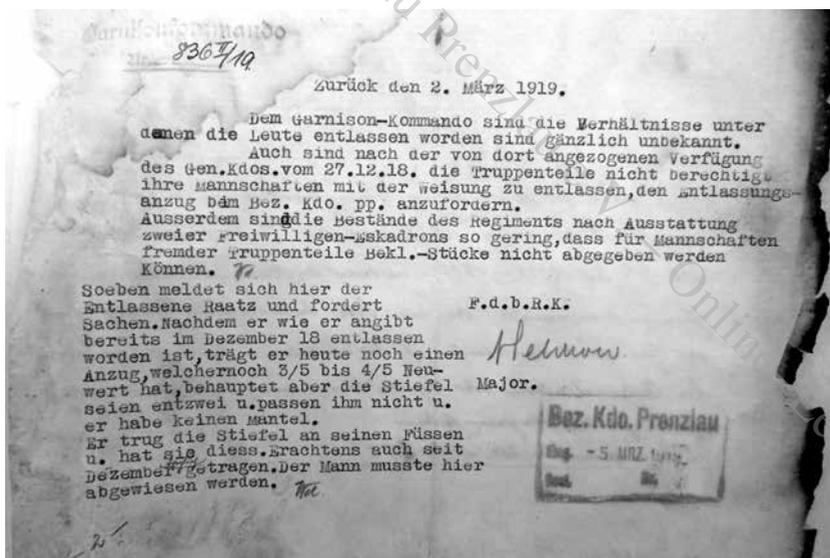


Abb. 19: Probleme bei der Demobilisierung und Wiedereingliederung der Soldaten⁶²

Um der ständig steigenden Inflation zu begegnen, gaben die deutschen Städte vermehrt so genannte Notgeldscheine heraus. Bereits im November

⁶¹ Die Deutschnationale Volkspartei wurde 1918 gegründet und bestand bis 1933.

⁶² Stadtarchiv Prenzlau, Erster Weltkrieg, Akten zur Demobilisierung, V 3543/S/1-4 und V 3554/S.

1917 hatte der Prenzlauer Landrat von Heyden vom Regierungspräsidenten aus Potsdam ein Telegramm erhalten, in dem es heißt: „Die Ausgabe von Kreisnotgeld bis zur Höhe von zweieinhalb Millionen Mark lasse ich, falls die Ausgabe in solcher Höhe erforderlich erscheint, zu.“ Der Kreistag genehmigt dann kurze Zeit später die Ausgabe von 50 und 20 Mark-Scheinen in Höhe von 2,5 Millionen Mark als Notgeld. Die Umlaufzeit des Notgeldes war bis zum 1. Juli 1919 beschränkt.⁶³

Die Erinnerungskultur

Insgesamt starben im Ersten Weltkrieg circa 9 Millionen Soldaten und auch zahlreiche Zivilisten. Allein die Stadt Prenzlau beklagt 630 Kriegstote⁶⁴. Auf Ehrentafeln in Kirchen und auf Kriegerdenkmälern wird noch heute an die „Helden“ des Ersten Weltkrieges erinnert.

Doch der im Kaiserreich geschürte Hass gegen die Nachbarvölker, insbesondere gegen Frankreich, war noch lange nicht erloschen. Im Gegenteil, nach dem Versailler Frieden verstärkte er sich sogar. So veröffentlichte die Prenzlauer Zeitung und Kreisblatt am 7. März 1920 den folgenden Aufruf:

„Kriegsgefangene. Ehemalige Feldgraue jeden Dienstgrades ohne Rücksicht auf die Parteizugehörigkeit! Sendet sofort Selbsterlebnisse von französischen Schandtaten auf dem Schlachtfeld, im Gefangenenlager, in Lazaretten, möglichst eidesstattlich versichert vor einer Amtsperson,



Abb. 20: Kriegerdenkmal

⁶³ Prenzlauer Zeitung vom 27.11.1917. Notgeldscheine aus dieser Zeit befinden sich sowohl im Prenzlauer Museum als auch im Archiv des Uckermärkischen Geschichtsvereins.

⁶⁴ http://www.denkmalprojekt.org/dkm_deutschland/prenzlau_archiv_wk1_brbr.htm.

lesbar geschrieben, mit Angabe von Ort und Zeit, mit Nennung aller Namen und Truppenteile, möglichst auch der feindlichen, an Ltnt. D. Res. Wegner, Prenzlau, Grüne Apotheke.“

Um an die „mutigen Taten“ der verstorbenen Soldaten der Kriegsjahre 1914–1918 zu erinnern wurden fast überall in Deutschland, und natürlich auch in brandenburgischen Städten, Denkmäler errichtet, die zumeist durch die Unterstützung lokaler Kriegervereine oder privater Spender entstanden.

Auch in Prenzlau wurde am 21. September 1924 nach drei Jahren Bauzeit ein solches Denkmal eingeweiht. An der Einweihung nahmen unter anderem Vertreter der Stadt und des Kreises, mehrere ehemalige Angehörige des 64er Infanterie-Regiments und zahlreiche Einwohner Prenzlaus teil. Da der für das Denkmal vorgesehene Platz (zwischen Levetzow-Weg und Seeweg) nicht genug Raum umfasste, leitete der Berliner Gartenarchitekt Kruepper die Umgestaltung des gesamten Areals ein, die mit erheblichen Erdarbeiten verbunden war. Tausende von Kubikmetern Erde mussten bewegt werden. Das von Professor Fritz Klimsch gestaltete 4,75 Meter hohe Kriegerdenkmal wurde auf einem dreieckigen Muschelkalk-Sockel errichtet. Auf ihm loderte eine Flamme, aus der sich die Gestalt eines nackten Jünglings hervorhob, der in der rechten Hand einen kurzen Speer trug. Flamme und Jüngling waren in Bronze gegossen. Die Seite des Sockels, welche dem Uckersee zugewandt war hatte die Inschrift: „Herr mach‘ uns frei! Den 3800 gefallenen Kämpfern des Brandenburgischen Infanterie-Regiments Nr. 64 Prinz Friedrich Karl. 1914–1918.“ Die Sockelseite, welche dem Lewetzow-Weg zugewandt war, hatte die Widmung: „Den gefallenen Söhnen aus Stadt und Kreis Prenzlau“. Eine dritte Seite enthielt des Weiteren die Inschrift: „Reserve Infanterie-Regiment 207 seinen gefallenen 2410 Kameraden“. ⁶⁵ Ursprünglich jedoch sollten alle Namen der Todesopfer eingraviert werden. Dieser Plan konnte aber nie in die Tat umgesetzt werden, da die schon herrschenden Inflationsjahre fast alles Gesparte verschlungen hatten und somit die finanziellen Mittel für ein derart ambitioniertes Projekt fehlten. Dennoch konnte ein eindrucksvolles Denkmal errichtet werden, das jedoch während der 1950er Jahre zerstört wurde. Über das genaue Schicksal des Denkmals ist bis heute nichts be-

⁶⁵ Theil, Jürgen: Geschichte vor Ort: Kriegerdenkmäler als fester Bestandteil der Erinnerungskultur oder als anstößige Überbleibsel des preußischen Militarismus? In: Geschichte und Geschehen. Friedensmodelle und Friedensverträge, Stuttgart 2006, S. 57f.

kannt. Auf den alten Fundamenten des Kriegerdenkmals wurde 1970 ein Ehrenmal für die Opfer des Faschismus errichtet.⁶⁶

Des Weiteren existieren noch heute Grabsteine von Gefallenen dieses Krieges, wie beispielsweise fünf Grabsteine auf dem jüdischen Friedhof in Prenzlau. Es sind die Gräber von Isidor Horwitz, Hugo Jacobsohn, Ernst Jacoby, Leopold Simon und von Martin Steinberg.⁶⁷

Im Prenzlauer Stadtpark befindet sich weiterhin ein Gedenkstein für die im Krieg gefallenen Seminaristen, die im Lehrerseminar ausgebildet und ebenfalls vorzeitig eingezogen worden waren. Die Inschrift lautet: „DEN IM WELTKRIEGE GEFALLENEN BRUEDERN. DIE EHEMALIGEN ANGEHOERIGEN DES PRENZLAUER LEHRERSEMINARS“



Abb. 21: Erinnerungstein für die gefallenen Seminaristen



Abb. 22: Das Prenzlauer Kriegerdenkmal mit einer Tafel „Zum Gedenken der Opfer des I. und II. Weltkrieges“

⁶⁶ ZEITSPUREN. Spaziergänge durch Prenzlau. Militärgeschichte, Prenzlau 2001.

⁶⁷ Prskawetz, Dieter: Prenzlauer Straßennamen und Gedenkstätten aus der Geschichte der Arbeiterbewegung und des Widerstandskampfes, Prenzlau 1977, S. 34. und http://www.denkmalprojekt.org/dkm_deutschland/prenzlau_jued_frdh_wk1_brb.htm.

Und schließlich wurde nach 1990 eine Gedenktafel für die Opfer der beiden Weltkriege am Prenzlauer Kriegerdenkmal angebracht, das 1877 für die Gefallenen im Deutsch-Französischen Krieg errichtet worden war.

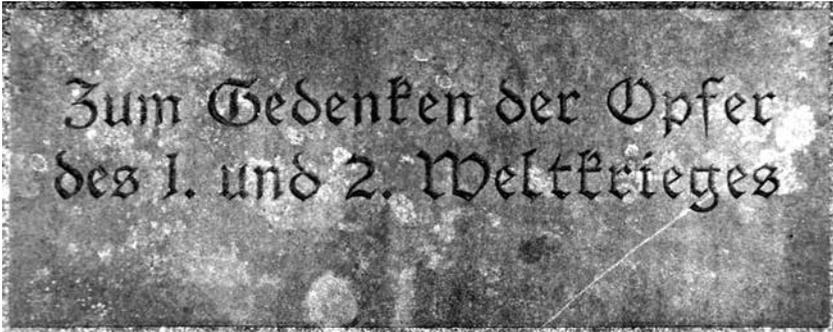


Abb. 23: Tafel am Kriegerdenkmal 1870/71

Die 1921 in der Marienkirche eingeweihte Tafel, die an die Opfer des Ersten Weltkrieges erinnern sollte und die Namen von 126 „Kriegern“ trug, ist in den letzten Kriegstagen des Zweiten Weltkrieges zusammen mit dem Kircheninventar verbrannt.

Aber auch in vielen Dörfern des Kreises Prenzlau und der Uckermark wurde bzw. wird in irgendeiner Form der Kriegstoten der beiden Weltkriege gedacht. Geändert hat sich bei diesem Gedenken, dass man heute nicht mehr von „Helden“ spricht, die für „Gott und Vaterland“ ihr junges Leben ließen sondern von „Opfern“. Und das ist auch nachvollziehbar, denn die wenigsten von ihnen hatten wohl eine Wahl, ob sie in den Krieg ziehen.

In den Transylvanischen Alpen

Alfred Hinrichs (†), Prenzlau

Alfred Hinrichs (03.05.1896–21.11.1977), bekannter Prenzlauer Heimatforscher und Museumsleiter, hielt vom 1. November 1914 bis zum 31. Dezember 1920 für jeden Tag seinen Aufenthaltsort fest und führte 1916 für einige Wochen ein ausführliches Kriegstagebuch. Das Tagebuch gehört zu den wenigen bekannten Kriegsschilderungen einfacher Soldaten im I. Weltkrieg und durfte hier mit freundlicher Genehmigung seines Sohnes Wilfried Pinnow, Prenzlau, angedruckt werden.

1. Vulcanpass

Gleich nach Ausbruch des Krieges mit Rumänien kamen wir (187. JD = Infanteriedivision) nach Neubreisach von Dessenheim (Elsass), wo wir in Ruhe lagen, zum Verladen (30.8.1916) und am 3.9.16 in Băuticisca (Ungarn) an. Dort blieben wir bis zum 7.9.16 und plünderten während dieser Zeit die gesamten Obstbäume, am reichlichsten Pflaumen. In großen Märschen kamen wir in den nächsten Zeiten nach St. Andreas, Broos, Alvincz, Federwisch und Puji. Letzteres war die letzte Station vor der Stellung, ein Ort von ca. 1000 Einwohnern. Hier wurden wir von einem deutschen Gastwirt aufs freundlichste empfangen, der für uns seine letzten Vorräte aus dem Keller holte. Am 14.9.16 rückten wir nach vorn in die in 7 Kilometer entfernt liegende „Stellung“. Auf dem Wege dahin trafen wir nur sehr wenige Österreicher, denn die meisten sollten vor den Rumänen geflohen sein. Als Anmarschstraße benutzten wir die tief eingeschnittene Eisenbahnlinie, und in dieser langen Schlucht bekamen wir auch schon das erste Feuer von den feindlichen Schützen, die uns wohl bemerkt haben mussten. Jedoch waren wir in guter Deckung, so dass uns nur die Ohren von den scharfen Einschlägen der Gewehrkugeln summten. Ein gefährlicher Augenblick war das Überklettern der gesprengten Eisenbahnbrücke dicht an der rumänischen Feldwache, denn hier hatten wir keinen Schutz.

Nur das es dunkel war, war für Rettung, denn das Bataillon hatte nur 2 Verwundete. Es war keine Kleinigkeit, mit schwergemacktem „Affen“

(*Marschgepäck*), Handgranaten usw. in der Dunkelheit über die Brückenreste hinwegzuklettern. Viele haben dabei auch Bekanntschaft mit dem eiskalten Gebirgswasser gemacht. Hinter dieser Brücke senkte sich das Gelände, und hoch ragte der Bahndamm über das Tal. Mitten im Tal nahe bei dem Dorfe Hatzeg führte ein Straßendurchlass durch den Damm. Hier lag eine rumänische Feldwache, die nach einigen Handgranatenwürfen sich zurückzog. Der hohe Bahndamm wurde nun unserm Batl. als Ausgangsstellung angewiesen. Während der ganzen Nacht bis zum frühen Morgen bekamen wir ca. 4 Stunden lang scharfes Schützenfeuer, so dass man sich gar nicht getraute, über die Gleise hinwegzusehen. Was eigentlich passieren sollte, wussten wir nicht. Ja, nicht einmal die Stellung kannten wir, die um 9 Uhr gestürmt werden sollte. Vor uns sahen wir mehrere bewaldete Höhen. Gegen 9 Uhr ließ das Feuer der Rumänen nach, und wir gingen durch einen Bahndurchlass gegen das Vorgelände vor. Anfangs ging es sehr gut. Wegen unserer Unkenntnis hielten sich an unserer Stelle 5-6 Mann zusammen, da eine Übersicht unmöglich war. Ca. 500 m hinterm Bahnkörper trafen wir auf die ersten verlassenen Schützenlöcher. Hier fanden wir rumänische Fleischkonserven, die sofort geöffnet und stehend mit dem Messer verzehrt wurden, trotzdem wir jetzt wieder stärkeres Feuer bekamen. Auf der Höhe des Berges hatten wir nun den ersten Überblick. Was um uns vorging, war jetzt besser zu übersehen. 700 m vor uns war wiederum eine Höhe (528) auf der nach dem Knall der Schüsse zu urteilen, der Gegner liegen mußte. Erkennen konnten wir vom Graben nichts. Er war wie wir am nächsten Tag sahen, verdeckt und maskiert.

Eine unangenehme Entdeckung war, dass von jetzt ab jeder Strauch und Baum umgeschlagen war und erstens wie ein Astverhau wirkte und zweitens dem Gegner ein gutes Zielfeld bot. Im Grund des Tales war eine 1 m tiefe Schlucht, in der wir schon die ersten unserer Komp. liegen sahen. Nun wurde es gefährlich, denn wir mussten über freiem Gelände bis zur Schlucht vorspringen. Rechts und links konnte man von einem Vorrücken nichts sehen. Interessant war es, wie unsere Kameraden weiter vorne mit ihren großen weißen Flickern auf dem Rücken herumsprangen und sich in die Schlucht vorarbeiteten. Dieser weiße Lappen war mit den Österreichern ein verabredetes Erkennungszeichen, denn man konnte von weitem keinen Österreicher von Rumänen unterscheiden. Um den Wirrwarr noch größer zu machen, hatten die Rumänen weiße Armbinden. Na, Öster-

reicher könnten wir hier kaum treffen, da diese Tapferen, ca. 60 km hinter uns als „Reserve“ waren. In die vorher erwähnte Schlucht kamen wir glücklich hinein, trotzdem wir fürchterlich Feuer bekamen. Wie es ohne jegliche Verwundung für uns möglich war, ist mir heute noch ein Rätsel. Beim Reinrutschen in die Mulde wurde noch ein gefangener Rumäne durch das Bajonett eines Kameraden am Oberarm aus Unvorsichtigkeit verwundet. Es waren die ersten beiden Rumänen die ich sah. Der eben verwundete tat einem leid, denn er hatte schon einen Knöchelschuss und hatte nun kein Verbandszeug mehr. Jedoch wurde er nach einer Stunde von unseren Sanitätern verbunden.

In der Schlucht selbst lagen nun viele von unserer Kompanie. Aber alles bunt durcheinander. Am meisten wunderte mich, hier unser Stabsmäßigen zu finden. Wie Feldwebel Peter dazu kam, weiß ich nicht. Ich glaube aus Neugierde und Abenteuerlust. Er mußte aber nachher wieder zur Bagage und nahm die beiden Gefangenen mit. Aus dieser Vertiefung herauszukommen war fast menschenunmöglich. Diese Schlucht, die nur an der gegnerischen Seite Deckung bot, war von oben her bequem unter Feuer zu halten. Wir lagen auf dicht wie die Heringe zusammen, und jedes Mal, wenn ein Neuer zu uns hereinsprang, sausten die Kugeln wie ein Schwarm Bienen heran. Wir konnten vor Staub nicht viel sehen, denn die Kugeln riefen richtige Sandwolken hervor. Manch einem von uns trafen Steinsplitter und drangen Sandkörner vom Druck in die Haut. Hier lagen wir 3 Stunden. Da ließ es dann mit dem Schießen nach. Diese Pause benutzten wir zum weiteren Vorgehen. Kaum waren wir heraus, da ging es auch wieder los. Man hörte viele Aufschreie von Verwundeten. Vorher hatten wir nur einige gehabt. Unsere schöne Deckung hatten wir verlassen und lagen nun den Kugeln frei entgegen. Oft fielen uns die abgeschossenen Äste auf den Kopf, der tief im Dreck lag. Bei dieser Gelegenheit bekam ich zwei verschiedene Schüsse in die beiden Lederschlaufen des Spatenfutterals, so dass ich bald meinen Spaten verlor. Aufrichten durfte man sich ja nicht. So krochen wir noch ca. 250 m vor, bis wir in einer Bodenwelle Deckung fanden. Vor Anstrengung des Kriechens konnten wir nicht mehr weiter, und wir mussten uns erholen und sammeln, wie unserer Zugführer sagte. Da die Sonne unbarmherzig herabbrannte, stellte sich schon lange der Durst ein. Auch Hunger verspürte man Nachmittags um 14.00 Uhr. An Essen konnte aber niemand denken, denn wer sollte etwas heranschaffen?

Die eisernen Portionen waren auch schon verzehrt. Brot war im Tornister geblieben, der am Bahndamm lag. Auf den Wege von der Schlucht bis hierher hatten wir die größten Verluste. Gleich beim Herausspringen wurde Offz. Stellvertreter Molli vom dritten Zuge am Kniegelenk schwer verwundet und viele andere Kameraden. Das meiste haben die Sanitäter geleistet. Mit solcher Todesverachtung haben ich sie nie arbeiten sehen. Wo jemand nach den Sanitätern schrie, sprangen sie hin und verbanden die Kameraden im Knien. Leider fiel hier auch unser San.Gefr. (*Name unleserlich*) durch einen Kopfschuß. Für uns war es nun unmöglich weiter vor zu kommen. Jeder kam verwundet zurück, der sich aus der kleinen Bodenwelle herausgetraute.

Wir blieben zu 10 Mann bis zum Abend liegen und gingen dann weiter vor, weil da das Feuer nachgelassen hatte. Wir selbst hatten bis jetzt noch keinen Schuß abgegeben. Unsern Komp. Führer haben wir nicht getroffen. Wo der war, weiß heute auch niemand. Wir waren auch ganz interessant durch das dauernde Schießen geworden. Als es dunkelte, hörten wir weiter vorn „Hurra-Schreie“. Die Schießerei begann von neuem und so stark, wie ich es auch nie wieder miterlebt habe. Wo wir jetzt steckten, konnte keiner sagen, denn man kannte die Gegend nicht, und der Himmel war auch noch bedeckt. Durch das viele Schießen veranlasst, waren wir 10 in ein großes Granatenloch gekrochen, um abzuwarten, was weiter passierte. Einige konnten es nicht aushalten und gingen dem Schießen entgegen. Sie meinten, die Stellung wäre von uns genommen und wir wollten dann die Komp. mitsuchen. Aber nach einer halben Stunde kamen 2 Mann wieder zurück und sagten, sie hätten von Rumänen Prügel bekommen und hätten noch bei Zeiten ausreißen können. Wir wussten nun nicht mehr, was wir beginnen sollten, denn man traf niemand. Ab und zu flogen einige Gestalten nach rückwärts an uns vorüber. Erkennen konnten wir nichts. Als das Geheul und Hurraschreien immer näher kam, hielten wir es für das Beste unser Loch zu verlassen und uns zurückzuziehen. Nach einstündigem Umherschauen fanden wir als erste Kameraden 2 Unteroffiziere unserer Kompanie, der eine verwundet war. Wir wollten sie mitnehmen, jedoch meinten sie, sie möchten bis zum Hellwerden dort bleiben, da die unsrigen doch vorne seien. Hätten wir die Wirklichkeit gewusst, dann hätten wir den Verwundeten Unteroffizier trotz seiner großen Schmerzen mitgenommen. Die Beiden sind in selbiger Nacht von den herumstrei-

fenden Rumänen gefunden und ermordet worden. Anders kann man es nicht nennen, wo sie keine Waffen mehr bei sich hatten. Nachts gegen 1 Uhr trafen wir dann unsere Sanitäter, die nach Verwundeten suchten. Im selben Augenblick kam auch ein Kamerad von der 1. Komp., der meldete, dass er den Rumänen entflohen sei, nachdem sie ihn tüchtig verhaun hätten. Die Rumänen seien aus ihren Stellungen gegangen und suchten das Schlachtfeld ab. Nun konnten wir uns auch das Brüllen erklären. Jedes Mal, wenn sie auf unsere liegen gebliebenen Verwundeten kamen, stimmten sie ein Triumphgeheul an, ermordeten sie und plünderten sie aus. 13 Mann unserer Komp. waren so ums Leben gekommen, wie sich später herausstellte. Nach der Erzählung des Kameraden der 1. Komp. blieben wir alle ca. 15 Mann hier liegen und beschlossenen zur Komp. zu stoßen, die noch hinten weiter liegen mußte. Ca. 500 m vom Bahndamm entfernt (diesseits) trafen wir auf unseren Komp. Führer und den Rest von 20 Mann unserer Komp. Auf der Anhöhe blieben wir nun liegen und gruben uns unsere „Fuchslöcher“.

Da keine Reserven da waren, mussten wir auch noch nach dem anstrengenden, abgeschlagenen Sturm wachen. Wie müde, hungrig und kaputt wir waren, kann man nicht mehr beschreiben. Nun kam noch die Nachtkälte dazu. Immer abwechselnd gingen wir nun zu 2 Mann zur Bahn zurück und suchten in der Dunkelheit unsere Tornister, von denen ca. die Hälfte von einigen noch dagewesenen österreichischen Kameraden ausgeplündert war. Wo die übrigen Angehörigen der Komp. steckten, wussten wir an diesem Abend noch nicht. Wir glaubten die meisten versprengt, während sie in Wirklichkeit nicht mehr am Leben oder bereits nach hinten als Verwundete gegangen waren. Meinen Tornister sowie die meiner Gruppe fand ich noch unversehrt an der alten Stelle. Wir zwei schleppten nun im ganzen 8 Tornister nach vorn, damit wir wenigstens diese, die unseren engsten Verbund angehörten, in Sicherheit hatten.

Vorne nun lösten wir uns alle halbe Stunde mit Wache ab. Ich wurde nachdem ich meine halbe Stunde gemacht hatte, nicht mehr geweckt. Mein Partner beim Postenstehen wird wohl auf Posten eingeschlafen sein. Am nächsten Morgen wurden wir alle von unserem Komp. Führer geweckt. Wir lagen ohne Ausnahme in todesähnlichen Schlaf. Jeder in seinem Loch, das ca. 10 cm tief voll Wasser war. Es hatte kurz vor Morgen stark geregnet, was niemand von uns gemerkt hatte. Hätten die Rumänen

das Vorgelände auch weiter abgesucht und wären zu uns gekommen, oder hätten sie damals gleich nachgestoßen, dann wären erstens wir alle verloren gewesen, und zweitens wären sie sicherlich gegen 50 Klm. Vorgekommen, da Reserven erst 60 Klm. hinter uns in Ruhe lagen. Wie so etwas hat vorkommen können, ist uns lange noch ein Rätsel gewesen.

Wir hatten an diesem Tage, am 14. September 1916 gegen eine 10 fache Übermacht ohne Reserven und ohne Artillerie-Vorbereitung gestürmt. Keiner Komp. ist es gelungen, festen Fuß in der feindlichen Stellung zu fassen. Am nächsten Tage stellten sich noch einige Versprengte ein, die bis nach Hatzeg zurückgelaufen waren, und dort übernachtet hatten. Mit so einer Unkenntnis und Verwirrung haben wir nie wieder Gesuchte erlebt, trotzdem später das Gelände noch schwieriger wurde. Ich bin heute noch der Meinung, dass dies ganze Unternehmen vom 14. auf eigene Faust des Div. Kommandeurs gemacht worden ist.

Unsere Offz. selbst wussten ja nicht einmal, was beabsichtigt war.

Später stellte sich heraus, dass 13 Mann der Komp. von den Rumänen als Verwundete erwischt worden sind. Alle waren, wie auch die Gefallenen, vollständig ihrer Sachen beraubt und bis zur Unkenntlichkeit zerschnitten. Nur die Erkennungsmarken, die aus irgendein einem Grunde, vielleicht aus Aberglauben, von den Rumänen den Toten belassen waren, konnten feststellen, wer der Tote war. Die Komp. hatte gegen 70 Mann Verluste. Ähnlich erging es den anderen Komp. Der 15. Sept. diente uns zur Erholung, wenn wir auch vorne bleiben mussten. Inzwischen war nun auch etwas Essen herangekommen, und andere Batl. der Division hatten sich bei uns eingebaut. Am 16. ging es nun von neuem los. Diesmal war die Organisation jedoch eine andere. Erstens schoß unsere schwere Artillerie 3 Stunden mit Gas, 2. sah man auch bedeutend mehr Truppen um sich, so dass man wieder etwas Mut fassen konnte. Diesmal blieben wir als Reserve.

Ohne große Schwierigkeiten nahmen die Sturmlinien den feindlichen Graben und stießen über diesen vor. Trotz der Strapazen der letzten Tage und dem furchtbaren Schlage zum 14. kam uns doch ein Lächeln an, als uns die ersten Gefangenen entgegenkamen, von denen uns ein besonders korpulenter Herr in gutem Deutsch erzählte, wir sollten ihm nichts tun, er sei in Friedenszeiten in Berlin Brauereibesitzer gewesen. Als wir in die ersten feindlichen Gräben herankamen, gab es feindliches Artilleriefeuer.

Er schoss mit Schrapnell-Granaten, vor denen wir uns in den verdeckten Gräben zu sichern suchten. Bei dieser Gelegenheit bekam Karl Krämer aus Prenzlau eine Kugel durchs Handgelenk. Als wir nachher wieder voringen, fanden wir unsere 13 Toten vom 14. Sept., die ermordet waren. Unsere Wut war ungeheuer. Gut, dass die Gefangenen schon weg waren.

Fürchterlich sah es in den rumänischen Stellungen aus. Tote und immer Tote. Alle von unseren Gasgranaten gefallen. Schwarze Gesichter, so dass man glaubte, man hätte Neger vor sich. Dann der unangenehme Leichen und Pulvergeruch. Ein Bild des Grauens, wohin man sah. Hier in den Stellungen war Pause. Vorne setzte die Verfolgung ein. Wir lagen auf Höhe 862, links von der am 14. gestürmten Höhe. Von hier aus hatten wir einen schönen Überblick. Rechts sahen wir die Bahnlinien und auf dieser einen österreichischen Panzerzug, der nun wirksames Feuer auf den fliehenden Feind unterhielt.

Jetzt beerdigten wir auch unsere Toten vom 14. Sept. in einem großen Granatenloch. Eine traurige, ja wohl die schlimmste Arbeit für einen Frontsoldaten. Am Nachmittag ging es weiter auf die Höhe 973 der Angriffsberg. Hier standen die 7 Geschütze, die uns so in Schrecken versetzt hatten. Deutsches Fabrikat mit Aufschrift „Krupp - Essen 1912“. Die gesamte Geschützbedienung lag neben den Geschützen, wie sie wohl beim Feuern diese bedient hatten. Alle waren unserem Gase zum Opfer gefallen. Hier auf dieser Höhe blieben wir in der Nacht vom 17. zum 18. Sept. 1916. In der Dunkelheit bot das brennende Krivacha links von uns an der Straße Puji - Petroseng ein schmutziges Bild.

Geschlafen haben wir nicht viel. Als in der Nacht unser Komp. Führer fragte, wer mit ihm nach hinten wolle, da er zur Besprechung zum Bataillon müsse, meldete ich mich. Mitten durch den umgeschlagenen Wald, über Schützengräben, und über Tote ging der Weg in stockfinsterner Nacht. Wir mussten gut 2 Stunden umherlaufen, ehe wir zum Batl. Stab kamen. Einen gewaltigen Schrecken jagte uns unterwegs eine österreichische Patrouille ein. Inzwischen waren auch die Nazels heranmaschiert. Bald wäre es auch zu Schießereien gekommen, wenn wir nicht eine Taschenlampe gehabt hätten. Durch den österreichischen Offz. erfuhren wir die Stellung des Batl. Stabes. Wir hätten ihn sonst wohl kaum gefunden. Erst früh am Morgen ging es wieder zur Komp. zurück. Ich war froh mitgegangen zu sein, denn von den Kameraden hat niemand durch die gewaltige Nacht-

kälte Schlaf finden können. Durch das Herumlaufen ist man wenigstens warm geblieben. Am Morgen des 18. Sept. begann nun der Vormarsch. Zuerst kamen wir zum Bahnhof Krivácha und dann auf die so genannte Rückzugsstraße der Rumänen. Wie sah es aber hier aus! Fuhrwerke aller Art im wilden durcheinander. Große Haufen von Bekleidungsstücken und fortgeworfenen Waffen. An einem Hause die Musikinstrumente einer rumänischen Kapelle. Dann wieder ein verlassenes Feldlazarett. Dazwischen überall tote Rumänen. Diese mussten gewaltige Verluste gehabt haben. In der ersten Stunde lief man nur auf Bekleidungs- und Ausrüstungsstücken. Wie überstürzt muß der Rückzug doch gewesen sein. Wir marschierten als Spitze. Da gab es nun viel, was wir so lange entbehrten und gut verwerten konnten. Vor allem ging es über das Essen her, das noch vorbereitet in den Häusern vorgefunden wurde. Am wohlsten waren uns die Fleischkonserven. Dann versorgte man sich mit Unterzeug und Strümpfen. Bei jedem Halt war es ein hübsches Bild, wie sich viele auszogen, die alte Wäsche wegwarfen, die dick voll Läuse saß, und sich Neues verpassten. Ungeziefer stammte noch aus den Stogesen her, denn man hielt es in den 2 Wochen bei Neubreisach nicht für nötig, uns zu entlausen. Parademärsche und Übungen waren ja wohl nötig. Es wäre auch wohl schade gewesen, wenn die armen Läuse hätten umkommen müssen. Während nun die Tage vorher recht klar und tropisch warm waren, so herrschte jetzt in dem beginnenden Gebirge der Nebel so stark, dass man keine 20 Meter weit etwas genaues erkennen konnte. Dazu noch eine empfindliche Kälte, die sogar Handschuhe anzuziehen gebot, die wir aber auch zur Genüge in rumänischen Tornistern fanden. In einem Dorf (*Name unleserlich*) erhielten wir nach 5 Stunden Marsch unser erstes Feuer. Alles ausschwärmen und tüchtig schießen war eins. Wir kamen mit dem rechten Flügel und mussten aus diesem Grunde bis dicht an die Brust durch einen Gebirgsbach waten. Beim Vorgehen hinderte uns ein gewaltiger Zaun, der überklettert werden mußte. Auf den Höhen rechts und links des Passes blieb es jedoch ruhig, so dass wir nur auf das Dorf zuginen. Als wir herangekommen waren, kam uns schon unser 1. Zug-Führer entgegen, mit einem rumänischen Offz. Degen in der Hand. Ein einziger hatte also die ganze Komp. in Aufregung gebracht. Er ist gleich im Duell mit unserem Lt. gefallen. Er hatte im Kirchturm gesessen und von hier aus mit einem Karabiner geschossen.

Eine Stunde später wurden wir in einem weiten Talkessel wiederum aufgehalten. Erstens verengte sich der Pass so stark, dass Patrouillen vorgeschickt wurden, und zweitens begann in unserem Rücken eine lebhaft Schießerei. Ferner schoss zu Abwechslung die rumänische Artillerie mit Granaten, die jedoch niemanden Schaden antaten. Es machte sogar Spaß, wie die leichten Geschosse gegen den hohen Felsen schlugen und dort krepitierten. Weit unangenehmer war uns die Knallerei im Rücken. Wir hatten 500 Meter hinter unserem Spitzenbatl. eine Batterie der 39. Feldartillerie (Perleberg). Diese war unverhofft von den Seitenbergen mit Gewehrkugeln überfallen worden und hatten so gewaltige Verluste an Menschen und Tieren, dass sie dableiben mußte. Wir mussten nun sicher in die steilen Berge hinein, um den Gegner zu vertreiben. Uns hatte er vorher ruhig vorbeimarschieren lassen. 1 Spitze blieb vorne als Sicherung und wir nun ausgeschwärmt über 3 hohe Berge längst des Passes zurück. Bald stießen wir in dem dichten Walde auf die ersten Rumänen, die uns den Rücken zukehrten und auf die Artillerie schossen. Bald merkten sie jedoch, dass wir da waren und beschossen nun uns, die wir den Berg hinaufkletterten. Sogar die Verwundeten schossen noch. Hier kam es zum Bajonettkampf, da die Rumänen nicht weichen wollten. Übrigens waren sie auch noch total betrunken. Einige volle Schnapsfässer haben wir ihnen noch abgenommen als willkommene Beute. Trotzdem wir uns nur aktive Truppen gegenüber hatten, blieben wir dennoch Sieger.

Einen Moment kann ich nie wieder vergessen, als ein Verwundeter auf 10 m Entfernung neben mir meinen Gruppenführer, Gfr. Adam erschoss. Als er auf mich anlegte, kam ich ihm jedoch zuvor und erstach ihn mit dem Bajonett. Von den zwei rumänischen Komp. ist kein Mann lebend entkommen. Wir haben auch keine Gefangene gemacht. Heute war unsere Rache für den 14. Sept. Die Toten rollten fast alle den steilen Berg hinab und blieben im Bach liegen. Das Wasser war wirklich rot vom Blut, so dass sich jeder scheute 250 m von dieser Stelle ab Wasser aus dem Bach zum Kochen zu nehmen.

Beim weiteren Vormarsch blieben wir in Reserve und hatten in der Nacht vom 18. zum 19. noch eine Aufregung. Vorne kam es zu einem Patrouillengefecht, bei dem ein Kamerad unserer Komp. durch eine verirrt Kugel im Schlaf fiel. Am nächsten Morgen waren wir wieder vorne. Bis jetzt hatten wir noch keine Zivilisten getroffen. Sie werden auch allen Grund gehabt haben mit den Rumänen zusammen zu flüchten, denn sie

hatten sich wohl oft an den Kämpfen beteiligt und den Rumänen Spionagedienste geleistet. Einer jedoch wurde abgefasst, wie er gerade aus den Fenster schießen wollte. Er hat nicht lange mehr gelebt. Mit ihm wurde kurzer Prozess gemacht. Im wurde das Haus übern Kopf angesteckt. Am 19. Mittags kamen wir in die Gegend von Petrila. 2 Stunden vorm Ort kamen uns schon die ersten Zivilisten entgegen und begrüßten uns aufs freundlichste. Sie hatten uns Blumen gebracht und uns vollständig damit geschmückt. Jetzt konnte man wieder deutsche Laute hören, denn das waren alles Sachsen. Man lebte nach allen diesen Tagen wieder ordentlich auf. Auf dem Bahnhof fanden wir ganze Züge mit Lebensmittel, Waffen und Bekleidungsstücken. Kurz vor Petrila hatten wir noch einen kleinen Spaß, der die lieben Sachsen sehr in Aufregung brachte. 500 m rechts von der Straße galoppierte ein Rumäne umher, anscheinend ein Nachzügler. Die ganze Komp. schoss auf ihn, jedoch traf ihn niemand. Dem muss auch angst und bange geworden sein, denn er ließ sein Pferd im Stich und lief zu Fuß weiter. Nach dieser Störung ging's nach Petrila hinein. An Vorsicht dachte niemand mehr. So freundlich bin ich in keiner Gegend aufgenommen worden, wie hier. Überall standen auf der Straße Weinfässer und Eimer mit heißem Kaffee. Ein großer Menschenhaufen gebot uns halt. Die guten Leute weinten vor Freude. Ein alter weißhaariger Mann hielt eine Ansprache an uns, von der ich nicht mehr viel weiß. Nun war es mit unserer Ordnung vorbei. Jeder hatte Zivilisten am Arm, die einem Lebensmittel aller Art gaben. Ausgesehen haben wir wie wandelnde Blumensträuße. Dieser Tag bleibt mir auch unvergessen. Unsere Komp. mußte aber leider noch weiter und zwar ins nächste Dorf oder Flecken nach Lonia. Dieser Ort lag ungefähr 1,5 km ab. Dort war die Aufnahme genauso. Jeder einzelne von uns wurde eingeladen und alle gut bewirtet. Unsere Feldküche hat in diesen Tagen vom 19. bis 22. Sept. umsonst gekocht. Niemand hat sich etwas geholt, trotzdem es Schweinefleisch mit Bohnen gab. Fleisch konnten wir zuletzt nicht mehr sehen, so viel gab es. Wir schlachteten jeden Tag ein 3-4 Zentner schweres Tier. Man sehnte sich mal ordentlich nach fleischlosen Tagen, die es jedoch nicht gab. Es wurde in diesem Ort eine Feldwache von unserer Komp. gestellt, die jedoch eher alles andere war wie eine Feldwache. Es war ein Erholungsposten. Wein brachten die Zivilisten den Posten jede Stunde, so dass kaum einer nüchtern wurde. Leider dauerten diese schönen Tage zu kurze Zeit. Am 23. Sept. ging es wieder zurück nach Puji. Der Rückmarsch war eine gewaltige Anstrengung. In der Nacht

mussten wir 50 km. Herzlich war der Abschied von unsern freundlichen Wirten. In Puji bekamen wir unsere Post. Wir hatten über 14 Tage keine Nachricht von Hause gehabt. In der Nacht vom 23. zum 24. wurden wir in Puji verladen, um in die Umgegend von Hermannstadt befördert zu werden. In Hatzeg haben wir unseren Gefallenen vom 14. Sept. ein einfaches Holzkreuz mit den Namen gesetzt.

2. Predeal

Am 21.10.1916 marschierten wir von Langendorf aus in Eilmärschen in Richtung Predeal. Wo wir eingesetzt werden sollten, wußten wir nicht. Anfangs benutzten wir eine lange Schlucht, die mit einer Feldbahn durchzogen war. Das Batl. marschierte im Gänsemarsch auf den Gleisen. Nach einigen Stunden war man schon so kaputt, dass wir schon zu murren an fingen. Vor uns in 3 Km Entfernung sah man die rumänischen Einschläge ihrer Granaten. Unsere Offiziere beratschlagten oft, was zu tun sei. Anscheinend hatten sie keine näheren Befehle und warteten darauf. Nachmittags um 5 Uhr kam ein Österreicher nachgelaufen, der unsere Offz. wünschte. Er brachte Befehle einer höheren österreichischen Stelle. Nun mussten unter seiner Führung die 8. und unsere 2. Komp. rechts abschwanken und wir die ziemlich hohen Berge besteigen. Als wir nach 1stündigem Marsch in ein österreichisches Truppenlager kamen, wussten wir aus den Erzählungen der Österreicher, dass irgendetwas nicht in Ordnung war. Die Österreicher hatten mal wieder bei Predeal, von dem wir ca. 4 km ab lagen, die Gegner vorkommen lassen, und wir sollten nun diese zurückwerfen. Das alte Lied. In der Dunkelheit rückten wir nach vorn und besetzten Grabenstücke, in denen schon unsere Bundesgenossen lagen. Wo der Gegner lag, wussten wir nicht. Wir hielten eine Waldfläche von ca. 200 qm. Größe besetzt. In der Nacht gingen auch die Österreicher aus Stellung, um nach hinten zu rücken. So lagen wir nun in den Löchern und warteten ab, was kommen sollte. Beim Einrücken wurden wir bei Dämmerung auch noch von Artillerie belästigt, denen Granaten so dicht bei uns einschlugen, dass sich alles oft zu Boden legen mußte. Bei dieser Gelegenheit traf ich auch mit Oberltn. v. Köhler, einem guten Bekannte von Hause zusammen, der unser halb-Batl.- Führer war. (2. u. 8. Komp.). Trotz des Artilleriefeuers begrüßten wir uns und machten noch unsere Witze.

Mitten in der Nacht wurden wir durch eine Explosion erschreckt, die wir uns nicht erklären konnten. Ca. 50 m vor unserer Hufeisenförmigen Stellung stieg eine gewaltige weiße Wolke hoch. Sonst verlief die Nacht ohne Störung. Kein Schuss und kein Laut hörten wir. Gegen Morgen, bei Dämmerung, ging es aber los. Dicht vor Stellung wiederum eine unerklärliche Explosion. Bald kamen diese Erscheinungen immer näher, bis wir merkten, dass es Minen waren. Jetzt hatten wir auch schon die ersten Verluste. Volltreffer in einzelne Grabenstücke forderten Tote und Verwundete. Mit unserer Ruhe war es vorbei. Man sah die Minen hochsteigen, auf ihren höchsten Punkt umkippen und dann auf unser Plateau niederfallen. Wo man annahm, dass die Minen einschlagen mussten, verließ man die Löcher und sprang irgendwoanders hin. Die Rumänen schossen sehr genau. Jede Mine schlug in unsere Stellung ein. Am meisten war unsere Komp. ausgesetzt. Als ich bei einem der Minenabschüsse glaubte, sie käme in meine Nähe, sprang auch ich auf, um in ein Grabenstück zu laufen, das 10 m hinter mir lag. Im selben Augenblick als ich hinwollte, zog mich ein Uffz. meiner Komp. in sei Loch hinein, das 4 m vom Graben ablag. Das war meine Rettung, denn im selben Augenblick, wo ich neben ihm lag, schlug die Mine in das Grabenstück. Wir beide bekamen keine Splitter. Wohl aber einen gewaltigen Druck und dann eine menge Sand. In Zukunft bin ich dann in diesem Loch geblieben, und bin nicht mehr umhergerannt, denn nun fing die rumänischen Infanterie zu schießen an und nahm jeden aufs Korn, der sich sehen ließ. Das sind schreckliche Augenblicke gewesen. Man sah die Minen kommen und mußte jeden Augenblick an einem Einschlag in nächster Nähe gefasst sein. Ein Kamerad der Komp. hatte ebenfalls sein Loch verlassen und erhielt viel Inf. Feuer. Einen Schuß erhielt er gerade in den Bauch. Ein schreckliches Bild, wie er da herumtanzte, sich vor Schmerzen krümmte und schrie. Erst nach ca. 2 Minuten fiel er hin und wurde besinnungslos. Da er aber gleich in einem Graben gezogen und verbunden wurde, ist er mit dem Leben davon gekommen.

Das Schießen mit Minen hielt ungefähr 2,5 Stunden an, einzelne wollen 300 Schuß gezählt haben. Unsere Verluste waren bei Beendigung auch enorm. 25 Mann tot und 53 verwundet. Um nun ein nochmaliges Schießen zu verhindern, verließen unsere beiden 1. u. 2. Züge gegen 9 Uhr die Stellung, und gingen einzeln in den dichten vor uns liegenden Wald vor. Nun ging ein Gewehrfeuer los, das alles wieder zurückflutete. Auch dabei

gab es wiederum einige Tote und Verwundete. Ein nochmaliger unregelmäßiger Angriff brachte uns bis zur Inf. Stellung, die 10 m von uns abgeräumt wurde. Die Rumänen hatten nur 50 m von uns abgelegen, ohne dass wir in der Nacht etwas davon gemerkt hatten. Nun hielten sich aber die Rumänen nicht mehr. Ohne Ordnung und Zusammenarbeiten gingen wir haufenweise vorwärts und gelangten hierbei direkt auf 2 Minenwerfer, die gerade wieder schußfertig waren. Von der Bedienung ist keiner mit dem Leben davon gekommen. Hätten wir gleich nach Einsetzen des Minenfeuers gestürmt, dann hätten wir auch nicht die gewaltigen Verluste gehabt. Gefangene wurden viele gemacht. Ich glaube, es waren 550 Mann, die wir 2 Komp. von ca. 80 Mann Stärke machten. Alles war nun durcheinander gekommen. Verschlimmert wurde der Knäuel noch durch das Eintreffen der 188'er, die von rechts kamen. Von einem freien Berge aus hatte man einen schönen Blick auf das rechts im Tal liegende Predeal. Wir besetzten nun einen in der freien Fläche liegenden gut ausgebauten Schützengraben und sammelten uns nun hier. Alles durcheinander 189'er u. 188'er, bildeten wir so eine Komp. Dann rückten wir bis dicht zum Walde vor, aus dem jetzt überall Rumänen herauskamen. Wir liefen wieder zurück. Aus welchem Grunde, weiß ich heute noch nicht. Ob die Rumänen zu viele waren? Erst in dem zuerst besetzten Graben hielten wir. Der Wald lag 200 m vor uns. Die Rumänen gingen aber nicht über den Saum hinaus. Im selben Augenblick fing unsere schwere Artillerie an zu schießen (21 cm Mörser). Jeder Schuß, auch die ersten, saßen gut. Direkt in der rumänischen Schützenlinie. Die Gegner haben fürchterliche Verluste gehabt. Nach 30 Schuß war kein Rumäne mehr zu sehen. Unsere Artillerie mußte doch bei Zeiten unser Zurückweichen bemerkt haben. So gut habe ich auch nie wieder unsere Artillerie schießen gesehen. Bei dieser Gelegenheit habe ich auch das einzigste Mal ein Artillerie-Geschoß im Fluge kurz vorm Einschlag bemerkt. Gegen Abend rückten wir, nachdem wir uns ohne Störung in den alten Formationen gesammelt hatten, in den Wald vor. 500 m in diesem blieben wir in einem natürlichen Graben liegen und stellten Posten aus. Jetzt durften wir auch unsere Tornister vom Plateau nachholen. Durch Zufall fand ich den meinigen trotz Dunkelheit, sofort am alten Platze. Da es mir aber unmöglich war, zur Komp. zurückzufinden, suchte ich in einem Unterstand beim Batl. Stab der 188'er. Unterkunft zu finden, die jedoch nicht gewährt wurde. Nun legte ich mich mit einem 188'er zu-

sammen auf den Waldboden und wickelte mich in eine Decke. Geschlafen habe ich gut bis zum nächsten Morgen des 23.10.16 gut.

Nun konnte man auch wieder zurückfinden, denn man traf überall auf Bekannte, denen ich mich anschloss. Wie ich wieder zum Halb-battl. kam, traf ich auf Oberltn. von Köhler, der es sich in seinem Graben bequem gemacht hatte. Auf seinen Wunsch hin blieb ich bei ihm als „Ordonnanz“, wie er sagte, und nun ging das Erzählen los. Schnaps hatte er genügend da, und von ihm bekam ich auch eine Zigarre, die von Hause stammte. Raucherei hatten wir überhaupt nicht mehr in den letzten Tagen gehabt. Am Morgen am 24.10. ging es nun weiter vorwärts. Ich war wieder bei meiner Komp. Wir gingen links von Predeal am Ort entlang weiter. An diesem Tage haben wir uns 6-mal eingraben müssen, da wir hier feste Stellung bauen wollten. Jedoch hörte man an den Trompetensignalen der Rumänen, dass diese sich immer weiter zurückzogen. Also mussten auch wir weiter nach. An einem Gehöft blieben wir am Abend liegen. Wir waren an diesem Tage ca. 3 km vorgekommen, da uns Patrouillen der Rumänen oft belästigten und es auch oft soweit kam, dass man einen großen Gegenstoß vermutete. Am nächsten Morgen war aber kein Feind mehr zu sehen. Durch unsere großen Verluste wurden abgelöst und zogen nach Predeal ein. Dies ist ein wunderhübsch gelegener Kurort, der reichen Bukarester. Aber wie sahen die hübschen Holzvillen aus? Alles, was irgendwie Wert hatte, war zerschlagen. Die unteren Räume waren zu Pferdeställen umgewandelt, die oberen wurden als Quartiere benutzt. Es lag sehr viel Artillerie bei Predeal, die andauernd schoss. Sogar österreichische 30,5 cm waren eingebaut. In einem Hause wurden unsere beiden Komp. untergebracht. Wir mussten aber erst die Glassplitter usw. aus den Räumen entfernen. Stroh oder ähnliches gab es nicht. Na, wir waren das Schlafen auf hartem Boden gewöhnt. Hier erhielten wir nun auch endlich Post und Raucherei. Unsere Toten wurden am 26.10. ebenfalls von uns begraben, die noch vom 22. hier herumlagen. Ersatz aus der Heimat füllte die 35 Mann starke Kompanie, und am 27.10. rückten wir weiter vor auf „Kalkofen“ (Azuga).

Ein Barock-Epitaph wird belebt

Rezension: Sieghart Graf von Arnim: Georg Dietloff von Arnim (1679–1753). Im Dienst der ersten drei preußischen Könige. (C. A. Starke Verlag, Limburg an der Lahn, 2013, ISBN 978-3-7980-0585-3)

Bernhardt Rengert, Boitzenburg

In „St. Marien auf dem Berge“, der ehemaligen Patronatskirche des uckermärkischen Boitzenburg, zieht das fast lebensgroße, barocke Marmorepitaph für Georg Dietloff von Arnim die Besucherblicke bis heute unweigerlich auf sich. Die ihm nachfolgenden Angehörigen seiner Familie hatten es von der Patronatsloge aus bei den Gottesdiensten stets direkt vor Augen. So blieb auch über die Generationen erhalten, dass der 1679 in Nechlin Geborene und 1753 in der preußischen Residenz Berlin Verstorbene, aber in der Boitzenburger Kirchengruft Beigesetzte, die „bedeutendste Persönlichkeit“ der Familie gewesen sei. Sieghart Graf von Arnim, der schon mit kenntnisreichen wie lesenswerten Büchern über seinen Großvater „Dietloff Graf von Arnim-Boitzenburg (1867–1933)“ und seinen Urahnen „Friedrich Wilhelm Graf von Arnim (1739–1801)“ hervorgetreten ist, würdigt nun mit einer jüngst im selben Verlag und in äußerlich gleicher Aufmachung erschienenen Biografie erstmals Leben und Wirken von „Georg Dietloff von Arnim (1679–1753)“. Der von ihm gewählte Untertitel „Im Dienst der ersten drei preußischen Könige“ lässt den Kenner preußischer Geschichte schon ahnen, dass es sich tatsächlich um eine „bedeutende Persönlichkeit“ gehandelt haben muss, der es möglich war, so unterschiedlichen Charakteren wie Friedrich I., Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II. in hohen staatlichen Ämtern zu dienen. Der Autor spürt den Lebensstationen Georg Dietloffs von Arnim nach und förderte dabei manch interessantes Detail zu Tage. Kaum zehnjährig, so erfährt der Leser, verliert er 1689 seinen Vater und wächst mit seinen Geschwistern unter der sorgenden Obhut seiner Mutter als Halbwaise auf. Schon im Jahr zuvor, noch keine neun Jahre alt, wurde er zu vorbereitenden Studien in der Königsberger Universität immatrikuliert. Sein Jurastudium beendete er dann mit einem hervorragenden Abgangszeugnis als Zwanzigjähriger in Halle. Die ihm bei dieser Gelegenheit prophezeite große Laufbahn im Staatsdienst

Uckermark-Lesesaal

begann für den Erben der Boitzenburger Güter schon sieben Jahre später. Friedrich I. ernannte ihn zum Landvogt der Uckermark. Dem jungen Vogt oblag es, nun nicht nur seine Güter sondern die gesamte Uckermark nach den noch immer spürbaren Schäden des Dreißigjährigen und der anschließenden Schwedenkriege wieder aufzurichten und ein geordnetes Rechtswesen aufzubauen. Georg Dietloff gelang es in der Folge nicht nur, den zersplitterten arnimschen Besitz zu vereinen und für seine Erben die Grundlagen einer geordneten Guts- und Forstwirtschaft zu legen, sondern auch das Quartalsgericht und damit das Obergericht in Prenzlau wieder einzurichten. Die erfolgreiche Lösung gerade dieser Aufgabe veranlasste Friedrich Wilhelm I., ihn zum Präsidenten des Oberappellationsgerichts nach Berlin zu berufen. Auch Friedrich II. schätzte Georg Dietloffs Loyalität und juristischen Verstand. Zur Durchsetzung seiner umfassenden Justizreform bevorzugte er dann aber den Justizminister Samuel von Cocceji, was Arnim 1748 zur Demission zwang. Am 10. August des Jahres empfing er seine Entlassungsurkunde, doch schon im Jahr darauf wählten ihn die kurmärkischen Stände zum Landschaftsdirektor und der König berief ihn als Postminister erneut ins Generaldirektorium. Damit blieb Georg Dietloff bis zu seinem Tod im Zentrum der Macht.

Sieghart Graf von Arnim gelingt es mit seiner Darstellung hervorragend, Leben und Werk Georg Dietloffs in die Zeit- wie auch in die Geschichte seiner Familie, der späteren Grafen von Arnim-Boitzenburg, einzuordnen. Die kalte Marmorfigur in der Boitzenburger Kirche wird dem Leser auf diese Weise ein Stück lebendiger.



Abb. 1: Marmorfigur des Georg Dietloff von Arnim in der Boitzenburger Kirche (Foto: Autor)

Vereinsnachrichten

Tätigkeitsbericht für das Geschäftsjahr 2012

Jürgen Theil, Prenzlau

Sehr geehrte Damen und Herren, liebe Vereinsmitglieder und Freunde des Geschichtsvereins,

auch im Jahr 2012 gab es einige Höhepunkte und Aktivitäten im Vereinsleben, über die ich kurz berichten möchte. So konnte im Januar das 18. Heft unserer Publikation „Mitteilungen des Uckermärkischen Geschichtsvereins“ vorgelegt werden. Auf 185 Seiten wurden hier wieder interessante Beiträge zur uckermärkischen Geschichte zusammengestellt, die einen Bogen von der Frühgeschichte bis in das 20. Jahrhundert schlagen. Unser Dank gilt an dieser Stelle insbesondere Dr. Matthias Schulz, der inzwischen den größten Anteil an der redaktionellen Arbeit leistet und auch maßgeblich an der Neugestaltung der Homepage des Vereins mitwirkt. Letzteres trug entscheidend zur Verbesserung der Öffentlichkeitsarbeit bei. Öffentlichkeitsarbeit ist jedoch auch Pressearbeit. Hier gilt unser Dank den Vereinsmitgliedern, die in den Regionalzeitungen historische Beiträge publizierten.

Noch bis Ende Januar 2012 war eine Ausstellung unseres Vereinsmitgliedes Horst Theil im Dominikanerkloster zu sehen, in der zahlreiche in Aquarell, Öl und Acryl gemalte historische Ansichten präsentiert wurden. Auf großes Interesse stieß dabei das Gemälde vom Lohhof, das sich auch auf dem Titelbild des vorletzten Mitteilungsheftes befindet.

Am 2. März wurde die Vereinsbibliothek zum Tag der Archive geöffnet, der unter dem Motto „Feuer, Wasser, Krieg und andere Katastrophen“ stand. In einer kleinen Ausstellung wurden ausgewählte Bestände gezeigt und Führungen durch die Bibliotheksräumlichkeiten angeboten. Auf Beschluss des Vereinsvorstandes wird seit dem 1. März 2012 für Nichtmitglieder für die Nutzung der Bibliothek eine Gebühr in Höhe von 2 Euro erhoben.

Auf unserer letzten Jahreshauptversammlung im April 2012, an der 41 Vereinsmitglieder und zwei Gäste teilnahmen, wurden nach der Entlastung des Vorstandes in offener Abstimmung folgende Vorstandsmitglieder und Beisitzer neu gewählt: Herr Klaus als Beisitzer für die OG Fürstenwerder, Frau Brandt als Beisitzerin für die OG Gramzow, Prof. Dr. Uhlig als Beisitzer für den Heimatkreis, Dr. Schulz und Herr Biadacz als Beisitzer für den UGVP, Herr Winterberg als 2. Bibliotheks- und Turmwart im Steintorturm, Herr Wieland als 1. Bibliothekswart des UGVP, Frau Köhler als Schriftführerin, Frau Biadacz als Schatzmeisterin, Herr Timm als Stellvertreter des Vorsitzenden und Herr Theil als Vorsitzender. In der anschließenden Diskussion wurde u. a. über neue Vorhaben des Geschichtsvereins gesprochen.

Im Mai 2012 wurden in Prenzlau erste Stolpersteine verlegt. Unser Vereinsmitglied Heinz Wiechert, der diese Aktion für Prenzlau bereits 2004 anregte und schon damals als erster gleich für mehrere Steine spendete, sagte anlässlich der Verlegung treffend „Sie morden die Juden, werden jedoch nie Mittel finden, um ihre Namen auszulöschen.“ Jetzt gibt es sie: Jene Stellen in Prenzlau, wo an Max Drucker, Agnes und Charlotte Silberberg, Jenny Rosa und Adolf Arndt, Selma und Georg Sinasohn, Margarete und Julius Dobrin und Nathan Mamlock erinnert wird.

Die im Juni erneut in Kooperation mit dem Landeshauptarchiv Potsdam durchgeführte Tagung der Ortschronisten, bei der Dr. Neitmann und Dr. Schulz über urkundliche und archäologische Quellen zur uckermärkischen Geschichte referierten, war ebenfalls ein großer Erfolg. Die zahlreich erschienenen Ortschronisten nutzten die Möglichkeit, um ihre Erfahrungen auszutauschen.

Ebenfalls noch im Juni war der Vereinsvorsitzende anlässlich des Demokratiefestes Gast beim Bundespräsidenten, dem er bei einem kurzen persönlichen Gespräch im Auftrag des Vereinsvorstandes zwei Publikationen zur DDR-Geschichte übergab, die in Zusammenarbeit mit Schülern des Scherpf-Gymnasiums entstanden sind.

Dass die Tätigkeit des Geschichtsvereins sowohl auf Landes- als auch auf Bundesebene wahrgenommen wird, zeigt auch die Einladung des Ministerpräsidenten Platzeck im November, wo Walter Matznick, Gert Winterberg und Jürgen Theil auf einem Empfang für Aufarbeitungsgruppen zur Geschichte der DDR im Potsdamer Brandenburg-Saal den Geschichtsverein stellvertretend vertraten.

Nur wenige Wochen zuvor wurde unser Vereinsmitglied Walter Matznick am Tag der deutschen Einheit für seine Verdienste im Geschichtsverein und sein Engagement für das Zusammenwachsen von Ost und West vom Landrat ausgezeichnet. Bürgermeister Hendrik Sommer, der auch die Laudatio hielt, hatte Walter Matznick für diese Ehrung vorgeschlagen. Der Bürgermeister hob den besonderen dokumentarischen Wert der beiden Bildbände „Prenzlau 1949 bis 1990“ und „Prenzlau in der Wendezeit 1989 bis 1993“ und den Einsatz von Walter Matznick bei der Erstellung des Stadtmodells hervor.

Anlässlich des 60. Jahrestages der Heimatzeitung hat der Nordkurier im Sommer eine Sonderbeilage herausgegeben, die mit maßgeblicher Unterstützung des Geschichtsvereins entstand. So wurden zahlreiche Texte erarbeitet und Bildmaterial aus dem Vereinsarchiv beigesteuert.

Intensive Unterstützung des Geschichtsvereins erhielt auch die LaGa-GmbH. Ein mit der LaGa-Gesellschaft abgeschlossener Kooperationsvertrag ermöglicht die Einbindung des Steintorturmes in die Landesgartenschau. Die Vereinsmitglieder Detlef Scheibel und Jürgen Theil beteiligten sich an der Ausbildung von Stadtführern bzw. Führern für die Landesgartenschau. Parallel dazu wurden auch Texte für Informationstafeln erarbeitet, die temporär auf dem Gelände der Landesgartenschau aufgestellt werden.

Im August 2012 nahm der Vereinsvorsitzende gemeinsam mit Schülerinnen und Schülern des Scherpf-Gymnasiums sowie etwa 10 Studenten aus Göttingen und Berlin an einer Ausgrabung in Seehausen teil, die der Archäologe Dr. Felix Biermann (Universität Göttingen), seit 2012 Vereinsmitglied, leitete. Es war für alle Teilnehmer eine aufregende Woche, in der etwa 30 Gräber aus dem 12. und 13. Jahrhundert, zahlreiche spätslawische Vorratsgruben, drei Münzen (pommersche Denare), viel Keramik, Glasreste der Kirchenfenster (z. T. bemalt), Schmuck, Buchbeschläge und viele andere Kleinfunde geborgen werden konnten, die eine genauere Datierung der slawischen Siedlung und der Klosteranlage erlauben. Weiterhin wurden unter dem Klausurgebäude ein sehr gut erhaltener mittelalterlicher Keller und eine Heizungsanlage gefunden.

Auf Einladung der Agrargesellschaft Potzlow und des Geschichtsvereins stellte Dr. Biermann in der Kirche in Strehlow am 12. Juni 2012 erste Forschungsergebnisse auf dem slawischen Burgwall zwischen Potzlow und

Seehausen vor. Vermutlich sorgte auch der Titel des Vortrages, „Herrschaft, Silber, Sklavenhandel – Ausgrabungen am slawischen Burgwall von Potzlow“ dafür, dass die Kirche bis auf den letzten Platz gefüllt war.

Im Ergebnis eines weiteren vom Verein begleiteten Schülerprojektes konnte ein regionaler Beitrag zur Ausstellung geleistet werden, die anlässlich des 300. Geburtstages des Preußenkönigs Friedrich II. im Waschhaus des Dominikanerklosters gezeigt wurde. Im November ist dann auf Anregung des Geschichtsvereins eine Erinnerungstafel für das Prenzlauer Friedrich-Denkmal im neu errichteten Gebäude der Stadtinformation eingeweiht worden. Die aus den noch erhaltenen Resten des alten Denkmal-Sockels gefertigte Tafel trägt die Inschrift „Hier stand von 1906 bis 1947 ein Denkmal des Preußenkönigs Friedrich des Großen“. Zeitgleich konnten dem Bürgermeister zwei Bronzegusstafeln übergeben werden, die in wenigen Tagen auf dem Marktplatz in das Straßenpflaster eingelassen werden, wo sie an die Standorte für den Richtstein und den Militärgalgen erinnern sollen. Beide Tafeln im Gesamtwert von etwa 1000 Euro wurden von der UDG gesponsert. Dafür unser Dank der Geschäftsleitung und den Mitarbeitern des Unternehmens.

Zur neuen Dauerausstellung „Prenzlau 1985 bis 1995 – eine Stadt im Umbruch“, die 2011 in Kooperation mit dem Geschichtsverein entstand, konnte unser Vereinsmitglied Christoph Wunnicke 2012 eine Begleitschrift publizieren, die er gemeinsam mit unserem Vereinsmitglied Dr. Stephan Diller herausgab. Die gelungene Ausstellung und die Begleitschrift leisten einen wichtigen Beitrag für die Aufarbeitung der jüngeren Geschichte unserer Stadt.

Unser Vereinsmitglied Dr. Joachim Benthin legte im letzten Jahr sein über den Schibri-Verlag publiziertes Buch „Umbrüche“ vor, das sich schwerpunktmäßig mit der Entwicklung der Landwirtschaft in der Region beschäftigt. Zur Buchvorstellung füllten sich die Reihen im Dominikanerkloster so sehr, dass die Plätze kaum ausreichten.

Unser Vereinsmitglied Andreas Wilke gab im letzten Jahr im Selbstverlag ein Buch zur 750-Jahrfeier von Seelübbe heraus, das ebenfalls auf der Grundlage eines vorbildlichen Quellenstudiums entstand, und sehr guten Absatz fand.

Die Ortsgruppe Fürstenwerder konnte ein neues Heft aus der Reihe „Fürstenwerder Mosaik“ vorlegen.

Auf Beschluss des Vereinsvorstandes wurden in der Vergangenheit auch erste Online-Veröffentlichungen ermöglicht. Hierbei handelt es sich um vergriffene Exemplare, die der weiteren Forschung zugänglich gemacht werden sollen.

Im zurückliegenden Jahr gelang es dem Verein, seine Bestände durch Ankäufe und Schenkungen deutlich zu erhöhen. Die Nutzung des Bibliotheksprogramms hat die Archivierungsarbeit zum Teil vereinfacht. Durch die Beschäftigung von Christel Henning in der Vereinsbibliothek im Zuge einer Beschäftigungsmaßnahme, die vom Arbeitsförderverein Prenzlau begleitet wird, konnte 2012 die digitale Erfassung der Buch-, Karten- und anderweitigen Bestände in der Vereinsbibliothek entscheidend vorangetrieben werden.

Im März 2012 übergab Karl Theil der Vereinsbibliothek das im Rahmen seiner Praktikumsarbeit gefertigte digitale Erfassungsprogramm des Fotoarchivs, dessen Erfassungsstruktur durch Frank Wieland und Ilka Zumack in den vorangegangenen Jahren vorbereitet worden war. Das Programm bietet bessere Suchfunktionen durch die Erfassung detaillierter Angaben zu jedem Bild. Unser Vereinsmitglied Helmut Völker pflegt die bereits erfassten Bilddateien als digitale Kopien in das Programm ein und hält zu jedem Bild die wichtigsten Daten fest, durch die eine spätere Detailsuche überhaupt erst ermöglicht wird.

Durch die einzelnen Arbeitsgruppen des Bibliotheksteams wurden die regulären Erfassungs-, Sortier- und Zuordnungsarbeiten der Neuzugänge in der Vereinsbibliothek fortgeführt und die Öffnungszeiten an den Donnerstagen durchgängig abgesichert. Einen Hauptschwerpunkt der Erfassungsarbeiten bildete der 2011 vom Evangelischen Pfarramt Prenzlau übernommene umfangreiche Buchbestand zur deutschen und brandenburgischen Kirchengeschichte, der eine deutliche Bereicherung des bisher relativ geringen kirchengeschichtlichen Bestandes in der Vereinsbibliothek darstellt.

Besonders erfreulich ist, dass wir im vergangenen Jahr gleich drei neue Mitglieder begrüßen konnten, die sich mit Begeisterung den Arbeitsgruppen in der Vereinsbibliothek anschlossen.

In der Bibliothek waren 2012 tätig: Inge und Rudi Nuhn, Ilka Zumack, Christel Henning, Renate Köhler, Frank Wieland, Ingrid Ryl und Max Fischer.

Das Fotoarchiv wurde betreut von: Horst Mallow, Walter Matznick, Helmut Völker und Reinhard Timm. Im Zeitungsarchiv wirkten: Gert Winterberg, Kurt Heinicke, Norbert Heyer und Horst Oschmann.

Max Fischer widmet sich vorrangig der Erfassung aller bekannten Orts-, Pfarr-, Schul- und anderer Chroniken sowie von Materialsammlungen der einzelnen Orte der Uckermark in den öffentlichen und privaten Archiven der Uckermark zur Unterstützung der Arbeit der Ortschronisten. In diesem Zuge wurde u. a. damit begonnen, die in der Vereinsbibliothek vorhandenen, vorgenannten Bestände alphabetisch nach Orten zu sortieren und diese durch Materialsammlungen (Ortsakten) zu ergänzen.

Fortgeführt wurde mit der Unterstützung des Arbeitsfördervereines Prenzlau auch die Digitalisierung der durch Luftfeuchtigkeit stark geschädigten Fotobestände von Erwin Hilsenstein, die von seinen Kindern dem Prenzlauer Stadtarchiv überlassen worden waren und im Zuge einer vereinbarten Arbeitsteilung zwischen dem Uckermärkischen Geschichtsverein und dem Prenzlauer Stadtarchiv der Vereinsbibliothek zur digitalen Rettung der Bildmotive übergeben worden waren. Die umfangreichen Negativbestände werden im Stadtarchiv erfasst und archiviert.

Zu den zahlreichen Neuzugängen in der Vereinsbibliothek gehören u. a. die im September 2012 vom Stadtarchiv Prenzlau als Dubletten übergebenen 301 Rollkarten von Prenzlau und der Uckermark sowie die umfangreichen Schenkungen von Dr. Gerhard Günther, vom Heimatkreis Prenzlau (Frau Gramke), von Gerhard Kohn, von Manfred Lipinski (aus seinem Nachlass) sowie von Frank Wieland und Jürgen Theil.

Als Ankauf gelangten 2012 insgesamt 84 Hefte der Jahrgänge 1928 bis 1931 der „Brandenburgischen Zeitschrift für Heimatkunde, Heimatpflege, für Wandern und Reisen“ in den Besitz des Geschichtsvereins. Letztere konnten für 500,00 EUR aus den Spendengeldern, die für die Bibliothek eingingen, angeschafft werden.

Im Dezember 2012 stellte der Betreiber unserer bisherigen Internetseite seine Aktivitäten ein. Der Vorstand beschloss, den noch nutzbaren Inhalt der unattraktiven und daher kaum besuchten Seite zu sichern und aufzugeben. Im Januar 2013 sollte ein kompletter Neustart erfolgen. Unsere neue Internetseite wird ihnen Herr Dr. Schulz heute vorstellen.

Abschließend möchte ich allen genannten und ungenannten Vereinsmit-

gliedern und Freunden des Geschichtsvereins danken, die die satzungsgemäßen Bestrebungen des Geschichtsvereins durch ihre Mitgliedschaft, durch Sach- und Geldspenden oder andere Aktivitäten unterstützt haben.

Mein besonderer Dank gilt auch in diesem Jahr unseren Ortsgruppen in Gramzow und Fürstenwerder sowie dem Heimatkreis Prenzlau, die einen wesentlichen Anteil an der guten Vereinsarbeit haben!

Danke für Ihre Aufmerksamkeit!

ARCHIV FÜR
DEUTSCHE
POSTGESCHICHTE
1961
2. HEFT



herausgegeben von der Gesellschaft
für Deutsche Postgeschichte E.V. Frankfurt am Main

Archiv für Deutsche Postgeschichte, Heft 2/1961, Hrsg. Gesellschaft für Deutsche Postgeschichte e.V., Frankfurt (Main) 1961, 56 Seiten (Schenkung Werner Weidemann, Templin)

Bibliotheksbericht für das Jahr 2011

Frank Wieland, Prenzlau

Im Vergleich zu den Vorjahren fielen die Neuzugänge in der Vereinsbibliothek im Jahre 2011 erneut ungebrochen hoch aus, so dass die Bibliotheksbestände weiterhin bedeutend vermehrt werden konnten.

Nach dem Inventarbuch der Vereinsbibliothek waren an Jahresneueingängen (Exemplaren) zu verzeichnen:

- I. im allgemeinen Bibliotheksbestand 638 Zugänge und
- II. im Fotoarchiv 462 Zugänge.

Aufgeschlüsselt setzen sich die Zugangszahlen für 2011 wie folgt zusammen:

	Bestandskomplex I Neuerwerbungen für die Bücher-, Zeitungs- u. Zeitschriften-, Gemälde- und Zeichnungs-, Dokumenten-, Karten- u. Video-, CD-, DVD- Sammlung			Bestandskomplex II Neuerwerbungen für die Foto- Sammlung		
	1989 - 2010	2011	Gesamt 2011	1990 - 2010	2011	Gesamt 2011
Neuzugänge						
Schenkungen	6.281	547	6.828	16.555	373	16.928
Ankäufe	1.133	31	1.164	2.054	44	2.098
Wiss. Schriftentausch	1.132	21	1.153	119	0	119
Vereinsveröffentlichungen	146	35	181	0	0	0
Vereinskopien	391	4	395	1.186	45	1.231
Jahres- / Gesamtneuzugänge	9.083	638	9.721	19.914	462	20.376

Der Gesamtbestand des allgemeinen Bibliotheksbestandes stieg dadurch zum Jahresende 2011 auf 9.721 Exemplare an.

Im Fotoarchiv standen 462 Zugänge den 2003 Zugängen des Vorjahres gegenüber.

Die Neuzugänge beliefen sich dabei auf 462 Fotos/Postkarten, 0 Negative und 0 Dia's, so dass der Gesamtbestand im Fotoarchiv zum Jahresende 2011 20.376 Exemplare umfasste (14.535 Fotos/Postkarten, 1.618 Dia's und 4.223 Negative).

Die Aufstellung zeigt deutlich, dass der mit Abstand größte Teil der Neuzugänge wie in allen Vorjahren aus zahlreichen Schenkungen resultierte, die hier im Anschluss, verbunden mit einem nochmaligen Dank, bekannt gemacht sein sollen.

1. Schenkungen für die Bücher-, Zeitungs- und Zeitschriften-, Gemälde- und Zeichnungs-, Dokumenten-, Karten- und Videosammlung (Zeitraum 1.1.2011 bis 31.12.2011):

(größere und besonders wertvolle Schenkungen sind im Fettdruck kenntlich gemacht)

Albert Archut, Prenzlau; **Ute Bleich, Nordwestuckermark OT Kraatz**; Christa Brandt, Gramzow; Dieter Dehame, Potsdam; Dr. Wilhelm Dieckmann, Dudenhofen / Speyer; **Udo Diedrich, Prenzlau OT Ellingen**; Jörg Dittberner, Prenzlau; Elvira Ewald, Prenzlau; Erika Gaede, Nürnberg; Bernd Gründer, Damerow; Heinrich Heubel, Zehdenick; Christine Hinz, Prenzlau; Hans Kassube, Prenzlau; Dr. Helaman Krause, Prenzlau; Heidemarie Kübke, Angermünde; **Christel Liebner, Prenzlau**; Walter Matznick, Prenzlau; Joachim Neumann, Belz buckel; Ev. Pfarramt Prenzlau, Sup. Dr. Reinhart Müller-Zetzsche, Prenzlau; Jens Putz, Prenzlau OT Dauer; Marianne Reddig, Hamburg; Fritz Reyher, Werder; Hildegard und Hans-Jürgen Schulz, Nordwestuckermark OT Röpersdorf; Dr. Matthias Schulz, Prenzlau; Ria Schulz, Prenzlau; **Paul Senske, Prenzlau**; Thomas Sommer, Angermünde OT Biesenbrow; **Stadtarchiv Prenzlau**; Hans Stein, Frankfurt/Main; Wolfgang Strache, Gifhorn; **Jürgen Theil, Prenzlau**; Christoph Timm, Prenzlau; Marion und Reinhard Timm, Prenzlau; Prof. Dr. Christian Uhlig, Bochum; Werner Weidemann, Templin; Werner Weinhold, Prenzlau; **Frank Wieland, Prenzlau**; **Gert Winterberg, Prenzlau**; Dr. Anita-Maria von Winterfeld, Mainz; Wohnbau GmbH Prenzlau, René Stüpmann, Prenzlau; Christoph Wunnicke, Berlin; Heinz-Jürgen Zierke, Stralsund.

2. Schenkungen für die Fotosammlung (Zeitraum 1.1.2011 bis 31.12.2011)

Dr. Werner-Francisco Bär, Oberursel; Hans Burmeister, Prenzlau; Udo Diedrich, Ellingen; Sigurfried Gehde, Trebbin/Glau; Ilse Hagel, Wolfenbüttel; Bernhard Heese, Prenzlau; Christel Liebner, Prenzlau; Walter Matznick, Prenzlau; Gertraud Meller, Prenzlau; Dr. Günther Meyer, Berlin; Gerda Richter, Dortmund; Anneliese Rosenfeld, Egestorf/Döhle; Ulrich Schmeichel, Prenzlau; Hildegard und Hans-Jürgen Schulz, Nordwestuckermark, OT Röpersdorf; Matthias Schulz, Prenzlau; Ria Schulz, Prenzlau; Anna Schwarz, Prenzlau; Sparkasse Uckermark, Prenzlau; Hans Stein, Frankfurt/Main; Rolf Thadewaldt, Prenzlau; Jürgen Theil, Prenzlau; Marion und Reinhard Timm, Prenzlau; Frank Wieland, Prenzlau; Gert Winterberg, Prenzlau.

Zu den herausragendsten, umfangreichsten bzw. wertvollsten Schenkungen des Jahres zählten:

- diverse Materialsammlungen/Dokumentationen zur Geschichte des Raumes Kraatz/Fürstenwerder von Ute Bleich aus Kraatz
- die Zeitschriftenreihe „Archiv für Deutsche Postgeschichte“ von Werner Weidemann aus Templin
- zwei Ölbilder, zahlreiche Negative und Fotos und ein Auftragsbuch des Prenzlauer Fotografen Fritz Mitreiter von Christel Liebner aus Prenzlau
- drei Ölbilder, Privatfilme von Prenzlau sowie Diverses vom Prenzlauer Hobbymaler Paul Senske
- ein Ölbild des Prenzlauer Hobbymalers H. Siebert von Udo Diedrich aus Ellingen
- mehrere Zeichnungen und Gemälde sowie diverse Bücher, Notgeld etc. aus Internet-Ankäufen von Jürgen Theil aus Prenzlau
- umfangreiche Publikationen zur uckermärkischen, brandenburgischen und deutschen Geschichte von Gert Winterberg und Frank Wieland aus Prenzlau
- ein umfangreicher Buchbestand zur deutschen und brandenburgischen Kirchengeschichte, gebundene kirchliche Amtsblätter und Mitteilungen sowie Amtsblätter der Provinz Brandenburg und der Stadt Berlin, überwiegend aus dem 19. Jh., vom Ev. Pfarramt Prenzlau, Herrn Sup. Dr. Reinhart Müller-Zetzsche (ausgesonderter Bestand)

- gebundene Gesetz- und Verordnungsblätter der Landesregierung Brandenburg 1945–1949 sowie Gesetzblätter der DDR 1949–1976 vom Stadtarchiv Prenzlau (ausgesonderter Bestand)

Gedankt sei aber auch allen Vereinsmitgliedern, Freunden und Förderern des Uckermärkischen Geschichtsvereins, welche die Vereinsbibliothek im Jahre 2011 mit Geld- oder Sachspenden unterstützt haben, insbesondere wieder der Sparkasse Uckermark für die Bereitstellung der hervorragend geeigneten Räumlichkeiten für die Bibliothek im Kommunikationszentrum.

Durch die eingegangenen Spenden konnten neben den Ankäufen aktueller Publikationen zur uckermärkischen Geschichte u. a. folgende wertvolle Ankäufe für die Bestände der Vereinsbibliothek getätigt werden:

- Kupferstich der Schwedter Stadtansicht von Merian um 1650
- Ölgemälde Prenzlauer Kreuzstraße mit Mittelgraben und Wurstbrücke von Alisch um 1930
- Chronik der Stadt Prenzlau, Dr. Werner Reinhold, Prenzlau 1839, 274 Seiten
- Geschichte der Stadt Strasburg in der Uckermark, Dr. Werner Lippert, Prenzlau 1920, 85 Seiten
- Führer durch das Uckermärkische Museum in Prenzlau, Prenzlau 1924, 31 Seiten
- Kleinbahnen in der Uckermark, Wolf Dietger Machel und Rudi Buchweitz, 2010, 224 Seiten

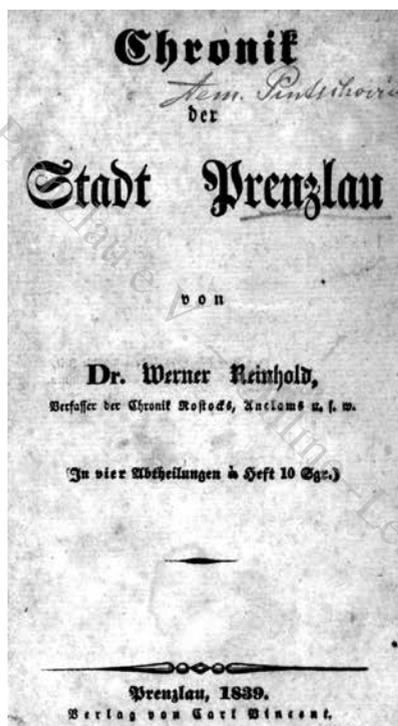
Ein besonderer Dank gebührt des Weiteren unseren aktiven Vereinsmitgliedern, die durch ihre tatkräftige Mitarbeit in der Vereinsbibliothek bei der Erfassung und der Betreuung der umfangreichen Bestände sowie bei der Absicherung der Bibliotheksöffnungszeiten halfen, wodurch die wöchentliche öffentliche Benutzung der Bibliotheksbestände wieder durchgängig sichergestellt werden konnte: Inge und Rudi Nuhn, Ilka Zummack, Christel Henning, Renate Köhler und Frank Wieland in der Arbeitsgruppe Hauptbibliothek, Walter Matznick, Horst Mallow, Helmut Völker und Reinhard Timm in der Arbeitsgruppe Fotoarchiv und Gert Winterberg Kurt Heinicke und Norbert Heyer in der Arbeitsgruppe Zeitungsarchiv. Die Bibliotheksbestände können zu den regulären Bibliotheksöffnungszeiten jeden Donnerstag zwischen 17.00 und 19.00 Uhr im Kommu-

nikationszentrum der Sparkasse Uckermark, Grabowstraße 6 und im Steintorturm in Prenzlau eingesehen werden. Eine Nutzung der Bibliotheksbestände außerhalb der Öffnungszeiten ist nur nach besonderer Vereinbarung bei Herrn Winterberg (Tel.: 03984 / 803535) möglich. Ferner verweisen wir auf unseren Online-Lesesaal im Internet, den Sie unter www.uckermaerkischer-geschichtsverein.de besuchen können.

Für Buchspenden und die Überlassung anderer Unterlagen (Dokumente, Briefe, Postkarten, Zeichnungen und Pläne usw.) stellen wir Ihnen gern Spendenbescheinigungen aus.



Restaurant und Café Central, Vorhandene Musik-Stücke, Erfrischungs- und Likörkarte, Prenzlau Scharnstraße 191, Inhaber R. Woykenat, Prenzlau ohne Jahr, 36 Seiten (Schenkung Heinz-Jürgen Zierke, Stralsund)



Chronik der Stadt Prenzlau, Dr. Werner Reinhold, Prenzlau 1839, 274 Seiten (Ankauf)

Mitgliederbewegung für das Geschäftsjahr 2012

Reinhard Timm, Prenzlau

Wir begrüßen in unserem Verein:

Antje Acksel; Geschwister-Scholl-Str. 39; 17291 Prenzlau
Dr. Volker Eckart; Straße am Uckersee 5; 17291 Nordwestuckermark
Max Fischer; Georg-Dreke-Ring 9; 17291 Prenzlau
Horst Oschmann; Kirchweg 5; 17291 Prenzlau
Ingrid Ryl; Dorfstraße 50; 17291 Nordwestuckermark
Karlheinz Schulze; Scharnstraße 19; 17291 Prenzlau

Der Tod riss aus unserer Mitte:

Christel Jachmann; Angermünde
Prof. Dr. Karl Kanig; Lübeck
Prof. Dr. Bernhard Lindenbein; Berlin
Manfred Möller; Bad Breisig
Joachim Neumann; Hirschberg
Anneliese Rosenfeld; Döhle
Klaus-Peter Ruhmke; Gramzow

Aus gesundheitlichen Gründen schieden aus dem Verein:

Karl Friedrich; Hamburg

Aus Altersgründen sind folgende Mitglieder ausgeschieden:

Horst Kiewitt; Brandenburg
Eveline Neumann; Elze

Aus persönlichen Gründen schieden aus dem Verein:

Gisela Doligkeit; Rothenberg
André Fischer; Lychen

Auf Beschluss der Mitgliederversammlung aus der Mitgliederliste gestrichen:

Dr. Oliver Doetzer
Dr. Ute von Wedel; 16278 Mürow

Der Verein hatte am 21.12.2012 insgesamt 229 Mitglieder.

Autorenverzeichnis

Ute Bleich, Alleestraße 38, 17291 Nordwestuckermark

Pauline de Bok, Bos en Lommerplein 143, 1055 AD Amsterdam,
Niederlande

Martin Herzig, Bogenstraße 5, 15366 Hoppegarten

Alfred Hinrichs (†), Prenzlau

Hagen Mueller-Stahl, Fredericiastr. 5, 14059 Berlin

PD Dr. Klaus Neitmann, Zum Windmühlenberg, 14469 Potsdam, OT
Bornim

Sabine Nietzold, Stadtarchiv der Stadt Prenzlau im Dominikanerkloster,
Uckerwiek 813, 17291 Prenzlau

Prof. Dr. sc. Dr. Werner Kieckbusch, Sellhopsweg 18-22, 22459 Hamburg

Dr. Lutz Partenheimer, Am Neuen Palais 10, 14469 Potsdam

Dr. Hans Praetorius (†), Prenzlau

Bernhardt Rengert, Dorfstraße 34a, 17268 Boitzenburger Land

Dr. Manfred Roeder, Greifenhagener Straße 27, 10437 Berlin

Prof. Leonhard Riewald (†), Prenzlau

Dr. Heinz Schneider, Leonard-Bernstein-Ring 60, 15831 Mahlow

Dr. Matthias Schulz, Bergstraße 9, 17291 Prenzlau

Paul Senske, Klosterstraße 12 a, 17291 Prenzlau

Jürgen Theil, Friedenskamp 6, 17291 Prenzlau

Reinhard Timm, Eibenweg 18, 17291 Prenzlau

Frank Wieland, Rudolf-Breitscheidstraße 1a, 17291 Prenzlau